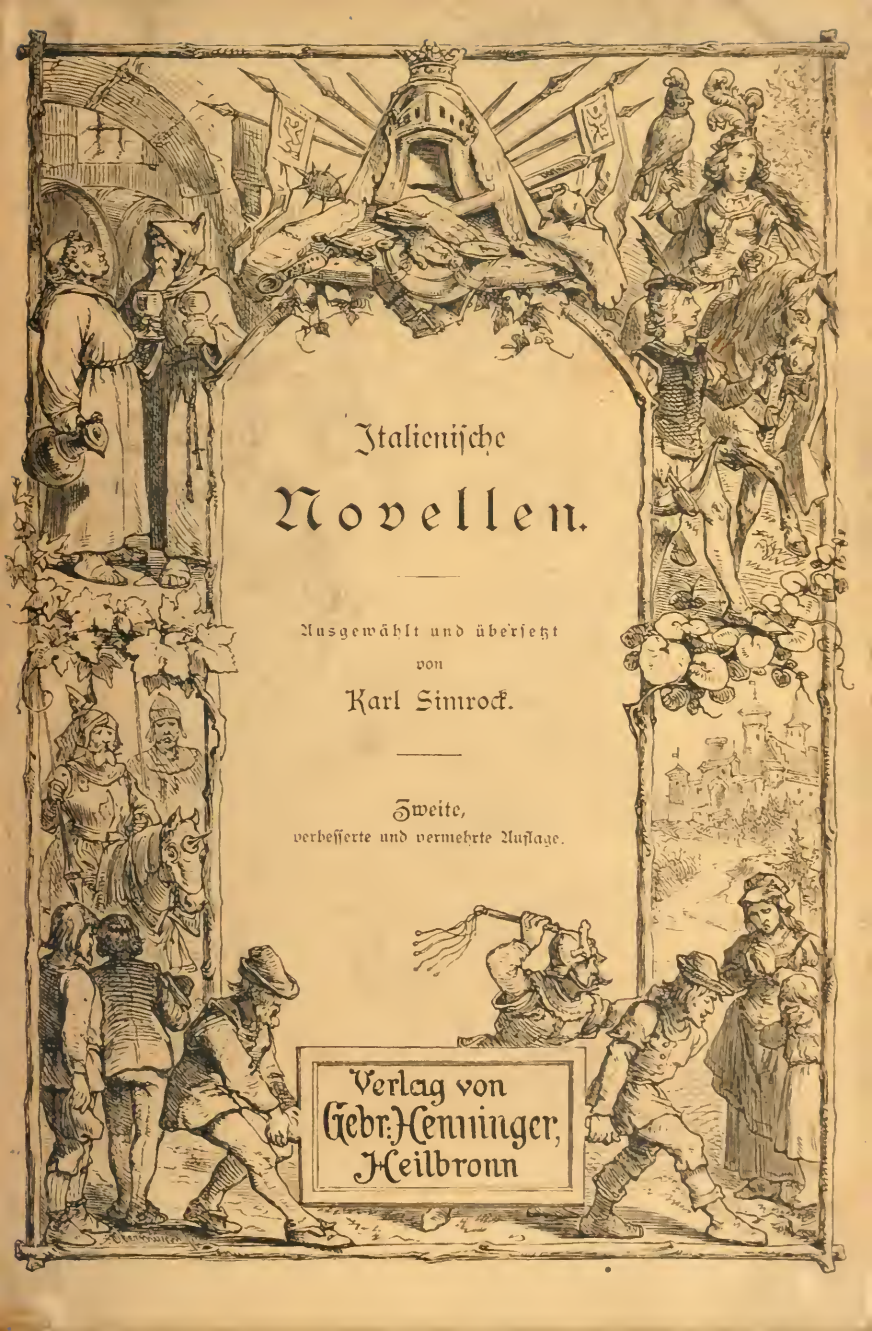
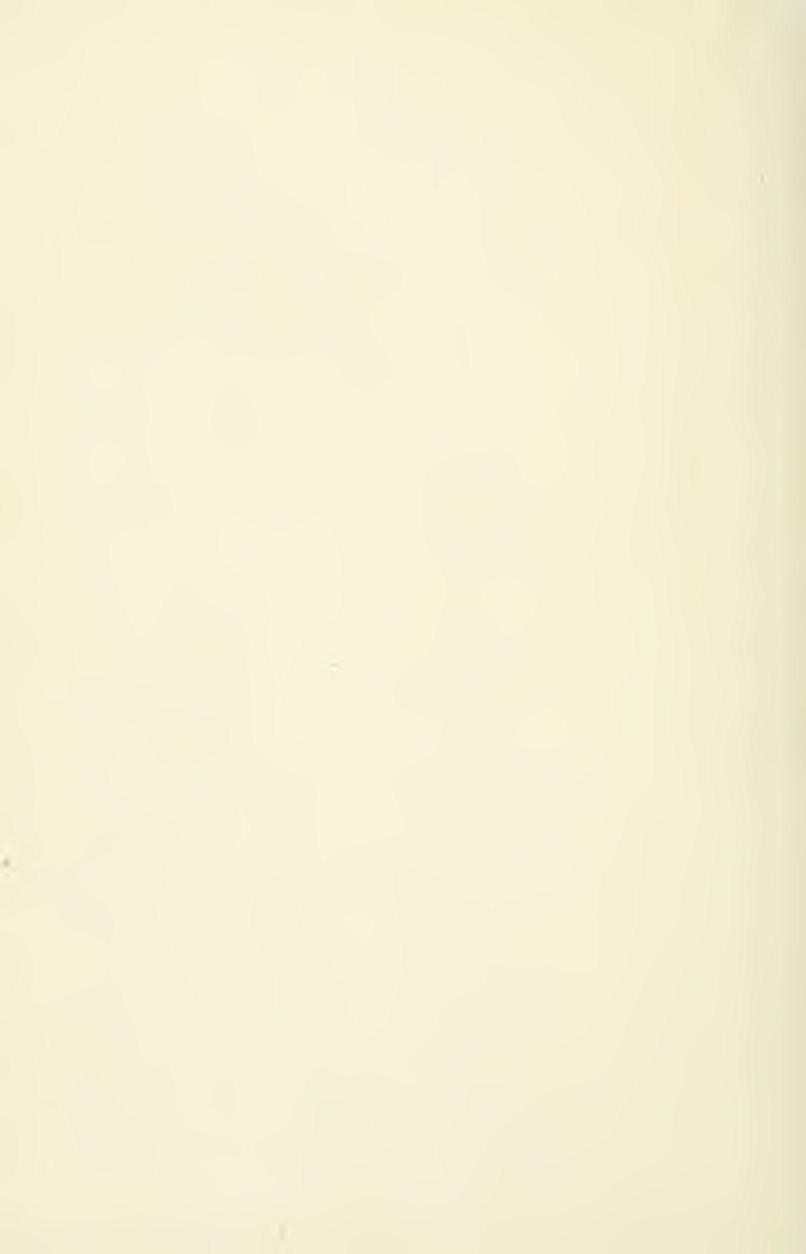

Italienische
Novellen.
Ausgewählt und übersetzt
von
Karl Simrock.
Zweite,
verbesserte und vermehrte Auflage.
Verlag von
Gebr. Henninger,
Heilbronn







Italienische Novellen.



Italienische Novellen.

Ausgewählt und übersetzt

von

Karl Simrock.

Zweite,
verbesserte und vermehrte Auflage.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1877.



Inhalt.

I. Die ältesten Novellen.

(Cento novelle antiche.)

II. Novellen des Boccaccio.

III. Novellen des Sacchetti.

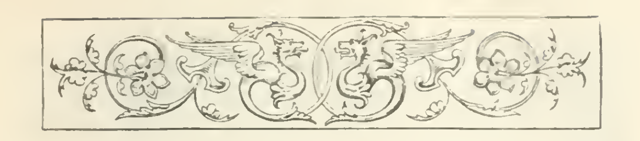
IV. Novellen des Giovanni Fiorentino.



I.

Die ältesten Novellen.





1.

Die drei Edelsteine.

Der Priester Johann, der erlauchte Beherrscher Indiens, schickte eine prächtige Gesandtschaft an den edeln Kaiser Friedrich, an ihn, den reinsten Spiegel hoher Weltsitte, der sinnvolle Reden über Alles liebte und sich bemühte, weise Antworten zu geben. Der Zweck dieser Gesandtschaft bestand in zwei Dingen, nemlich zu erproben, ob der Kaiser weise wäre in Worten und weise in Werken. Er schickte ihm durch die besagten Gesandten drei edle Steine und trug ihnen auf: Gebt sie dem Kaiser und sagt ihm meinerseits, er solle euch sagen, was das beste Ding in der Welt sei, und behaltet seine Reden und Antworten wohl; beobachtet seinen Hof und dessen Sitten, und berichtet mir Alles, wie ihr es gefunden habt, ohne die geringste Auslassung.

Die Gesandten begaben sich vor den Kaiser, begrüßten ihn mit geziemender Ehrerbietung und gaben ihm von Seiten ihres Herrn jene drei Edelsteine. Der Kaiser nahm sie an, erkundigte sich aber nicht weiter nach ihrer Kraft, sondern ließ sie fortlegen, indem er ihre große Schönheit rühmte. Die Gesandten thaten nun ihre Frage und beobachteten die

Sitten des Hofes. Wenige Tage darauf baten sie um Urlaub. Der Kaiser ertheilte ihnen ihre Antwort mit den Worten: Sagt euerm Herrn, daß das beste Ding in der Welt das Maaß sei.

Die Gesandten reisten ab und berichteten ihrem Herrn, was sie gesehen und gehört hätten. Sie priesen den kaiserlichen Hof sehr wegen des Glanzes edler Sitten und der Zucht seiner Ritter. Als der Priester Johann die Erzählung seiner Abgesandten vernommen hatte, lobte er den Kaiser, indem er sagte, er sei zwar sehr weise in Worten aber nicht so in Thaten; weil er nicht nach der Kraft jener Steine gefragt hatte, die doch von so seltenem Werthe waren. Hierauf schickte er die Gesandten wieder zurück und erbot sich, wenn es ihm beliebe, den Kaiser zum Seneschall seines Hofes zu machen und ließ ihm Nachricht geben von seinen Reichthümern, von den verschiedenen Gattungen seiner Unterthanen und den Sitten seines Landes.

Einige Zeit nachher gedachte der Priester Johann, daß die dem Kaiser geschenkten Steine ihre Kraft verlören, da der Kaiser ihren Werth nicht kenne. Er nahm also seinen besten Juwelier und sagte: Strenge alle deine Kräfte an, mir die Steine wieder zu schaffen, und laß sie um keinen Preis zurück. Der Juwelier machte sich mit vielen Steinen von großer Schönheit auf den Weg. Er gelangte an den kaiserlichen Hof, schlug nahe bei dem Schloß einen Laden auf und fing an seine Steine zu bearbeiten. Die Barone und Ritter kamen und sahen seine Handtierung. Der Juwelier war ein kluger Mann: wenn er einen sah, der am Hofe Zutritt hatte, so verkaufte er ihm nicht, sondern schenkte ihm viele Ringe, so daß sein Ruhm bis vor den Kaiser gelangte. Dieser ließ ihn kommen und zeigte ihm seine Steine.

Der Meister rühmte sie, aber nicht sonderlich und fragte, ob er keine bessere habe? Da ließ der Kaiser jene drei kostbaren Steine bringen, welche er eben zu sehen wünschte. Der Juwelier freute sich, nahm einen Stein in die Hand und sagte: Herr, dieser Stein ist so viel werth, als die beste Stadt eures Reichs. Dann nahm er den andern und sagte: Dieser ist so viel werth, als die beste Provinz eures Landes. Darauf nahm er den dritten und sprach: Herr, dieser ist mehr werth als euer ganzes Reich. Und somit schloß er die Hand, worin er die Steine hielt und alsbald verhüllte ihn die Kraft des einen derselben so, daß weder der Kaiser noch seine Leute ihn sehen konnten. So stieg er die Treppe hinab und ging davon und heim zu seinem Herrn, dem Priester Johann, welchem er die Steine mit großer Freude überreichte.

2.

Der Weise im Gefängniß.

In Griechenland war ein König mit Namen Philipp, der ein großes Reich besaß. In seiner Haft befand sich wegen eines Vergehens ein Grieche, dessen Weisheit so groß war, daß er Himmel und Erde erkannte. Eines Tages ward dem Könige von Seiten des spanischen Hofs ein edles Roß von seltenem Werth und schöner Gestalt zum Geschenk gemacht. Sogleich berief er seine Marschälle, um sie über den Werth des Pferdes zu befragen. Man sagte ihm, daß sich in seinen Gefängnissen ein edler Grieche befinde, der von allen Dingen Kenntniß habe, worauf er Befehl gab,

das Roß vorzuführen und den Weisen aus dem Gefängniß herbeizuholen. Dann sprach er zu diesem: Betrachtet dies Pferd, Meister, ich höre ihr versteht euch auf Alles. Der Grieche schaute nach dem Pferde und sprach: Herr, das Roß hat eine schöne Gestalt, schade nur, daß es mit Eselsmilch genährt worden ist.

Da schickte der König nach Spanien um auszumitteln, wie das Pferd erzogen sei, und es ergab sich, daß die Mutter gestorben und das Fohlen von einer Eselin gesäugt worden war. Verwundert über diese Bestätigung befahl der König dem Griechen täglich ein halbes Brot auf Kosten des Hofes zu verabreichen.

Bald darauf als der König seine Kronjuwelen ordnete, ließ er den Griechen abermals aus seiner Haft vorführen und sprach: Meister, ihr habt von allem Kenntniß und eurer Wissenschaft ist nichts verborgen; zeigt jetzt einmal, daß ihr euch auf Edelsteine versteht und sagt mir, welchen ihr unter diesen für den kostbarsten haltet? Der Grieche blickte sie an und sprach: Herr, welchen haltet ihr dafür? Der König griff einen Edelstein von besonderem Glanze heraus und sprach: Ich halte diesen für den schönsten und kostbarsten. Der Grieche legte ihn auf die flache Hand, schloß sie und hielt die Hand ans Ohr: Dann sagte er: Herr, dieser hat einen Wurm.

Alsbald berief der König seine Juweliere und ließ den Stein durchfeilen, und siehe, es fand sich ein lebendiger Wurm darin. Da rühmte der König Philipp die außerordentliche Wissenschaft des Griechen und befahl ihm täglich ein ganzes Brot auf Kosten des Hofes zu reichen.

Nicht lange nachher meinte der König Ursache zu haben, seine Geburt nicht für rechtmäßig zu halten, er schickte daher

wieder nach dem weisen Griechen, schloß sich mit ihm in seinem Kabinet ein und hub an: Meister, ich habe große Begriffe von eurer Weisheit, von der ihr bei den Fragen, die ich euch vorlegte, unwidersprechliche Beweise gegeben. Nun wünsche ich von euch zu hören, wessen Sohn ich sei? Herr, antwortete der Grieche, welche Frage legt ihr mir vor! Wißt ihr doch, daß ihr der Sohn des verstorbenen Königs seid. — Antwortet mir nicht, um mir zu schmeicheln, versetzte der König, sondern sprecht die Wahrheit frei von der Brust, wo nicht, so lasse ich euch eines schimpflichen Todes sterben. So wißt denn, spricht der Weise, daß ihr eines Bäckers Sohn seid.

Wohlan, sprach der König, das muß ich von meiner Mutter hören, ließ diese herbeirufen und bestürmte sie so lange mit heftigen Drohungen, bis sie die Wahrheit gestand und die Aussage des Griechen bestätigte.

Hierauf verschloß sich der König wieder mit dem weisen Griechen und sprach: Meister, nach allen Beweisen, die ihr mir von eurer Weisheit gegeben habt, bitte ich euch, mir zu sagen, wie ihr zu der Kenntniß dieser Dinge gelangt seid?

Herr, antwortete der Alte, daß das Pferd mit Eselsmilch gesäugt worden, sah ich an einem ganz natürlichen Zeichen: es hatte lange herabhängende Ohren, welche den Pferden sonst nicht eigen sind. Daß sich ein Wurm in dem Edelsteine befand, schloß ich aus seiner Wärme, denn die Steine sind von Natur kalt, und weil dieser warm war, so mußte ich daraus auf etwas Lebendiges schließen, das sich darin befand.

Woran erkanntest du aber, fiel der König ein, daß ich eines Bäckers Sohn sei?

Herr, fuhr der Grieche fort, als ich euch jenen überraschenden Aufschluß über das Pferd gab, ließt ihr mir zur Belohnung täglich ein halbes Brot reichen, und als ich euch von dem Wurm in dem Steine sagte, befahlt ihr mir täglich ein ganzes zu geben. Daraus schloß ich, wessen Sohn ihr sein müßtet. Denn wäret ihr eines Königs Sohn gewesen, so würde euch eine reiche Stadt ein zu geringes Geschenk gedünkt haben; aber nach eurer Herkunft hieltet ihr es für hinreichend, mich mit Brot abzuspeisen, wie euer Vater zu thun pflegte.

Da schämte sich der König seines Geizes, entband ihn seiner Haft und beschenkte ihn reichlich.

3.

Acht Pfennige täglich.*)

Titus, der Kaiser zu Rom, gab ein Gesetz, daß der Tag seiner Geburt gefeiert werden, und wer an diesem Tage etwas verrichte oder arbeite, eines harten Todes sterben solle. Dann berief er den Zauberer Virgilius, und sagte ihm, welch Gebot er ausgehen lassen, und daß er fürchte, man werde dessen Uebertretung zu verheimlichen wissen. Deßhalb bitte er ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, woran er erkennen möchte, wenn Jemand seinem Gebot zuwiderhandle. Da schuf Virgilius durch seine Zauberkunst eine Säule mitten in der Stadt, und setzte darauf einen Abgott, der dem Kaiser genau anzeigte, wer das Gesetz gebrochen

*) Zum Theil nach den deutschen Gestis Romanorum.

und an dem gebotenen Tage gearbeitet hatte. Und auf die Anklage dieses Abgotts hatten schon Viele das Leben eingebüßt. Nun lebte in Rom ein Schmied, Namens Phocas, der hatte an dem Tage, dessen Feier geboten war, wie an jedem gewöhnlichen Werktag gearbeitet, und als er nun des Nachts in seinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaisers verletzt und schon Mancher vor ihm durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiermit stand er auf und ging hin zu dem Abgott, drohte ihm und sprach: O Säule, Säule, dein Geplauder hat schon manchen armen Sünder das Leben gekostet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, sonst schlag ich dir dein Haupt ab und zerschmettere es mit meinem Hammer. Darum laß dir rathen und schweige von mir. Des andern Morgens in aller Frühe schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Säule und ließ fragen, ob Jemand wider sein Gebot gethan habe? Und wie die Boten kamen und den Auftrag des Kaisers ausrichteten, da sprach die Säule: Schaut auf und lest, was an meiner Stirne geschrieben steht. Die Boten blickten empor und lasen; da stand geschrieben: „Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer: darum höre, sieh und schweige, willst du in Frieden leben. Geht hin und sagt eurem Herrn, was ihr gesehen und gelesen habt.“ Die Boten schieden von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiser, was sie vernommen hatten. Und als der Kaiser dies hörte, befahl er zwölfen seiner Ritter sich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, dem sollten sie Hände und Füße binden, und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen

zu der Säule, grüßten sie im Namen des Kaisers, und baten sie, diejenigen zu nennen, die das Gebot übertreten und ihr gedroht hätten. Da sprach sie: So nehmt Phocas den Schmied gefangen, denn der hat das Gesetz des Kaisers in keinen Betracht genommen, und ist auch der gewesen, der mir gedroht hat. Da gingen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du das Gebot nicht, das ich gesetzt habe? Phocas antwortete und sprach: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, ohne täglich zu arbeiten. Der Kaiser fragte hierauf, wozu er der acht Pfennige bedürfe? Da sprach Phocas: Das will ich euch sagen. Das ganze Jahr hindurch muß ich jeden Tag zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. Der Kaiser befahl ihm, sich deutlicher zu erklären, wie dies zu verstehen sei? Da hob der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist, und nichts mehr verdienen kann. Auch habe ich einen Sohn, der in die Schule geht, dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn ich alt werde. Dann habe ich auch ein Weib, welchem ich täglich zwei Pfennige geben muß: die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zwei Pfennige, die ich verzehre mit Essen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenket meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ich kann von den acht Pfennigen mit Nichten einen entbehren.

Als der Kaiser dies hörte, war er unschlüssig, was er thun solle. Er dachte, wenn ich ihm geböte, von seiner Gewohnheit abzulassen, so würde ich ihn verdrießen und irre machen; ich will ihm lieber ein strenges Gebot auferlegen, und wenn er dagegen verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. · Geh mit Gott, sagte er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher, nur hüte dich wohl, bei Strafe deines Lebens, Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen hättest. — Diesen Befehl ließ er von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte sich und ging an seine Geschäfte.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinen Hof, um sie auf die Probe zu stellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zwei erstattet, zwei verliehen, zwei verloren und zwei verzehrt würden, und fragte sie, wie dies zu verstehen sei. Die Weisen wußten nicht gleich Bescheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen bewilligt ward. In ihren Zusammenkünften bemühten sie sich indeß vergeblich, das Räthsel zu lösen, bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied beziehe, den der Kaiser hatte verhaften lassen. Sie begaben sich also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: Besteht ihr darauf, es zu wissen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgülden: unter keiner andern Bedingung werdet ihr es je erfahren. Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürch=

teten, die Frist möchte verstreichen und gaben ihm die verlangten hundert Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand, beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen; und sagte dann den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Befriedigt gingen sie von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ der Kaiser sie vor sich berufen, um die Antwort der Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören, und siehe, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiser wunderte es sehr, wie sie dies erfahren, ließ den Schmied vor sich laden und gedachte bei sich selbst: Den will ich gut auszahlen. Sie werden ihm mit Versprechen und Drohungen so lange zugesetzt haben, bis er ihnen Alles verrathen hat: durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmer herausgebracht. Da hat er sich aber selber geschadet.

Als der Schmied kam, redete ihn der Kaiser an: Meister, ihr habt euch schwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verriethet, was ich befahl geheim zu halten. Das wird euch übel bekommen. Herr, begann der Schmied, ihr habt zu verfügen, nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt nach eurem Wohlgefallen; ich unterwerfe mich euch, wie einem geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider euch gehandelt zu haben, denn euer Befehl war, Niemand, was ich euch gesagt, zu offenbaren, ich habe denn zuvor hundertmal euer kaiserliches Antlitz geschaut. Ich durfte daher dem Ansinnen der Weisen kein Gehör geben, bevor ich der von euch gestellten Bedingung Genüge ge-

leistet. Diese suchte ich also zu erfüllen, und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgülden geben, besah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgeprägtes Bild und sagte ihnen erst dann, was sie zu wissen begehrten. Dadurch, gnädiger Herr, glaube ich nicht wider euch verstoßen zu haben.

Als dies der Kaiser hörte, mußte er lachen und sprach: Geh mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen. Der Herr schenke dir Glück und Segen! Damit beurlaubte sich der Schmied, ging nach Haus und lebte fortan in Frieden nach seiner Weise. Aber nach dem Tode des Kaisers ward Phocas der Schmied zu dessen Nachfolger erwählt, und als er selber zu sterben kam, stellte man sein Bild zu denen der andern Kaiser, und acht Pfennige wurden über sein Haupt gemalt.

4.

Der vertriebene König.

Ein Herr in Griechenland, der ein großes Königreich besaß, hatte einen Sohn, den er sorgsam auferziehen, in den sieben freien Künsten unterrichten und zu einem gesitteten Leben anleiten ließ. Eines Tages nahm dieser König eine Menge Goldes, gab es dem Sohne und sprach: Verwende dies nach deinem Wohlgefallen. Zugleich befahl er den Edelleuten am Hofe, ihm keinerlei Anleitung über den Gebrauch des Goldes zu geben, jedoch sein Benehmen sorgfältig zu beobachten. Jene gehorchten und standen eines Tages mit dem Jünglinge, der seinen Gedanken nachhing, an den Fenstern des Palastes, als einige Leute des Weges zogen, deren Tracht und Ansehen von Reichthum und Adel

zeugte. Der Weg lief am Fuße des königlichen Palastes hin. Der Jüngling befahl den ganzen Zug der Vorbeireisenden anzuhalten und vorzuführen. Man gehorchte und die Fremden wurden im Beisein der Edelleute vor den Jüngling geführt, und einer derselben, der am beherztesten und gewandtesten schien, trat vor und fragte: Herr, was ist zu euerm Befehl? Der Königssohn fragte ihn nach seiner Heimath und seinem Stande, worauf jener erwiederte: Herr, mein Vaterland ist Italien, ich bin Kaufmann und Herr eines großen Vermögens, das ich nicht der Sorge meiner Vorfahren, sondern meiner eigenen Betriebsamkeit verdanke.

Der Jüngling wandte sich nun zu dem Zweiten, der zwar mit edelm Anstande, aber mit dem Ausdruck des Kummers und der Verlegenheit dastand, und befahl ihm vorzutreten, weil er sich unter der Menge verbarg, worauf er, jedoch nicht mit dem Selbstvertrauen des Erstern vortrat und fragte: Herr, was befehlt ihr? Der Jüngling versetzte: Nenne mir deine Heimath und deinen Stand. Und Jener entgegnete: Herr, ich bin König von Syrien und habe mich so betragen, daß meine Unterthanen mich vom Throne stießen. Da nahm der Jüngling all sein Gold und schenkte es dem vertriebenen Könige.

Diese Handlung ward bald im ganzen Palaste bekannt. Die Ritter und Barone berathschlagten sich laut darüber und der ganze Hof hallte wieder von der Verwendung jenes Goldes. Auch der König erfuhr den Vorgang und ließ sich die an die Fremden gerichteten Fragen und ihre Antworten von Wort zu Wort erzählen. Dann berief er den Sohn und stellte ihn, in Gegenwart vieler Barone, über die Verwendung des Geldes zur Rede. Welchen Grund hattest du, welche Rücksicht bewog dich, den unbeschenkt zu lassen,

der durch seinen Fleiß Vieles erworben und Alles dem zuzuwenden, der das Seinige durch seine Thorheit verloren hatte?

Der weise Jüngling entgegnete: Herr, ich gab dem nichts, der mich nichts gelehrt hatte; auch beschenkte ich weder den Einen noch den Andern: was ich gab, war nicht Geschenk, sondern Lohn. Der Kaufmann lehrte mich nichts: ich war ihm also zu nichts verpflichtet; der Andere aber, eines Königs Sohn und voreinst im Besitz einer Krone, dessen Unbesonnenheit Ursache war, daß ihn seine Unterthanen verstießen, lehrte mich, wie ich mich zu betragen habe, daß die meinigen mir nicht dermaleinst ein Gleiches thun: für eine so heilsame Lehre empfing er noch zu geringen Lohn.

Da rühmte der König und alle Anwesende des Jünglings Verstand und hegten große Erwartungen von seiner Jugend und der Weisheit, womit er bei reifern Jahren regieren werde, da er bei so zartem Alter schon so hohe Beweise seiner Einsicht gegeben. Briefe flogen durch das Land, den Vorfall Baronen und Edeln zu melden und großer Hader entstand unter den Weisen.

5.

Die drei Zauberer.

Der Kaiser Friedrich war ein höchst edler Herr, und was nur Muth und Tugenden hatte, strömte von allen Seiten an seinen Hof, denn er war willig im Geben und aller adlichen Sitte voll. Wer sich durch irgend eine Gabe auszeichnete, kam zu ihm und so sah man Kunstsänger, Spielleute und Schönredner, Lanzenbrecher, Fechter und viel anderes Volk bei ihm verkehren.

Eines Tages stand der Kaiser vor gedeckten Tafeln und ließ schon das Wasser zum Handwaschen reichen, so daß man sich nur noch zu Tische zu setzen hatte, als drei Meister der Negromantie mit drei Dienern erschienen und sich dem Kaiser sofort vorstellten. Dieser fragte: Wer ist der Meister von euch dreien? Einer von ihnen trat vor und sagte: Ich bin es, Herr. Der Kaiser bat ihn, seine Künste zu zeigen, worauf sie ihre Kreise zogen und ihre Beschwörungen begannen. Der Himmel fing an sich zu trüben, ein plötzlicher Regen goß nieder, häufige Donnerschläge und Blitze folgten sich und die Welt schien im Sturm vergehen zu wollen. Darauf fiel ein Schloßenhagel, so dick und schwer, daß die Ritter in die Gemächer nach allen Seiten flohen. Bald klärte sich das Wetter wieder auf und die Meister baten um Urlaub und Lohn. Der Kaiser sprach: Fordert. Diese forderten den Grafen Richard von St. Bonifacio, der zunächst bei dem Kaiser stand und sagten: Herr, befehlt dem Grafen, daß er uns gegen unsere Feinde zu Hülfe komme. Der Kaiser ersuchte ihn freundlich, ihnen zu willfahren.

Der Graf machte sich mit ihnen auf den Weg. Sie führten ihn in eine schöne Stadt. Hier zeigten sie ihm viele stolze Ritter und schöne Pferde, auch verschafften sie ihm herrliche Waffen und sagten: Alles dies ist zu euerm Befehl. Die Feinde boten sich zur Schlacht; der Graf schlug sie und befreite das Land. In zwei andern siegreichen Schlachten gelang es ihm, sich das ganze Reich zu unterwerfen. Darauf vermählte er sich und zeugte Kinder und beherrschte das Land viele Jahre in Frieden.

Es verging eine lange Zeit, eh die Meister zurückkehrten: der Sohn des Grafen zählte schon vierzig Jahre,

der Graf selbst war ein alter Mann geworden. Die Meister traten vor den Grafen: sie erkannten sich wieder. Die Meister frugen: Beliebt es euch, zu dem Kaiser zurückzukehren? Der Graf antwortete: Das Reich wird seitdem seinen Herrn mehrmals gewechselt haben, alle Leute würden mir unbekannt sein, wohin sollte ich kehren? Die Meister lächelten und sagten: Wir bestehen darauf, euch zurückzuführen.

Sie begaben sich auf den Weg und kamen nach langer Reise an den Hof. Sie fanden den Kaiser und seine Barone, die eben mit dem Wasser zum Handwaschen fertig wurden, welches man umher gereicht hatte, als der Graf sich mit den Meistern entfernte. Der Kaiser bat ihn zu erzählen, was er ausgerichtet habe. Da sprach der Graf: Seit ich von hier weggegangen bin, habe ich ein Weib genommen und Kinder von vierzig Jahren gezeugt und in drei Feldschlachten den Sieg erfochten. Die ganze Welt müßte sich erneut und umgestaltet haben, mit welchen Dingen geht dies zu? Der Kaiser vernahm seine Erzählung mit großem Vergnügen, so auch seine Ritter und Barone.

6.

Das Pferd an der Glocke.

Zu den Zeiten König Johanns war in Atri eine Glocke, die ein Jeder, dem großes Unrecht geschah, läuten ging, worauf der König seine dazu bestellten Weisen versammelte und Recht sprach. Als diese Glocke lange bestanden hatte, geschah es, daß das Ende des Stranges ver-

schlissen war, so daß man eine Zaunrübe daran gebunden hatte. Nun hatte ein Ritter aus Atri ein edles Roß, das so gealtert war, daß es keine Dienste mehr leisten konnte, und um es nicht beköstigen zu müssen, ließ es der Herr frei umherlaufen. Das hungrige Pferd gerieth mit dem Maul an jene Zaunrübe und wollte sie abweiden: die gezogene Glocke begann zu läuten. Sogleich versammelten sich die Richter und sahen die Bitte des Pferdes, das um Recht zu flehen schien. Sie urtheilten, daß der Ritter, dem es in der Jugend gedient habe, es im Alter zu ernähren verbunden sei. Da ward es ihm von dem König bei schwerer Strafe anbefohlen.

7.

Der Gnadenruf.

An dem Hofe von Puy Notre Dame in Provence wurde ein edles Fest angeordnet, als der Sohn des Grafen Raimon zum Ritter geschlagen ward und viele Edeln einlud. Da kamen ihm zu Liebe so Viele dahin, daß an Silber und Gewändern Mangel ward und der junge Graf die Ritter seines Landes entblößen mußte, um die fremden Hofleute auszustatten, womit nicht Alle sich zufrieden bezeigten. Eines Tages ward das Fest angeordnet und ein jähriger Sperber auf eine Stange gesetzt. Wer sich nun an Muth und Habe reich genug wußte und den erwähnten Sperber auf seine Faust nahm, der war verbunden, den Hof jenes ganze Jahr lang zu unterhalten. Die Ritter und Edelknappen, die fröhlich und wohlgemuth waren, dich=

teten schöne Canzonen, sowohl die Weise wie die Worte, und vier Merker waren bestellt, welche die gelungenen in Ansatz brachten und die übrigen den Dichtern zur Verbesserung empfahlen. So verbrachten sie die Zeit und sprachen viel zum Ruhm ihres Herrn und priesen seine Söhne als ritterlich und wohlgezogen. Nun geschah es, daß einer dieser Ritter, den wir Messer Alamanno nennen wollen, ein Mann von großer Tapferkeit und Trefflichkeit, eine sehr schöne Edelfrau von Provence liebte, Dame Grigia, und zwar so geheim, daß ihn Niemand bewegen konnte, sie kund zu geben. Die Edelknappen von Puy aber verbanden sich, ihn irre zu führen und zum Prahlen zu verleiten; sie sagten zu gewissen Rittern und Baronen: Wir bitten euch, es beim nächsten Turnier so einzurichten, daß ein Jeder großspreche. Sie dachten nämlich: Der Ritter ist ein trefflicher Kämpfer und wird sich jenes Tages im Turnier hervorthun und vor Freude in Hitze gerathen, die Ritter werden sich alsdann rühmen und dann wird auch er sich nicht enthalten können, mit seiner Dame zu prahlen. So leiteten sie es ein, und als der Tag des Turniers kam gewann der Ritter den Preis der Waffen und gerieth vor Freuden außer sich. Als man des Abends sich ausruhte, fingen die Ritter zu prahlen an: der Eine mit schönen Damen, ein Anderer mit schönem Waffenspiel, ein Dritter mit schönem Schloß; dieser mit schönem Habicht, jener mit schönem Abenteuer. Da konnte der Ritter sich nicht enthalten mit seiner schönen Dame zu prahlen.

Als er nun heimging, um sich wie gewöhnlich mit ihr zu erfreuen, verabschiedete ihn die Edelfrau. Der Ritter gerieth vor Schrecken außer sich, schied von ihr und der Gesellschaft der Ritter, floh in einen Wald und verschloß

sich so heimlich in eine Einsiedelei, daß Niemand davon erfuhr. Wer da die Betrübniß der Ritter, Frauen und Fräulein gesehen hätte, wie oft sie den Verlust eines so edeln Ritters beklagten, der hätte gewiß Mitleid gehabt.

Eines Tages geschah es, daß sich die Edelknappen von Puy auf der Jagd verirrten und zu der besagten Einsiedelei gelangten. Er fragte sie, ob sie von Puy seien? Sie antworteten ja, und er erkundigte sich nach Neuigkeiten. Da fingen die Edelknappen an, ihm zu erzählen, wie es dort üble Neuigkeiten gebe, indem man um eines geringen Fehltritts willen die Blume der Ritterschaft verloren und seine Dame ihn verabschiedet habe und wie Niemand wisse, was aus ihm geworden sei: es sei aber für nächstens ein Turnier angekündigt, zu dem sich viele Edeln einfinden würden und da dächten sie, er habe ein so edles Herz, daß er, wo er auch sei, erscheinen werde, um mit ihnen zu turnieren. Auch hätten sie Wachen von großer Gewalt und Klugheit ausgestellt, welche ihn sogleich festhalten würden, und so hofften sie Ersatz ihres großen Verlustes.

Da schrieb er einem vertrauten Freunde, er möge ihm am Tage des Turniers heimlich Roß und Waffen senden, und hierauf schickte er die Edelknappen weg. Der Freund erfüllte das Verlangen des Einsiedlers: am Tage des Turniers sandte er ihm Roß und Waffen und dieser befand sich jenen Tag in dem Gewühl der Ritter und trug den Preis des Turniers davon. Die Wachen hatten ihn gesehen und erkannt und sogleich trugen sie ihn auf den Händen zu großer Lust daher. Die Gesellschaft in ihrer Freude schlug ihm den Helmsturz vor dem Gesichte nieder und bat ihn inständigst, ein Lied zu singen. Er aber antwortete: Ich singe nicht eher, bis ich Frieden von meiner Dame habe.

Da wandten sich die edeln Ritter an die Edelfrau und baten sie inständig, ihm zu vergeben. Die Dame antwortete: Sagt ihm, ich würde ihm niemals vergeben, wenn er nicht durch hundert Barone, hundert Ritter, hundert Edelfrauen und hundert Fräulein mich um Gnade bitten ließe: diese müßten alle einstimmig Gnade rufen, ohne zu wissen, wer sie gewähren solle. Der Ritter, welcher große Klugheit und Geschicklichkeit besaß, wußte, daß die Zeit heranrücke, wo ein großes Fest gefeiert werden sollte, zu dem viele Edle herbeiströmen würden. Meine Dame, dachte er, wird zugegen sein und außerdem so viel Ritter und Damen, als sie zum Gnaderufen verlangt. Er erfand nun eine sehr schöne Canzonette, und am Morgen begab er sich an einen erhöhten Platz und begann jene Canzonette so gut ers verstand zu singen und er verstand es vortrefflich. Sie lautete etwa so: So wie der Elephant, wenn er gefallen ist, sich nicht erheben kann, bis ihn Andere mit dem Ruf ihrer Stimme erheben, so thue auch ich: denn mein Vergehen ist mir so schwer und drückend, daß der Hof von Puy mir vergällt ist. Und wenn die Bitte tadelloser Liebhaber mich nicht wieder aufhebt, so komme ich nie wieder auf die Füße. Möchten sie geruhen dort für mich um Gnade zu rufen, wo meine Bitten nichts fruchten u. s. w.

Hierauf schrien Alle, die auf dem Platze waren, um Gnade und die Edelfrau verzieh ihm, und hiermit erlangte er ihre vorige Gunst wieder.

8.

Gottes Wille geschieht.

Der König von Frankreich führte Krieg mit dem Grafen von Flandern; zwei Schlachten waren schon geschlagen, in welchen viel gute Ritter und eine große Menge Volks von beiden Seiten den Tod gefunden, gewöhnlich aber der König den Kürzern gezogen hatte. Um diese Zeit pflegten zwei Blinde auf der Straße vor Paris zu stehen, um Almosen zu ihrem Lebensunterhalte zu sammeln. Unter diesen entspann sich ein lebhafter Streit: den ganzen Tag sprachen sie über den König von Frankreich und den Grafen von Flandern. Einer sagte zu dem Andern: Höre, was sagst du? Ich sage, der König wird siegen, der Andere erwiederte: Nein, der Graf; und setzte dann hinzu: es wird geschehen, was Gott gefällt. So stritten sie jeden Tag über den Ausgang der Kriegsbegebenheiten. Ein Edelmann vom Hofe, der mit seinen Leuten jene Straße ging, blieb eines Tages stehen, um den Streit der Blinden mit anzuhören; dann begab er sich an den Hof zurück und erzählte dem König zu großer Belustigung der Anwesenden, wie die beiden Blinden den ganzen Tag über ihn und den Grafen in Streit lägen. Der König lachte und schickte einen Edelknecht ab, um dem Streit zuzuhören und sich zu merken, welcher von beiden das Eine und welcher das Andere behaupte. Dieser ging, horchte genau auf und stattete dem König Bericht ab.

Alsbald berief der König seinen Seneschall und befahl ihm, zwei große Brote aus feinem weißen Mehl backen zu lassen. Bevor sie in den Ofen kämen, solle er in das eine zehn Goldstücke in geraumer Entfernung von einander verbergen, in das andere aber nichts: wenn sie dann gar

seien, solle der Edelknecht sie den beiden Blinden um Gottes=willen schenken, und zwar das mit dem Gelde demjenigen, welcher den Sieg des Königs von Frankreich behaupte, das andere dem, welcher der Meinung sei, Gottes Wille werde geschehen.

Der Edelknecht that nach des Königs Befehl. Als der Abend kam, kehrten die Blinden nach Hause; der, welchem das Brot ohne das Geld zu Theil geworden war, sprach zu seiner Frau: Gott hat uns heute wohlbedacht: genießen wir seiner Gaben. Sie setzten sich und aßen das Brot rein auf, so wohl schmeckte es ihnen. Der andere Blinde, welcher das goldbeschwerte Brot erhalten hatte, sprach am Abend zu seinem Weibe: Frau, laß uns dieses Brot aufbewahren und morgen verkaufen, damit wir etwas baar Geld in die Hände bekommen: wir können ja heute von den Brotscheiben zehren, die wir erbettelt haben.

Am Morgen standen sie auf und Jeder begab sich mit seiner Frau dahin, wo sie gewohnt waren, zu stehen und die Vorübergehenden anzusprechen. Als sie dahin kamen, sprach der Eine, der sein Brot verzehrt hatte, zu seinem Weibe: Frau, unser Gefährte dort, der wie wir von Almosen lebt und mit dem ich immer streite, hat doch auch ein Brot von dem Edelknecht des Königs erhalten? Allerdings, antwortete die Frau. Nun wohlan, fuhr jener fort, so gehe doch zu seiner Frau und höre, ob sie es verkaufen wollen? Du kannst schon etwas daran wenden: das unsrige schien mir sehr schmackhaft. Denkst du denn, entgegnete die Frau, sie werden es nicht eben so gut als wir zu essen verstanden haben? Wer weiß? entgegnete der Blinde: vielleicht haben sie es aufbewahrt, um einige Batzen dafür zu lösen, und sich nicht getraut, es zu verzehren, wie wir thaten, weil es so schön war und so groß und weiß.

Da die Frau den Willen des Mannes vernahm, ging sie zu der Frau des Andern und fragte, ob sie das Brot, das ihr der Edelknecht des Königs geschenkt, schon verzehrt hätten, und wenn es noch da sei, ob sie gewillt wären, es zu verkaufen? Wir haben es noch, gab Jene zur Antwort, ich werde fragen, ob mein Mann es verkaufen will, wie er gestern Abend sagte. Gleich darauf kehrte sie zurück und erklärte, sie wolle es verkaufen, allein nur für vier Silberbatzen Pariser Geld, die es wohl werth sei. Der Handel ward richtig und sie kehrte mit dem erkauften Brote zu ihrem Manne, der sich freute, als er es hörte. Heute Abend, sagte er, werden wir wieder so gut leben, als gestern.

Der Tag verging, die Blinden begaben sich nach Hause. Laß uns zu Nacht speisen, sagte der Eine, der das Brot gekauft hatte, zu seiner Frau. Sie nahm ein Messer um das Brot anzuschneiden: schon bei der ersten Scheibe fiel ihr ein Goldstück vor die Füße; sie schnitt weiter und jede Scheibe enthielt eine Goldmünze. Der Blinde hörte den Klang und fragte, was das sei, was er klingen höre, und die Frau erzählte ihm, was sie gefunden. Der Blinde bat sie, weiter zu schneiden, und als alles zerschnitten und jede Scheibe durchsucht war, fanden sich die zehn Goldstücke, welche der König befohlen hatte einzubacken. Der Blinde wußte sich vor Freude kaum zu lassen: Siehst du nun, sprach er zu seiner Frau, daß ich die Wahrheit sagte, daß Gottes Wille geschehen muß und daß es nicht anders sein kann! Nun weißt du doch, daß unser Gefährte täglich mit mir streitet und sagt, der König werde siegen; ich aber sage, Gottes Wille wird geschehen. Darauf begaben sie sich zur Ruhe.

Am Morgen standen sie auf, um ihrem Gefährten die Nachricht von dem Glücksfunde mitzutheilen. Aber

der König hatte schon bei Zeiten hingesandt, um zu erfahren, wie es mit dem goldbeschwerten Brote gegangen sei; denn Tags zuvor hatte er nicht nachforschen lassen, weil er dachte, sie würden es noch nicht verzehrt haben. Der Edelknecht verbarg sich hinter einem Pfeiler, um von den Frauen nicht gesehen zu werden. Als nun die Blinden an die Stelle kamen, wo sie gewohnt waren, ihren Stand zu haben, begann der Eine, welcher das Brot erkauft hatte, den Andern beim Namen zu rufen. Noch immer behaupte ich, fuhr er dann fort, es wird geschehen, was Gottes Wille ist. Gestern kaufte ich ein Brot für vier Pariser Silberbatzen, darin fand ich zehn Goldstücke von gutem Gepräge, und so hatte ich einen guten Abend und werde auch ein gutes Jahr haben. Wie dies der Andere hörte, erschrak er heftig und betheuerte, nicht länger mit ihm streiten zu wollen, denn das Recht sei zu offenbar auf des Gegners Seite und Gottes Wille müsse geschehen.

Dies hörte der Edelknecht, kehrte eiligst an den Hof zurück und hinterbrachte dem Könige seine Neuigkeiten, und was die beiden Blinden unter sich gesprochen hätten. Darauf ließ sie der König vor sich kommen und sich den ganzen Hergang von ihnen erzählen: wie Jeder das ihm bestimmte Brot von dem Edelknecht erhalten und der Eine das seinige dem Andern verkauft habe; wie sie vorher lange Zeit mit einander gestritten, und der, welcher behauptet, der König werde siegen, das Geld nicht erhalten, sondern der Andere, der der Meinung gewesen, Gottes Wille müsse geschehen. Daran ergötzte sich der König weidlich mit seinen Baronen und Edelleuten: Wahrlich, rief er aus, dieser Blinde hat Recht, der Wille Gottes muß geschehen und alles Volk der Erde kann kein Titelchen daran ändern.

9.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein reicher Edelmann hatte einen einzigen Sohn, den er, als er heranwuchs, an den Hof eines Königs schickte, um dort Lebensart und feine Sitten zu lernen. Daselbst angelangt, erwarb er sich in Kurzem die Liebe des Königs in so hohem Grade, daß sich ein Theil der übrigen Hofleute, die sich dadurch hintangesetzt glaubten, wider ihn verschwor und einen der ersten Hofbeamten durch Geld und Versprechungen gewann, um den Jüngling aus dem Wege zu räumen. Eines Tages ließ dieser Edelmann ihn zu sich berufen und sagte ihm unter der Versicherung, daß er nur durch die Zuneigung, die er für ihn hege, zu dieser Eröffnung veranlaßt werde, Folgendes: Mein Sohn, der König liebt dich, wie du bemerkt haben wirst, vor allen seinen Untergebenen, aber er hat mir vertraut, daß du ihm durch deinen Athem beschwerlich wirst. Ich rathe dir daher, sei klug und halte, wenn du ihm einschenkst, Mund und Nase zu und wende den Kopf bei Seite, damit der Hauch deines Mundes den König nicht belästige.

Der Edelknabe folgte diesem Rath eine Zeitlang, worüber sich der König so sehr beleidigt fühlte, daß er den Hofbeamten, der ihn dies gelehrt hatte, rufen ließ, und ihm befahl, wenn er den Grund zu diesem Betragen des Jünglings wisse, ihm solchen sofort bekannt zu machen. Dieser stellte sich, als gehorche er nur nothgedrungen dem Befehle, kehrte aber das Verhältniß um und sagte, der Edelknabe könne den Athem des Königs nicht ertragen.

Hierüber noch heftiger aufgebracht, ließ der König auf den Rath des Hofbeamten einen Eisenschmelzer zu sich

kommen und befahl ihm, den ersten, den er ihm zusenden werde, in den glühenden Ofen zu werfen, indem er ihm die Ausführung dieses Befehls und unverbrüchliches Stillschweigen bei Todesstrafe zur Pflicht machte. Der Schmelzer versprach, das Gebot auszuführen, zündete ein großes Feuer in seinem Eisenhammer an und erwartete sorgfältig die Ankunft des Unglücklichen, dem ein so schrecklicher Tod zugedacht war. Andern Morgens schickte der König den unschuldigen Edelknaben in den Eisenhammer mit dem Auftrag, nachzufragen, ob der Befehl des Königs vollzogen sei? Dieser machte sich auf den Weg. Als er aber in die Nähe des Eisenhammers kam, hörte er zur Messe läuten, stieg vom Pferde, band es im Hof der Kirche an und hörte der Messe fleißig zu. Dann ging er nach der Eisenhütte und richtete dem Schmelzer den Auftrag des Königs aus. Dieser gab ihm zum Bescheide, daß schon alles geschehen sei. Der Anstifter der ruchlosen Verschwörung war nämlich, aus Furcht, die Sache möchte durch das Mitleiden des Schmelzers oder durch sonstige Hindernisse verzögert oder gar vereitelt werden, vor ihm hingekommen und hatte im Eisenhammer nachgefragt, ob die Sache schon vor sich gegangen sei? Der Schmelzer antwortete, noch habe er den Befehl des Königs nicht vollzogen, werde es aber sogleich thun. Damit ergriff er den Verräther und warf ihn, ohne auf seine Betheuerungen im Mindesten zu achten, in den glühenden Ofen.

Der Edelknabe kam daher zum Könige zurück und brachte ihm zur Antwort, sein Befehl sei vollzogen. Darüber erstaunte dieser über alle Maaßen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Zusammenhang der Sache zu erfahren. Nachdem es ihm geglückt war, die Wahr=

heit ausfindig zu machen, ließ er alle die hämischen Neider, die den unschuldigen Jüngling hatten anschwärzen wollen, ohne Gnade hinrichten, vertraute auch diesem den ganzen Vorgang der Sache. Danach machte er ihn zum Ritter und schickte ihn mit vielen Reichthümern in seine Heimat zurück.

10.

Das todte Fräulein.

Die Tochter eines mächtigen Vasallen war zum Sterben in den Ritter Lanzelot vom See verliebt, aber er konnte ihr seine Liebe nicht schenken, weil die Königin Ginevra schon sein Herz besaß. Dies Fräulein liebte aber den Ritter so sehr, daß sie zu sterben kam, und Befehl gab, wenn ihre Seele den Leib verlassen habe, solle man ein Schifflein köstlich ausrüsten und mit rother Seide bedecken, auch ein Bette hineinstellen von reichen Zeugen und Seidendecken und mit kostbaren Steinen geziert, und auf dies Bette ihren Leichnam legen, eine herrliche Krone von Gold und seltenen Edelsteinen auf dem Haupt und von dem reichen Gürtel solle eine Börse herabhängen. In der Börse war aber ein Brief des nachstehenden Inhalts. Doch laßt mich erst das erzählen, was dem Briefe vorhergeht. Das Fräulein starb vor Liebesweh und es geschah mit ihr, wie sie befohlen hatte: das Schifflein ward ohne Segel, Ruder und Führer der See übergeben. Das Meer führte es gegen Camalot, wo es an den Strand getrieben wurde. Das Gerücht erscholl am Hofe. Die Ritter und Barone stiegen von dem Palaste hernieder und der edle König

Artus kam hinzu. Die Verwunderung war groß, daß das Schifflein so ohne Führung und Leitung dahin gelangt sei. Der König stieg hinein und erblickte das Fräulein und die prächtigen Gewänder. Man öffnete die Börse und fand den Brief. Der König befahl ihn vorzulesen. Er lautete so: „Allen Rittern der Tafelrunde, als den tapfersten Helden der Erde, entbietet das Fräulein von Scalot ihren Gruß. Und wenn ihr wissen wollt, wie ich mein Ende gefunden habe, so erfahrt, daß es um den besten Ritter der Welt geschah, und zugleich den grausamsten: um Herrn Lanzelot vom See, denn wie sehr ich ihn um Liebe flehte, so wollte er doch nie Mitleid mit mir haben. Und so bin ich Arme aus Liebe gestorben, wie ihr mit Augen sehen mögt."

11.

Die Flucht vor dem Tode.

Eines Tages ging ein Einsiedler durch eine Wildniß und kam an eine weite Höhle, die sehr verborgen gelegen war. Hierhin zog er sich zurück, um auszuruhen, weil er sich vom Wandern erschöpft fühlte. Als er aber in die Höhle kam, sah er es an einer Stelle glänzen und schimmern, denn da waren große Schätze Goldes. Sobald er dies bemerkte, entfernte er sich und lief durch die Einöde, so schnell er nur konnte. Während er so lief, begegnete er drei Erzräubern, die sich in diesem Walde aufhielten und Jeden plünderten, der vorüberwanderte; doch hatten sie das Gold in der Höhle noch nicht bemerkt. Als die Räuber von ihrem Schlupfwinkel

aus jenen Mann fliehen sahen, ohne daß ihn jemand verfolgt hätte, befiel sie erst Furcht; nachher aber traten sie ihm entgegen, um zu hören, wovor er fliehe, weil sie darüber sehr verwundert waren. Er antwortete und sprach: Lieben Brüder, ich fliehe den Tod, der hinter mir her ist und mich jagt. Da sie aber weder Menschen noch Thier sahen, sprachen sie: Zeige uns den, der dich jagt und führe uns zu ihm. Da sprach der Einsiedler zu ihnen: Wenn ihr mit mir gehen wollt, so will ich ihn euch zeigen. Doch bat er sie, nicht dahin zu gehen, denn er fliehe und fürchte ihn. Sie aber wollten ihn sehen, um der Sache auf den Grund zu kommen und bestanden auf ihrem Verlangen.

Da der Einsiedler sah, daß er nicht ausweichen könne, nöthigte ihn die Furcht vor ihnen, sie nach der Höhle zu führen, aus der er geflohen war. Da sprach er: Hier ist der Tod, der mich jagte, und zeigte ihnen das Gold, das da lag. Sie erkannten es sogleich und freuten sich sehr und hatten unter sich großen Jubel darüber. Dann entließen sie den guten Mann, der seine Wanderschaft getrost fortsetzte. Sie aber sprachen unter sich, welch ein einfältiger Mensch er sei.

Die drei Räuber blieben zur Bewachung des Schatzes zurück und hielten Rath, was sie thun sollten. Der Eine sagte: Da uns Gott so großes Glück bescheert hat, so dünkt mich das Beste, nicht von der Stelle zu gehen, bis wir all dies Gut hinweggeschafft haben. Der Andere sprach: Nicht also: einer von uns nehme sich eine Hand voll und laufe damit nach der Stadt, es zu Geld zu machen: dafür kaufe er uns Brot und Wein und sinne auf nichts, als wie er uns hier versorge. Hierin kamen alle drei überein.

Aber der Teufel, der erfinderisch und stets bedacht ist, so viel Uebel zu stiften als er kann, gab dem Einen, welcher in die Stadt gesandt wurde, Vorräthe zu kaufen, den Gedanken ein: Sobald ich nach der Stadt komme, sprach er zu sich selbst, will ich essen und trinken, so viel mir frommt, und mir dann einige Dinge anschaffen, deren ich jetzt zunächst bedarf, nachher aber die Speisen vergiften, die ich meinen Gefährten bringe; sind sie dann beide gestorben, so werde ich der alleinige Herr jener Schätze sein und mich dünkt, es ist des Gutes so viel, daß ich der reichste Mann des ganzen Landes sein werde. Gedacht, gethan. Er nahm von den erkauften Speisen soviel zu sich als er bedurfte, vergiftete dann das Uebrige und brachte es seinen Gesellen.

Während er eben mit diesen Gedanken nach der Stadt ging und Anstalten traf, seine Freunde zu vergiften, damit ihm das Gut allein bliebe, hatten jene unterdeß nicht besser von ihm gedacht, als er von ihnen. Sobald unser Geselle, sprachen sie unter sich, mit dem Brot und Wein und den andern Dingen zurückkehrt, die wir brauchen, wollen wir ihn tödten und sie dann allein verzehren; dann wird all dies Gut uns allein gehören, und je weniger Theile wir machen, desto größer wird der Antheil eines Jeden sein. Als nun jener mit den erkauften Sachen, die sie bedurften, aus der Stadt zurückkehrte, fielen seine Gefährten, sobald sie sein ansichtig wurden, mit Lanzen und Messern über ihn her und tödteten ihn. Als er todt war, aßen sie von den mitgebrachten Speisen, und da sie gesättigt waren, fielen sie beide todt zur Erde und so kamen sie alle drei ums Leben, und einer tödtete den Andern, wie ihr gehört habt und das Gut ward Keinem. So vergilt Gott den Verräthern: Sie waren den Tod suchen gegangen und

haben ihn gefunden, wie sie es verdienten. Der Weise aber hatte ihn klüglich geflohen und das Gold blieb frei wie zuvor.

12.

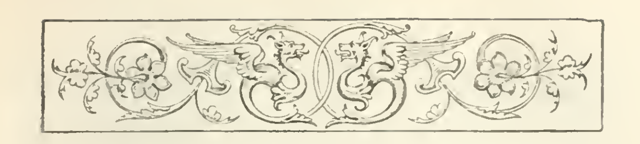
Das Vexiermärchen.

Messer Azzolino hatte einen Erzähler, der ihm die langen Winternächte verkürzen mußte. Eines Nachts geschah es, da der Erzähler sehr schläfrig war, daß Azzolino ihn bat, ein Märchen zu erzählen. Da hub der Erzähler von einem Bauer an, der hundert Heller besaß und auf den Markt ging, Schafe zu kaufen, wo er zwei Stück für den Heller bekam. Als er mit seiner Heerde heimkehrte, war da ein Wasser, über das er beim Hingange gekommen war, durch einen Platzregen, der inzwischen Statt gehabt hatte, sehr angeschwollen. Als er am Ufer stand, bemühte er sich lange vergeblich, bis er einen armen Fischer mit einem übermäßig kleinen Nachen bemerkte, der nur den Bauer und ein Stück Vieh auf einmal faßte. Der Bauer stieg mit einem Schaf hinein und fing an zu rudern; das Wasser war sehr breit. Endlich gelangte er hinüber. Hiermit hielt der Erzähler inne und schwieg. Da sagte Herr Azzolino: Was ist dir? Nur weiter. Herr, entgegnete der Erzähler, laßt erst die Schafe alle über den Fluß sein, dann will ich fortfahren. Aber das Vieh wird einige Zeit dazu brauchen; unterdessen können wir ausschlafen.

II.

Novellen des Boccaccio.





1.

Die drei Ringe.

Saladin, dessen Tugenden so groß waren, daß sie ihn nicht nur aus geringem Stande zum Sultan von Babylon erhoben, sondern ihm auch viele Siege über saracenische und christliche Könige verschafften, hatte in verschiedenen Kriegen und durch prachtvollen Hofhalt seinen Schatz völlig erschöpft, und da er jetzt, unerwarteter Ereignisse wegen, wieder einer großen Summe bedurfte, und sie nicht so schnell als Noth that herbeizuschaffen wußte, erinnerte er sich eines reichen Juden, mit Namen Melchisedech, der in Alexandria auf Zinsen lieh und wie er glaubte, reich genug war, ihm zu helfen. Allein dieser war so geizig, daß er es in Güte nicht gethan hätte und Gewalt wollte Saladin nicht brauchen. Da indeß das Bedürfniß ihn drängte, sann er lange auf ein Mittel, wie der Jude ihm helfen möchte und entschloß sich endlich, den Zwang, den er ihm thun wollte, mit einigen Gründen zu färben. Er ließ ihn also rufen, empfing ihn freundlich, ließ ihn neben sich sitzen und begann dann so: Würdiger Mann, ich habe von vielen Leuten gehört, daß du weise bist und in göttlichen Dingen wohl Bescheid weißt: deßwegen möchte ich gern von dir hören, welches der drei

Gesetze du für das wahre hältst, das jüdische, das saracenische oder das christliche?

Der Jude, der in der That ein weiser Mann war und gar wohl merkte, daß ihn Saladin nur in seinen Worten zu fangen gedenke, um ihn dann zur Rechenschaft ziehen zu dürfen, begriff leicht, daß er keins der drei vor dem Andern loben könne, ohne daß Saladin seinen Zweck erreiche. In dieser Noth um eine unverfängliche Antwort, bot er seinen ganzen Scharfsinn auf und fand bald, was er zu sagen habe. Mein Gebieter, sprach er, die Frage, die ihr mir vorlegt, ist wichtig, und soll ich euch sagen, was ich darüber denke, so muß ich euch eine kleine Geschichte erzählen, die ihr sogleich hören sollt. Ich erinnere mich, wenn ich nicht irre, öfters gehört zu haben, daß einst ein angesehener und reicher Mann lebte, der unter den edelsten Juwelen, die er in seinem Schatze bewahrte, auch einen wunderschönen und kostbaren Ring besaß, dem er die seinem Werth und seiner Schönheit gebührende Ehre erweisen und ihn auf ewige Zeiten seinen Nachkommen erhalten wollte, weßhalb er verordnete, daß derjenige seiner Söhne, in dessen Besitz dieser Ring als ein Geschenk des Vaters gefunden würde, für seinen Erben angesehen und von allen übrigen als der vornehmste geschätzt und geehrt werden solle. Der erste, welchem der Ring hinterlassen wurde, traf unter seinen Nachkommen dieselben Verfügungen und verfuhr ganz wie sein Vorfahre. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über, bis er zuletzt in den Besitz eines Mannes kam, der drei Söhne hatte, die schön, tugendreich und ihrem Vater gehorsam waren, daher er sie alle drei gleich sehr liebte. Die Jünglinge kannten das Herkommen mit dem Ringe, und da Jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden

wünschte, so bat auch Jeder den schon bejahrten Vater inständigst, ihm den Ring nach seinem Tode zu hinterlassen. Der gute Mann liebte sie alle gleich zärtlich und wußte selber keinen auszuwählen, dem er ihn lieber hinterlassen hätte; er hatte ihn auch schon einem Jeden versprochen und sann nun auf ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen. Er ließ also heimlich von einem guten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der sie doch hatte machen lassen, den rechten kaum zu unterscheiden wußte. Als er zu sterben kam, gab er heimlich jedem von den Söhnen einen Ring. Nach seinem Tode wollte Jeder Erbschaft und Vorrang für sich haben und Einer bestritt das Recht des Andern, bis ein Jeder zum Zeugniß seines Rechts seinen Ring hervorzog und da befand man die Ringe einander so ähnlich, daß es nicht zu unterscheiden war, welcher der ächte sei. Daher blieb die Frage, welcher der wahre Erbe des Vaters sei, unentschieden und ist es heute noch. Und so sage ich euch, Herr, von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die ihr mich befragtet. Jeder glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben und sie wahrnehmen zu müssen; wer sie aber wirklich habe, ist wie bei den Ringen noch unentschieden.

Als Saladin sah, wie vortrefflich der Jude es verstanden habe, den Schlingen zu entgehen, die er ihm vor die Füße gelegt, entschloß er sich, ihm sein Bedürfniß offen zu gestehen und den Versuch zu machen, ob er ihm gutwillig helfen wolle. Er that dies und verschwieg dabei nicht, was er zu thun Willens gewesen, wenn er ihm nicht so verständig geantwortet hätte. Der Jude war bereit, ihm mit Allem zu dienen, was Saladin verlangte und dieser

erstattete ihm nachgehends nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn auch mit Geschenken, behandelte ihn immer wie seinen Freund und verlieh ihm Ehre und Ansehen an seinem Hofe.

2.

Nathan der Milde.

In den Gegenden des Catai lebte nach den Berichten einiger Genueser und Anderer, welche dort waren, einst ein Mann von edeln Geschlecht und unermeßlichen Reichthümern, mit Namen Nathan, welcher einen Ort in der Nähe der Heerstraße besaß, auf der nothwendig Jeder vorbeiziehen mußte, der von Westen nach der Levante reisen wollte, oder von der Levante nach Westen. Er war großmüthig und freigebig und wünschte sich durch seine Werke einen Namen zu machen, weßhalb er sich hier von vielen Baumeistern, die er im Dienst hatte, einen der schönsten, größten und reichsten Paläste, die je gesehen worden sind, errichten und mit Allem herrlich ausstatten ließ, was zur Aufnahme und ehrenvollen Bewirthung edler Männer dienen konnte. Hier ließ er durch seine zahlreiche und auserlesene Dienerschaft Jeden, der hin oder zurückwanderte, freundlich und festlich empfangen und bewirthen, und in diesem löblichen Gebrauch beharrte er so lange, daß bald nicht bloß das Morgenland, sondern fast der ganze Occident seinen Namen kannte.

Als er schon mit Jahren beladen war, ohne darum in großmüthiger Milde zu ermüden, geschah es, daß sein Ruf auch zu den Ohren eines Jünglings gelangte, der

Mithridanes hieß und aus einem nicht entfernten Lande stammte. Dieser, der sich nicht minder reich glaubte, als Nathan es war, ward auf seinen Ruf und seine Tugend neidisch und nahm sich vor, sie durch noch größere Freigebigkeit zu vernichten oder zu verdunkeln. Er ließ also einen Palast, dem des Nathan ähnlich, erbauen und begann die ungemessensten Ehrenbezeugungen, die je ein Mann erwiesen hat, einem Jeden, der ging oder kam, zu erweisen und allerdings ward er auch in kurzer Zeit berühmt genug.

Eines Tages, da dieser Jüngling ganz allein im Hofe seines Palastes verweilte, trat eine Frau zu einem der Schloßthore ein, bat um ein Almosen und erhielt es; darauf kehrte sie durch ein zweites Thor zurück und erhielt es nochmals und so der Reihe nach bis zum zwölften Thore; als sie aber zum dreizehnten Male zurückkehrte, sagte Mithridanes: „Gute Frau, du bist ziemlich eifrig in deinen Bitten," gab ihr aber dennoch wieder ein Almosen. Als die Alte diese Worte vernahm rief sie aus: O Freigebigkeit des Nathan, wie bist du bewunderungswürdig! Durch zwei und dreißig Thore, die sein Palast hat, gleich diesem trat ich ein, und bat ihn um ein Almosen, und nie schien er mich zu erkennen und immer erhielt ich es: und hier bin ich erst durch das dreizehnte gegangen und ward erkannt und bespöttelt. Mit diesen Worten ging sie hinweg und kam nicht wieder.

Als Mithridanes die Worte der Alten und den Ruhm Nathans vernahm, den er immer als eine Beeinträchtigung des Seinigen ansah, ward er von wüthendem Zorn ergriffen und sprach: Ich Unglücklicher, wann werde ich wohl die Freigebigkeit Nathans in den großen Dingen erreichen, geschweige denn übertreffen, wie ich mich bestrebe, da ich ihr

in den kleinsten nicht nahe zu kommen vermag. Wahrlich, ich mühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe, und das muß ich, da sein Alter ihn nicht hinweg= räumt, ohne allen Aufschub mit eigenen Händen verrichten. Und hiermit erhob er sich plötzlich, stieg ohne Jemandem seinen Vorsatz mitzutheilen, mit wenigen Gefährten zu Pferde und gelangte am dritten Tage dahin, wo Nathan wohnte. Hier befahl er seinen Gefährten, sie sollten thun, als ge= hörten sie nicht zu ihm und kennten ihn nicht, sich aber einstweilen selbst nach einer Wohnung umsehen, bis er ihnen eine andere anweisen lasse; worauf er allein blieb und gegen Abend nicht weit von dem schönen Palaste auf Nathan stieß, der, sehr einfach gekleidet, allein spazieren ging. Da er ihn nicht kannte, fragte er ihn, ob er ihm sagen könne, wo Nathan sich aufhalte, worauf dieser freundlich erwiederte: Mein Sohn, Niemand in dieser Gegend kann dir das besser sagen als ich, und wenn es dir beliebt, will ich dich hin= führen. Der Jüngling entgegnete, es werde ihm sehr an= genehm sein, doch wünsche er, wenn es sein könnte, von Nathan weder gesehen noch gekannt zu werden. Nathan ver= setzte: Auch das will ich machen, da du es wünschest. Mithridanes stieg hierauf vom Pferde und begab sich mit Nathan, der ihn sogleich in ein anziehendes Gespräch zu verstricken wußte, zu dem schönen Palaste. Hier befahl Nathan einem Diener, das Pferd des Jünglings in Empfang zu nehmen und flüsterte ihm dabei den Befehl ins Ohr, so= gleich mit allen Hausgenossen Abrede zu treffen, daß es dem Jünglinge von Keinem verrathen würde, er selbst sei Na= than: und so geschah es. Im Palaste angekommen, führte er den Mithridanes in ein herrliches Gemach, wo ihn Nie= mand zu sehen bekam, als diejenigen, welche zu seiner Be=

dienung geordnet waren, und indem er ihn köstlich bewirthen ließ, leistete er ihm selbst Gesellschaft. Während er so bei Mithridanes verweilte, ehrte ihn dieser zwar wie einen Vater, fragte ihn aber doch zuletzt, wer er sei; worauf Nathan antwortete: Ich bin ein geringer Diener Nathans, mit ihm aufgewachsen und gealtert, ohne daß er mich aus dem niedern Stande, in dem du mich siehst, erhoben hätte, weßhalb ich denn, wie sehr alle Andern ihn auch preisen mögen, eben nicht Grund habe, ihn zu rühmen. Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, mit besserm Rath und größerer Sicherheit sein schnödes Vorhaben ausführen zu können. Als daher Nathan ihn mit vieler Höflichkeit fragte, wer er sei und welches Geschäft ihn hierher führe, indem er ihm zugleich seinen Rath und Beistand in Allem anbot, was er zu thun fähig sei, zögerte Mithridanes zwar anfangs etwas mit der Antwort, endlich aber entschlossen, sich ihm anzuvertrauen, bat er ihn durch einen langen Umschweif von Worten erst um sein Vertrauen, dann um Beistand und Rath, und entdeckte ihm völlig, wer er sei und mit welchen Zwecken und aus welchen Antrieben er gekommen sei. Als Nathan diese Erzählung und den grausen Vorsatz des Mithridanes vernahm, kehrte sich sein Innerstes um; doch zögerte er nicht und gab ihm mit starkem Muth und festem Ton diese Antwort: Mithridanes, dein Vater war ein edler Mann und du scheinst nicht von ihm abarten zu wollen, da du einen so hohen Entschluß gefaßt hast, gegen Alle freigebig zu sein; auch lobe ich sehr den Neid, welchen Nathans Tugend in dir erweckt hat, denn wenn Viele diese Empfindung theilten, so würde die Welt, die jetzt im Elend liegt, bald glücklich sein. Zweifle nicht, daß der Vorsatz, den du mir enthüllt hast, verschwiegen bleibt; doch kann ich dir

dazu weniger mit Beistand als mit gutem Rath an die Hand gehen und dieser Rath ist folgender: Du kannst von hier aus ein kleines, kaum eine halbe Meile entferntes Gebüsch erblicken, in welchem Nathan jeden Morgen und ganz allein ziemlich lange spazieren zu gehen pflegt: da wird es dir leicht werden, ihn zu finden und deinen Vorsatz auszuführen. Wenn du ihn aber getödtet hast, so nimm, um ohne ein Hinderniß nach Hause zurückzukehren, nicht jenen Weg, auf dem du hierher kamst, sondern den, welchen du links aus dem Gebüsch führen siehst, denn er ist, wenn auch ein wenig waldiger, doch deiner Heimath näher und für dich sicherer.

Als Mithridanes diese Anweisung empfangen und Nathan sich entfernt hatte, ließ er seine Gefährten, welche ebenfalls dort eingekehrt waren, mit Vorsicht wissen, wo sie ihn am nächsten Tage erwarten sollten. Als nun der neue Tag anbrach, ging Nathan, dessen Entschluß mit dem Rathe, welchen er dem Mithridanes gegeben hatte, vollkommen eins und heute noch derselbe war wie gestern, ganz allein nach dem Gehölz um zu sterben. Mithridanes erhob sich, ergriff seinen Bogen und sein Schwert, denn andere Waffen hatte er nicht, stieg zu Pferde und ritt nach dem Gebüsch, wo er schon von fern den Nathan ganz einsam lustwandeln sah. Doch in der Absicht ihn, ehe er ihn angriffe, noch zu sehen und sprechen zu hören, ritt er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die seinen Kopf bedeckte und rief: Alter, du bist des Todes. Hierauf entgegnete Nathan nichts weiter als: So habe ich es also verdient. Als Mithridanes seine Stimme vernahm und ihm ins Gesicht blickte, erkannte er ihn sogleich als Den wieder, der ihn so gütig empfangen, freundlich begleitet und so getreulich berathen hatte, so daß ihm sogleich der Zorn entwich und seine Wuth sich in Be-

schämung verwandelte. Alsbald warf er das Schwert aus den Händen, das er schon entblößt hatte, um ihn zu tödten, stieg vom Pferde und stürzte sich weinend zu Nathans Füßen, indem er sprach: Jetzt, theuerster Vater, erkenne ich deutlich eure Milde, da ich sehe, mit welcher List ihr gekommen seid, mir selbst euer Leben zu geben, nach dem ich, wie ich mich selber offenbart, ohne irgend einen Grund verlangt hatte. Gott aber, der meiner Pflicht mehr als ich selber eingedenk war, hat mir in dem Augenblick, wo es mir am nöthigsten war, die Augen des Verstandes geöffnet, die ein elender Neid mir verschlossen hielt. Je bereitwilliger ihr also wart, mir zu willfahren, desto lieber erkenne ich mich der Strafe meiner Verirrung verfallen: nehmt also die Rache an mir, welche ihr meiner Schuld entsprechend findet.

Nathan ließ den Mithridanes sich erheben, umarmte und küßte ihn zärtlich und sprach: Mein Sohn, dein Beginnen, ob du es nun böse oder anders nennen wollest, bedarf weder einer Entschuldigung noch eines Verzeihens, da nicht Haß, sondern der Wunsch für besser zu gelten dich dazu vermochte. Du darfst also vor mir sicher sein und mir glauben, daß kein Mensch auf Erden dich mehr liebt als ich, da ich die Größe deiner Seele erwäge, welche nicht, wie gemeine Seelen pflegen, Schätze anzuhäufen, sondern die angehäuften zu verwenden sich getrieben fühlt. Schäme dich auch nicht, daß du mich tödten wolltest, um Ruhm zu erlangen, noch glaube, daß ich mich darüber verwundere: die erhabensten Kaiser und größten Könige haben fast mit keiner andern Kunst als der zu tödten, nicht einen Menschen, wie du wolltest, sondern unzählige, und mit Verheerung und Einäscherung ganzer Länder und Städte ihre Reiche und zugleich ihren Ruhm ausgebreitet. Mithin hast du, der du

mich tödten wolltest um berühmt zu werden, weder etwas Sonderbares noch Neues, sondern etwas sehr Gebräuchliches unternommen.

Mithridanes versuchte es nicht, sein verkehrtes Trachten zu entschuldigen, sondern pries die Güte, womit Nathan einen scheinbaren Entschuldigungsgrund dafür gefunden hatte und äußerte ferner, wie sehr er es bewundere, daß Nathan sich hierzu entschlossen und ihm selbst noch Mittel und Rath geliehen habe. Hierauf versetzte Nathan: Mithridanes, du darfst dich über mich und meinen Entschluß nicht verwundern, denn seit ich mir selbst überlassen war und mich das auszuführen entschloß, was auch du unternommen hast, ist nie einer in mein Haus gekommen, dem ich nicht, so viel an mir lag, in Allem genügt hätte, was er von mir fordern mochte. Du kamst hierher und verlangtest mein Leben; ich vernahm dein Begehren und damit du nicht der Erste wärst, der von hier schied ohne seine Bitte erfüllt zu sehen, entschloß ich mich gleich, es dir zum Geschenk darzubringen. Und damit du es erhieltest, gab ich dir den Rath, den ich für dienlich hielt, mein Leben in deine Gewalt zu bringen ohne das deinige zu gefährden; und darum wiederhole ich es dir jetzt und bitte dich, wenn es dir beliebt, es zu nehmen und dich damit zu befriedigen, denn ich weiß nicht wie ich es besser weggeben könnte. Ich habe es schon achtzig Jahre gebraucht und zu meinem Glück und Vergnügen genützt und weiß wohl, daß es mir dem Lauf der Natur gemäß wie allen andern Menschen und überhaupt allen Dingen nur noch kurze Zeit gelassen werden mag und darum halte ich es für weit besser, es wegzuschenken, wie ich immer meine Schätze weggeschenkt und hingegeben habe, als es so lange behalten zu wollen bis es mir wider

meinen Willen von der Natur genommen wird. Hundert Jahre zu verschenken, ist eine geringe Gabe, wie viel geringer ist es denn, die sechs bis acht Jahre zu verschenken, die mir noch übrig bleiben? Nimm denn, ich bitte dich, mein Leben, wenn es dir beliebt, denn ich weiß nicht wo ich einen finden sollte, der sein begehrte. Ja, wenn ich auch einen fände, so weiß ich, daß sein Werth um so geringer wird, je länger ich es behalte, und darum bitte ich dich nochmals, nimm es hin bevor es ganz werthlos wird.

Ganz beschämt entgegnete ihm Mithridanes: Verhüte Gott, daß ich ein so köstliches Gut, wie euer Leben ist, auch nur begehre, wie ich vor Kurzem noch that, geschweige denn raube und euch entziehe: nein, ehe ich die Zahl seiner Jahre verringerte, möchte ich ihm gern von den meinigen noch zusetzen. Schnell versetzte hierauf Nathan: So wolltest du, wenn du könntest, deine Jahre meinem Leben zusetzen und machen, daß ich gegen dich thäte, was ich sonst nie gegen Jemand gethan habe, d. h. von dir etwas annehmen, der ich noch nie von einem Andern etwas angenommen habe? Ja, antwortete Mithridanes rasch. Wohlan denn, fuhr Nathan fort, so thue, wie ich dir sage. Bleibe du junger Mann hier in meinem Schlosse und heiße Nathan und ich will in das deine gehen und hinfort Mithridanes heißen. Da entgegnete ihm Mithridanes: Wenn ich so trefflich zu handeln verstände, wie ihr versteht und verstanden habt, so würde ich euer Anerbieten ohne lange Ueberlegung annehmen; da ich aber gewiß zu sein glaube, daß mein Verfahren nur dazu dienen würde, den Ruhm Nathans zu vermindern und es nicht meine Absicht ist, Andern das zu verderben, was ich für mich selbst nicht erreichen kann, so muß ich es ausschlagen.

Diese und viele andere anziehende Gespräche wechselten Nathan und Mithridanes und gingen dann auf Nathans Wunsch zusammen nach dem Palaste zurück, wo Nathan den Mithridanes noch mehrere Tage lang herrlich bewirthete und ihn nach bestem Wissen und Vermögen in seinem erhabenen und edeln Vorsatz bestärkte. Als aber Mithridanes mit seinen Gefährten zurückzukehren verlangte, entließ er ihn mit der völligen Ueberzeugung, daß er es dem Nathan nie in Milde zuvorthun würde.

3.

Saladins Dankbarkeit.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrich des ersten unternahmen die Christen einen allgemeinen Heerzug zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Dies hatte Saladin, der ein vortrefflicher Fürst und dazumal Sultan von Babylon war, kurz vorher vernommen und sich entschlossen, die Zurüstungen der christlichen Fürsten zu diesem Kreuzzuge mit eigenen Augen zu schauen, um sich besser dawider waffnen zu können. Als er daher in Egypten seine Angelegenheiten geordnet, that er, als trete er eine Pilgerschaft an und machte sich mit zweien seiner ersten und reichsten Hofleute und nur drei Dienern in Gestalt eines Kaufmanns auf den Weg. Als er schon viele christliche Länder bereist hatte und eben durch die Lombardei ritt, um von da über die Alpen zu gelangen, begab es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia bei anbrechendem Abend einem Edelmann mit Namen Messer Torello

d'Istria von Pavia begegnete, welcher mit seiner Dienerschaft, so wie mit Hunden und Falken ein schönes Gut beziehen wollte, das er am Tessino besaß. Als Herr Torello sie erblickte, erkannte er sie zugleich für Fremde und Edelleute, und wünschte sie ehrenvoll zu bewirthen. Als daher Saladin einen seiner Diener fragte, wie weit er von hier noch nach Pavia habe, und ob er noch früh genug ankommen könne, um Einlaß zu finden, ließ er den Diener nicht antworten, sondern antwortete selbst: Ihr Herrn, ihr könnt Pavia nicht erreichen zu einer Zeit, wo ihr dort Einlaß findet. So bitte ich euch, sprach Saladin, uns anzuzeigen, denn wir sind hier fremd, wo wir am besten herbergen mögen. Messer Torello versetzte: Das will ich gerne thun. Ich war eben Willens, einen meiner Leute eines Geschäfts willen in die Nähe von Pavia zu schicken: jetzt werde ich ihn mit euch senden und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr eine ganz befriedigende Herberge findet. Dann näherte er sich dem Verständigsten seiner Diener, befahl ihm, was er zu thun habe und schickte ihn mit ihnen: er selbst aber eilte so schnell er konnte nach seiner Besitzung, ließ ein schönes Mahl einrichten und die Tische in seinem Garten aufstellen, worauf er sich an die Thüre begab, um sie zu erwarten. Der Diener unterhielt sich indeß mit den Edelleuten über mancherlei Dinge, führte sie auf gewissen Wegen umher und geleitete sie endlich, ohne daß sie es gewahr wurden, zu dem Landgut seines Herrn. Als Messer Torello sie erblickte, ging er ihnen zu Fuß entgegen und sagte lächelnd: Meine Herren, ihr seid sehr willkommen. Saladin, der sehr scharfsichtig war, merkte wohl, daß der Ritter gefürchtet habe, sie möchten die Einladung nicht

annehmen, wenn er sie bei jener ersten Begegnung gebeten hätte und daß er sie deßhalb, damit sie es nicht ausschlagen könnten, den Abend bei ihm zuzubringen, mit List zu seinem Hause geführt habe. Er erwiederte daher seinen Gruß und sprach: Herr, wenn man sich über Zuvorkommenheit beschweren könnte, so würden wir uns über euch beschweren müssen, denn unserer Reise zu geschweigen, die ihr um etwas verzögert, nöthigt ihr uns, ohne daß wir euer Wohlwollen anders als durch einen bloßen Gruß verdient hätten, eine so hohe Gastlichkeit, wie die eurige, anzunehmen. Der Ritter, ein verständiger und beredter Mann, entgegnete: Ihr Herrn, was ihr bei uns findet, wird im Vergleich mit dem was euch gebührte, so viel ich an euerm Aeußern erkenne, nur eine ärmliche Gastlichkeit sein; doch in der That, außerhalb Pavias hättet ihr nirgendwo eine leidliche Herberge getroffen und darum laßt es euch nicht verdrießen, einen kleinen Umweg gemacht zu haben, um einige Unbequemlichkeit weniger zu finden.

Während er so sprach, hatte seine Dienerschaft sich um die Gäste versammelt und sobald sie abgestiegen waren, ihre Pferde untergebracht, worauf Messer Torello die drei Edelleute zu den für sie bereiteten Gemächern führte. Hier ließ er sie die Schuhe ablegen, erfrischte sie etwas mit kühlen Weinen und unterhielt sie mit gefälligen Gesprächen bis zur Stunde des Nachtmahls. Saladin, seine Gefährten und Diener, die alle romanisch sprachen, so daß sie recht gut verstanden und sich verständlich machten, meinten einmüthig, dieser Ritter sei der gefälligste, höflichste und beredteste Mann, den sie noch gesehen hätten. Von der andern Seite däuchten Herrn Torello seine Gäste

reiche und noch weit vornehmere Männer, als er sie anfangs geschätzt hatte, weßhalb es ihm heimlich leid that, sie diesen Abend nicht mit Genossen und festlicher Bewirthung ehren zu können. Indeß gedachte er, dies am nächsten Morgen noch nachzuholen, und nachdem er einen seiner Diener von seinem Vorhaben unterrichtet, sandte er ihn zu seiner Gemahlin, die eine verständige und hochsinnige Dame war, nach dem ganz nahen Pavia, wo man kein Thor zu verschließen pflegte. Hierauf führte er die Edelleute in seinen Garten, und fragte sie höflich, wer sie seien? Saladin antwortete ihm: Wir sind cyprische Kaufleute und kommen von Cypern, um in unsern Geschäften nach Paris zu gehen. Wollte Gott, versetzte hierauf Messer Torello, dies unser Land brächte solche Edelleute hervor, wie ich sehe, daß Cypern Kaufleute erzeugt.

Ueber diesen und andern Gesprächen kam die Zeit des Nachtmahls heran und Herr Torello führte die Gäste zur Tafel, wo sie denn auch, angesehen, daß es ein unvorbereitetes Mahl war, sehr gut und fleißig bedient wurden. Nicht lange nach aufgehobener Tafel ließ sie Herr Torello, der ihre Müdigkeit bemerkte, in schönen Betten zur Ruhe bringen, und ging hierauf ebenfalls schlafen.

Der nach Pavia gesandte Diener richtete unterdeß seinen Auftrag bei der Dame aus, welche nicht mit weiblichem, sondern mit wahrhaft königlichem Sinn die Freunde und Diener des Herrn Torello in großer Anzahl berufen und alles Nöthige zu einem großen Gastmahl bereiten, noch bei Fackellicht viele der edelsten Städter zum Feste laden, Zeuge, Tücher und Pelzwerk aufspannen und Alles und Jedes genau so einrichten ließ, wie es ihr Gatte ihr hatte befehlen lassen.

Als nun der Morgen kam und die Edelleute sich erhoben, stieg Messer Torello mit ihnen zu Pferde, ließ seine Falken kommen und führte sie zu einem nahen Weiher, wo er sie sehen ließ, wie seine Falken zu fliegen verstanden. Als aber Saladin nach Jemand fragte, der sie in Pavia zu der besten Herberge führen könne, sprach Messer Torello: Ich werde das selbst thun, da ich doch dahin muß. Da sie ihm glaubten, waren sie damit zufrieden und so machten sie sich zusammen auf den Weg. Es war schon um die dritte Morgenstunde, als sie die Stadt erreichten und in der Meinung, vor der besten Herberge zu halten, mit Messer Torello zu dessen Hause gelangten, wo schon an funfzig der edelsten Bürger versammelt waren, um die Edelleute zu empfangen, deren Zügel und Steigbügel sie sogleich ergriffen. Als Saladin und seine Gefährten dies sahen, begriffen sie nur zu wohl, was dies zu bedeuten habe, und sprachen: Messer Torello, dies ist nicht was wir begehrten. Ihr hattet schon in der vorigen Nacht genug an uns gethan und weit mehr als wir wünschten; heute konntet ihr uns also recht wohl unsere Reise fortsetzen lassen. Aber Messer Torello entgegnete: Ihr Herrn, für das, was euch gestern Abend geschehen konnte, weiß ich dem Glück mehr Dank als euch, denn es ließ euch zu einer Stunde unterwegs sein, wo ihr wohl in mein kleines Haus einkehren mußtet; für den heutigen Morgen aber werde ich euch selbst verpflichtet sein und mit mir zugleich alle diese Edelleute, die euch hier umgeben, und wenn ihr ihnen eine Artigkeit zu erzeigen glaubt, indem ihr euch weigert, mit ihnen zu speisen, so steht es euch frei, es zu thun.

Saladin und seine Gefährten, die sich besiegt sahen, stiegen nun ab; die Edelleute bewillkommten sie fröhlich und

führten sie in die Gemächer, welche zu ihrem Empfang köstlich ausgeschmückt waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig und traten dann in den Saal, wo sie alles auf das Prächtigste eingerichtet fanden. Als das Wasser für die Hände gereicht worden war, setzte man sich zu Tische, wo sie in der größten und schönsten Ordnung und mit zahlreichen Speisen so herrlich bedient wurden, daß man dem Kaiser selbst, wenn er dahin gekommen wäre, nicht mehr Ehre hätte erweisen können. Und obgleich Saladin und seine Gefährten als große Herrn gewohnt waren glänzende Feste zu sehen, so erstaunten sie doch über dieses, das ihnen ganz außerordentlich schien, sonderlich wenn sie den Stand des Ritters erwogen, von dem sie wußten, daß er ein Städter, und kein gebietender Herr sei.

Nach beendigter Mahlzeit und aufgehobener Tafel, da man noch eine Weile von hohen Dingen gesprochen hatte, begaben sich auf Herrn Torellos Bitte die Edelleute von Pavia der großen Hitze wegen zur Ruhe, während er mit seinen drei Gästen allein blieb. Mit diesen trat er in ein Gemach, in welches er, damit nichts ihm Theures zurückbliebe, das sie nicht gesehen hätten, seine würdige Gattin rufen ließ. Diese, die sehr schön und von hohem Wuchs war, trat mit reichen Kleidern geschmückt in der Mitte ihrer beiden Knaben, die zwei Lämmlein schienen, vor Jene und grüßte sie freundlich. Als die Herren sie erblickten, erhoben sie sich und empfingen sie ehrerbietig, ließen sie dann neben sich Platz nehmen und bezeugten große Freude an ihren beiden schönen Kindern. Als sie darauf in ein anmuthiges Gespräch gerathen waren und Herr Torello sich auf eine Weile entfernt hatte, fragte sie freundlich, woher sie seien und wohin sie gingen? Hierauf antworteten die Edelleute, wie sie

Herrn Torello geantwortet hatten. Da begann die Dame mit heiterm Antlitz: Nun sehe ich, daß mein weiblicher Rath euch nicht unnütz sein wird, und darum bitte ich euch aus besonderer Gunst für mich, das kleine Geschenk, daß ich euch kommen lassen werde, weder zurückweisen noch gering zu schätzen, sondern in Betracht, daß die Frauen nach ihren kleinen Herzen auch nur Kleines schenken können, mehr auf den guten Willen der Geberin, als auf den Werth der Gabe zu sehen.

Hierauf ließ sie für Jeden ein Paar Oberkleider, eins mit Tuch, eins mit Pelzwerk gefüttert, nicht wie Städter oder Kaufleute, sondern wie Herrn sie tragen, und drei Röcke von Zendal und feiner Leinwand kommen und sprach: Nehmt diese; ich habe mit den Oberkleidern meinen Mann gekleidet wie euch; die andern werden euch, so gering ihr Werth auch sein mag, vielleicht willkommen sein, wenn ihr die Entfernung von euern Frauen, die Weite des zurückgelegten Weges und dessen, der euch noch zurückzulegen bleibt, bedenkt, und daß ein Kaufmann sauber und wohl gekleidet sein muß.

Die Edelleute erstaunten und erkannten nun deutlich, daß Herr Torello keinen Theil der Milde an ihnen unerfüllt lassen wolle, ja sie zweifelten beim Anblick der edeln und keineswegs kaufmännischen Gewänder, ob Herr Torello sie nicht erkannt habe. Dennoch antwortete einer von ihnen der Dame: Madonna, dies sind herrliche Sachen, die wir nicht sogleich annehmen dürften, wenn eure Bitten uns nicht dazu zwängen, zu welchen man freilich nicht Nein sagen kann.

Als dies geschehen und Herr Torello zurückgekehrt war, empfahl die Dame sie Gottes Schutz und schied von

ihnen, um auch ihre Diener mit ähnlichen Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, versehen zu lassen. Mit vielen Bitten erlangte es Herr Torello von ihnen, daß sie jenen ganzen Tag noch bei ihm verweilten und so legten sie nach der Mittagsruhe die Gewänder an, ritten mit Herrn Torello eine Weile durch die Stadt und da inzwischen die Stunde des Nachtmahls herangerückt war, speisten sie mit vielen ehrenvollen Genossen herrlich zu Nacht und dann als es Zeit war, begaben sie sich zur Ruhe und wie der Tag kam, erhoben sie sich und fanden an der Stelle ihrer müden Klepper drei große und schöne Rosse und eben so viel frische und starke Pferde für ihre Diener. Als Saladin dies sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sprach: Ich schwöre zu Gott, daß nie ein so vollkommener, höflicher und weiser Mann gefunden ward, als dieser, und wenn die christlichen Könige so Könige sind, wie dieser ein Ritter ist, so wird der König von Babylon auch nicht einen derselben erwarten dürfen, geschweige so viele, als wir sich rüsten sehen, ihn anzugreifen. Da sie aber wußten, sie dürften sie nicht ausschlagen, sagten sie ihm höflichen Dank und stiegen zu Pferde. Messer Torello begleitete sie mit vielen Gefährten eine gute Strecke von der Stadt und obgleich es Saladin schwer ward, sich von Herrn Torello zu trennen, so verliebt war er schon in ihn, bat er ihn doch, da die Reise ihn drängte, endlich heimzukehren. Dieser, dem der Abschied von ihnen freilich auch schwer ward, antwortete: Ihr Herrn, ich will es thun, weil es euch gefällt, aber Eins muß ich euch noch sagen. Ich weiß nicht, wer ihr seid, und verlange es nicht wider euern Willen zu wissen, aber wer ihr auch sein mögt, für Kaufleute werde

ich euch für diesmal nicht halten, und somit empfehle ich euch Gott. Saladin, der von allen Gefährten des Herrn Torello bereits Abschied genommen hatte, versetzte: Herr, noch kann es geschehen, daß wir euch ein Theil unserer Waaren sehen lassen, um euch in euerm Glauben zu stärken und so geht mit Gott.

Saladin zog nun mit seinen Gefährten in dem festen Vorsatz weiter, wenn das Leben ihm währe und wenn der Krieg, den er erwartete, ihn nicht vernichte, an Herrn Torello dereinst nicht weniger zu thun, als er an ihm gethan habe; auch sprach er noch viel über ihn und seine Gemahlin, über sein Thun und Lassen und all das Seinige zu seinen Gefährten, indem er jedes Einzelne höchlich belobte. Als er aber das ganze Abendland, nicht ohne große Beschwerde, durchforscht hatte, ging er zur See und kehrte mit seinen Begleitern nach Alexandria zurück, wo er sich nun vollkommen unterrichtet, zu seiner Vertheidigung anschickte.

Messer Torello kehrte nach Pavia und sann lange nach, wer diese drei gewesen sein möchten, doch nie traf er, noch näherte er sich der Wahrheit. Als die Zeit der Ueberfahrt kam, und allenthalben große Zurüstungen gemacht wurden, entschloß sich Herr Torello, der Bitten und Thränen seiner Gemahlin ungeachtet, mitzufahren und als Alles bereit war und er im Begriff stand zu reiten, sprach er zu seiner Gattin, die er über Alles liebte: Wie du siehst, Frau, schließe ich mich diesem Kreuzzuge an, sowohl der weltlichen Ehre als des Heils meiner Seele willen; ich empfehle dir unser Haus und unsere Ehre, und weil ich der Abreise gewiß bin, der Heimkehr aber, um tausend Zufälle willen, die sich ereignen können, keine Gewißheit habe,

so wünsche ich, daß du mir die Gunst erzeigen möchtest, mich, was mir auch geschehe, wenn du keine gewisse Nachricht von meinem Leben hast, ein Jahr einen Monat und einen Tag lang, von dem Tage meiner Abreise gerechnet, zu erwarten, ohne dich wieder zu vermählen.

Die Dame, welche heftig weinte, antwortete ihm: Herr Torello, ich weiß nicht wie ich den Schmerz ertragen soll, in dem ihr mich bei eurer Abreise verlasset: wenn aber mein Leben stärker sein sollte als er, und euch irgend ein Unfall begegnet, so lebt und sterbt in der festen Ueberzeugung, daß ich als die Gattin Torellos oder seines Gedächtnisses leben und sterben werde. Hierauf entgegnete Messer Torello: Ich bin vollkommen gewiß, daß so viel an dir liegt, Alles geschehen wird, was du mir versprichst; aber du bist jung, reich, schön und von hoher Verwandtschaft, dein Werth ist groß und überall bekannt: deßwegen zweifle ich nicht, daß viele vornehme und edle Männer, wenn von mir nichts mehr vernommen wird, dich von deinen Brüdern und Vettern zur Gattin begehren werden, vor deren Anliegen du dich mit dem besten Willen nicht vertheidigen könntest, sondern dich gezwungen sehen wirst, ihnen zu willfahren und dies ist der Grund, warum ich diese und keine längere Frist von dir begehre. Die Dame versetzte: Was ich gesagt habe, werde ich, so weit ich kann, erfüllen; wenn ich mich aber genöthigt sähe, anders zu handeln, so würde ich euch wenigstens gewiß in dem gehorchen, was ihr mir jetzt auferlegt. Ich bitte aber Gott, weder Euch noch mich jemals in solche Lage zu setzen.

Nach dieser Unterredung umarmte die Dame Messer Torello unter Thränen, zog einen Ring von ihrem Finger und gab ihn ihm mit den Worten: Wenn es geschähe, daß

ich stürbe, ehe ich euch wiedersähe, so gedenket mein bei seinem Anblick. Er nahm ihn und stieg zu Pferde, rief dann Allen ein Lebewohl zu und trat seine Reise an. Bald erreichte er mit seiner Schaar Genua, bestieg hier eine Galeere, stach in See und gelangte in kurzer Zeit nach Acri, wo er sich mit dem übrigen Heer der Christen vereinigte. In diesem begann aber bald eine ansteckende Krankheit und große Sterblichkeit auszubrechen, und während derselben ward durch Saladins Kriegskunst oder Glück fast der ganze Ueberrest der noch verschont gebliebenen Christen von ihm wie aus freier Hand gefangen genommen und in viele Städte vertheilt und eingekerkert, unter welchen Gefangenen sich auch Messer Torello befand, der nach Alexandria zur Verhaftung abgeführt wurde. Hier war er nicht bekannt und da er sich auch aus Furcht nicht zu erkennen geben wollte, so sah er sich genöthigt, sich mit Abrichten von Falken zu beschäftigen, worin er große Meisterschaft besaß. Hierdurch empfing Saladin Kunde von ihm, welcher ihn aus dem Gefängniß führen ließ und zu seinem Falkonier bestellte.

Messer Torello, der von Saladin nicht anders als der Christ genannt wurde und diesen so wenig erkannte als der Sultan ihn, dachte nur nach Pavia zurück und da mehrere Versuche zu entfliehen ihm nicht geglückt waren, entschloß er sich, als jetzt mehrere Genueser, die als Gesandte zum Loskauf ihrer Mitbürger bei Saladin erschienen waren, wieder heimkehren wollten, seiner Gattin zu schreiben, daß er noch lebe und sobald als möglich heimkehren werde; sie solle ihn also erwarten. Dies that er und bat einen der Gesandten, der ihm bekannt war, den Brief in die Hände des Abts von San Pietro in Ciel d'Oro, der sein Oheim war, gelangen zu lassen.

So standen die Dinge, als eines Tages in einem Gespräch mit Saladin über seine Falken Messer Torello zu lächeln begann und dabei einen Zug mit dem Munde machte, den Saladin, da er zu Pavia in seinem Hause war, sehr genau bemerkt hatte. Um dieses Zuges willen, gedachte Saladin des Herrn Torello, faßte ihn scharf ins Auge und glaubte ihn zu erkennen. Er unterbrach also das Gespräch und begann: Sage mir Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du? Mein Gebieter, antwortete Herr Torello, ich bin ein Lombarde, aus einer Stadt mit Namen Pavia, ein armer Mann von geringem Stande. Als dies Saladin vernahm, glaubte er seiner Vermuthung gewiß zu sein und sprach fröhlich zu sich selbst: Nun gönnt mir Gott Gelegenheit Diesem zu zeigen, wie angenehm mir seine Milde war. Dann ließ er, ohne ein Wort weiter zu sagen, alle seine Kleider in einer Kammer ausbreiten, führte ihn hinein und sprach: Siehe, Christ, ob unter diesen Kleidern eins ist, das du schon gesehen hast. Herr Torello sah sie an und erblickte jene, welche seine Gemahlin einem der Edelleute geschenkt hatte; doch schien es ihm unmöglich, daß es dieselben sein sollten, sondern gab zur Antwort: Herr, ich kenne keins darunter; doch ist es wahr, daß diese beiden sehr den Kleidern gleichen, mit welchen ich einst, zugleich mit drei Kaufleuten, die zu meinem Hause gelangten, bekleidet wurde. Nun konnte sich Saladin nicht länger halten, er umarmte ihn zärtlich und sprach: Ihr seid Messer Torello d'Istria und ich bin einer der drei Kaufleute, welchen eure Gattin diese Kleider schenkte und nun ist die Zeit gekommen, euern Glauben an meine Waare zu stärken, wie ich euch beim Abschiede sagte, daß noch geschehen könne. Als Herr Torello dies hörte, fing er an sich zu

freuen und sich zu schämen: sich zu freuen, daß er einen solchen Gast gehabt und sich zu schämen, daß er ihn nicht besser empfangen habe. Dann hub Saladin an: Messer Torello, weil euch denn Gott nun hierher gesandt hat, so denkt, daß nicht ich, sondern ihr hier der Herr seid. Nach wechselseitigen Freudenbezeugungen ließ er ihn mit königlichen Gewändern bekleiden, führte ihn hinaus vor die Größten seiner Vasallen, sagte hier Vieles zum Preis seines Verdienstes und befahl, daß Jeder dem seine Gnade werth wäre, ihn künftig eben so ehren solle, wie seine eigene Person. Dies thaten von nun an Alle, doch mehr noch als die Uebrigen die beiden Herren, die als Saladins Gefährten in seinem Hause gewesen waren.

Die Größe des plötzlichen Glanzes, in den Herr Torello sich versetzt sah, schlug ihm den Stand der Dinge in der Lombardei einigermaßen aus dem Sinne; besonders da er der Hoffnung fest vertraute, seine Briefe würden seinem Oheim zugekommen sein. Allein in dem Lager oder in dem Heere der Christen war an jenem Tage, wo Saladin sie gefangen nahm, ein provençalischer Ritter von geringer Auszeichnung, mit Namen Torello von Dignes, gestorben und begraben worden und so geschah es, da Messer Torello d'Istria durch seinen Adel im ganzen Heere bekannt war, daß Jeder, der sagen hörte, Messer Torello ist todt, dies auf Herrn Torello d'Istria bezog, nicht auf den von Dignes; die gleich darauf eintretende Gefangennahme verhinderte aber die Enttäuschung der Getäuschten und so kehrten viele Italiener mit jener Nachricht zurück und darunter so vorlaute, daß sie zu behaupten wagten, sie hätten ihn todt gesehen und seinem Begräbnisse beigewohnt.

Als dies die Dame und ihre Verwandten erfuhren,

verursachte es großen und unermeßlichen Jammer nicht blos ihnen, sondern Jedem, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es zu erzählen, wie groß der Schmerz, der Kummer und die Wehklage seiner Gattin war, welche, als sie sich einige Monate lang in beständigem Leidwesen abgehärmt hatte und nun anfing, weniger heftig zu trauern, alsbald von den ersten Männern der Lombardei zur Ehe begehrt und von ihren Brüdern und übrigen Verwandten aufgefordert wurde, sich wieder zu vermählen. Dies hatte sie schon oft und unter heißen Thränen verweigert, endlich aber sah sie sich dennoch genöthigt, sich den Willen ihrer Verwandten zu fügen, jedoch nur unter der Bedingung, noch so lange unvermählt bleiben zu dürfen, als sie es Herrn Torello versprochen hatte.

So standen die Angelegenheiten der Dame in Pavia, und schon fehlten noch etwa acht Tage an der Frist, nach welcher sie sich wieder vermählen sollte, als Messer Torello in Alexandria eines Tages einen Mann erblickte, den er mit dem genuesischen Gesandten die Galeere hatte besteigen sehen, die nach Genua segelte. Er ließ ihn also rufen und fragte ihn, was für eine Reise sie gehabt hätten und wann sie in Genua angekommen wären? Dieser antwortete ihm: Eine üble Reise, Herr, hatte die Galeere, wie ich in Creta vernahm, wo ich zurückgeblieben war; denn als sie in die Nähe Siciliens gelangte, erhob sich ein gefährlicher Nordwind, der sie an die Sandbänke der Berberei warf, daß nicht Einer entrann und unter Andern auch zwei meiner Brüder umkamen.

Messer Torello glaubte diesen allerdings wahrhaften Worten, und erinnerte sich, daß die Frist, um welche er seine Gattin gebeten hatte, in wenigen Tagen zu Ende laufe;

er schloß, daß man in Pavia keine Nachrichten von ihm habe und hielt es nun für ausgemacht, daß seine Gattin auf dem Punkt stehe, sich wieder zu vermählen; worüber ihn solcher Kummer ergriff, daß er bald alle Eßlust verlor, sich auf sein Bette warf und zu sterben entschlossen war Als dies Saladin vernahm, der ihn über Alles liebte, kam er zu ihm und nachdem er durch langes und dringendes Zureden und Bitten die Ursache seines Kummers und seiner Krankheit erfahren, tadelte er ihn sehr, daß er ihm nicht früher davon gesagt habe; bat ihn dann, sich zu trösten und gelobte ihm, wenn er dies thäte, dafür zu sorgen, daß er sich zur bestimmten Frist in Pavia befände, und zugleich eröffnete er ihm, wie. Herr Torello glaubte Saladins Worten und da er oft hatte sagen hören, daß dies möglich sei, fing er an, Muth zu schöpfen und bat Saladin dies ins Werk zu richten.

Saladin befahl einem seiner Negromanten, dessen Kunst er schon erprobt hatte, Mittel zu finden, daß Messer Torello in einer Nacht auf einem Bette nach Pavia gebracht würde. Der Negromant gab zur Antwort, es solle geschehen, doch werde er ihn zu seinem Besten zuvor in Schlaf versetzen. Als dies angeordnet war, kehrte Saladin zu Herrn Torello zurück und da er ihn fest entschlossen fand, wo möglich, zu der bestimmten Zeit in Pavia zu sein und wo nicht, zu sterben, sprach er zu ihm: Messer Torello, wenn ihr eure Gattin so zärtlich liebt und sie an einen Andern zu verlieren fürchtet, so weiß der Himmel, daß ich euch darum im Geringsten nicht tadle, denn von allen Frauen, die ich je gesehen zu haben glaube, ist sie es, deren Sitte, Betragen und Geberden, der Schönheit zu geschweigen, die eine vergängliche Blume ist, mir am Meisten Preis und

Liebe zu fordern schienen. Es wäre mir höchst erwünscht gewesen, da einmal ein günstiges Geschick mir euch zugesandt hatte, wenn wir die Zeit über, die ihr und ich noch zu leben haben, die Regierung des Reichs, das ich besitze, als gleiche Herrn getheilt hätten. Sollte mir dies aber von Gottes Gnade nicht zugestanden werden, und euch der feste Entschluß kommen, zu sterben, oder euch zur gesetzten Zeit in Pavia zu befinden, so hätte ich wenigstens herzlich gewünscht, es zur rechten Zeit zu erfahren, um euch mit den Ehren, dem Gepränge und solchem Geleite, wie es euern Verdiensten zukommt, zu euerm Hause zurückkehren zu lassen. Da mir dies aber nicht vergönnt ist, und ihr nicht anders begehrt als sogleich dort zu sein, so will ich euch, so gut ich kann, in der Weise, von der ich euch gesagt habe, dahin senden. Hierauf antwortete Messer Torello: Mein Gebieter, auch ohne Worte haben eure Handlungen mir genugsame Beweise eures Wohlwollens gegeben, daß ich in so hohem Maße nicht verdient habe. Von dem was ihr sagt, wenn ihr es auch nicht versichertet, bin ich lebend und sterbend überzeugt; da ich aber einmal diesen Beschluß gefaßt habe, so bitte ich euch nur, daß das, was ihr vorhabt, schnell geschehe, denn morgen ist der letzte Tag, wo ich erwartet werden soll. Saladin entgegnete, daß es unfehlbar geschehen solle.

Am andern Tage, wo Saladin beschlossen hatte ihn in der bevorstehenden Nacht hinweg zu senden, ließ er in einem großen Saal ein schönes und reiches Lager von Matrazzen, alle nach dortiger Sitte von Sammet und Goldstoff, errichten, darüber eine Decke legen, die in gewissen Feldern mit großen und köstlichen Perlen ausgelegt war und späterhin für einen unermeßlichen Schatz erkannt wurde, und zwei Kopfkissen hinzufügen, wie sie einem solchen Bette geziemten.

Als dies geschehen war befahl er, Herrn Torello, der sich wieder erholt hatte, ein Kleid mit saracenischem Schnitt anzulegen, das reichste und schönste, das je Menschenaugen erblickten, und mit einer seiner längsten Binden, nach ihrer Sitte sein Haupt zu umwickeln.

Als nun der Abend herankam, ging Saladin mit vielen seiner Baronen in das Gemach, wo Messer Torello sich befand, setzte sich ihm zur Seite und begann fast unter Thränen zu sprechen: Messer Torello, die Stunde, die euch von mir trennen soll, rückt heran und da ich euch weder begleiten, noch geleiten lassen kann, weil die Art, wie ihr reisen werdet, es nicht zuläßt, so muß ich hier in der Kammer von euch Abschied nehmen und dies zu thun bin ich hieher gekommen. Und so bitte ich euch, ehe ich euch Gott empfehle, bei der Liebe und Freundschaft, die zwischen uns besteht, mein zu gedenken und wenn es möglich ist, ehe unsere Tage zu Ende gehen, mich noch einmal wenigstens, nachdem ihr eure Angelegenheiten in der Lombardei geordnet habt, hier zu besuchen, damit ich alsdann, nach der Freude euch wieder zu sehen, den Fehler gut machen könne, in den ich jetzt um eurer Eile willen verfallen muß. Bis dies aber geschieht geruhet mir eure Briefe zu senden und was euch immer gefallen möchte von mir zu fordern, denn lieber als irgend einem Menschen auf Erden werde ich es euch sicher gewähren.

Herr Torello konnte sich der Thränen nicht erwehren; von diesen verhindert, erwiederte er in wenigen Worten, unmöglich könnten seine Wohlthaten und sein persönlicher Werth sich je aus seinem Gedächtniß verlieren und unfehlbar werde er Alles vollbringen, was er ihm gebiete, sobald ihm Zeit dazu vergönnt wäre. Hierauf umarmte

und küßte ihn Saladin zärtlich und sprach unter vielen Thränen: So geht denn mit Gott. Hiermit verließ er das Gemach und auch alle die Barone nahmen Abschied von ihm und traten mit Saladin in den Saal, wo er das Bette hatte bereiten lassen. Da es aber schon spät war und der Negromant die Abreise erwartete und beeilte, erschien ein Arzt mit einem Trank, gab vor, daß ihm derselbe zur Stärkung gereicht werde und ließ ihn den Becher leeren, worauf er nach kurzer Zeit entschlief. So schlummernd ward er nach Saladins Befehl auf das schöne Bett getragen, auf das der Sultan eine große, schöne Krone von hohem Werthe legte und so bezeichnete, daß man hernach deutlich erkannte, Saladin habe sie der Gemahlin des Messer Torello übersendet. Hierauf steckte er Herrn Torello einen Ring an den Finger, in dem ein Karfunkel von solchem Glanz gefaßt war, daß er eine brennende Fackel schien, und dessen Werth man kaum zu schätzen vermochte. Dann ließ er ihn mit einem Schwert umgürten, dessen Besatz von nicht leicht zu bestimmendem Werthe war; überdies ließ er ihm vorn ein Gürtelschloß anheften, welches Perlen, wie nie ihres Gleichen gesehen wurden, und andere köstliche Steine enthielt. Endlich aber ließ er zwei große goldene mit Dublonen gefüllte Becken an seine Seiten setzen und ihn mit vielen Perlenschnüren, Ringen und Gürteln nebst andern Dingen, die zu weitläufig wäre aufzuzählen, umgeben. Als dies geschehen war, küßte er Herrn Torello noch einmal und befahl dem Negromanten, sein Werk zu beginnen, worauf sogleich in Saladins Gegenwart das Bette mitsammt Herrn Torello hinweg gehoben ward und Saladin mit seinen Baronen im Gespräch über jenen allein verblieb.

Schon war Messer Torello in der Kirche San Pietro

in Ciel d'Oro zu Pavia, wie er von Saladin begehrt hatte, mit allen den obbenannten Kleinoden und Kostbarkeiten niedergesetzt worden, und noch immer schlief er, als schon das Morgengeläute verklungen war und der Sacristan mit einem Licht in der Hand in die Kirche trat und plötzlich das reiche Bett ihm ins Auge fiel, worüber er nicht nur erstaunte, sondern von heftiger Furcht ergriffen die Flucht nahm und umkehrte. Als der Abt und die Mönche ihn fliehen sahen, verwunderten sie sich und fragten nach der Ursache. Der Mönch nannte sie. O, sprach der Abt, du bist doch kein Kind mehr und in dieser Kirche bekannt genug, daß du so leicht in Schrecken gerathen dürftest. Laß uns hingehen und sehen, was dir gewurmt hat. Dann zündeten sie noch mehr Lichter an und der Abt mit allen seinen Mönchen trat in die Kirche, wo sie das reiche, wundervolle Bett und darauf den schlafenden Ritter erblickten. Während sie aber zweifelnd und furchtsam, ohne sich dem Bette zu nähern, die edeln Juwelen betrachteten, geschah es, daß Herr Torello, da die Kraft des Tranks sich erschöpft hatte, sich erhob und einen tiefen Seufzer ausstieß. Die Mönche und der Abt mit ihnen erschracken bei diesem Anblick und mit dem Ruf: Herr, steh uns bei, ergriffen sie alle die Flucht.

Messer Torello öffnete die Augen, blickte umher und erkannte deutlich, daß er sich da befinde, wohin er bei Saladin begehrt hatte, worüber er äußerst zufrieden war. Er richtete sich zum Sitzen auf und betrachtete genau, womit er umgeben war, und obwohl ihm Saladins Großmuth schon zuvor bekannt gewesen, so erschien sie ihm doch nun noch größer und er erkannte sie völlig. Nichts desto weniger begann er, jedoch ohne seine Lage zu verändern, da er die Mönche fliehen sah und die Ursache davon be=

griffen hatte, den Abt beim Namen zu rufen und ihn zu bitten, er solle nichts fürchten, denn er sei Torello, sein Neffe. Als der Abt dies hörte, ward er noch furchtsamer, denn er hatte ihn seit mehreren Monaten todt geglaubt. Nach einiger Zeit aber gab er vernünftigen Gründen Raum und da er sich noch immer rufen hörte, machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und trat zu ihm. Da sprach Herr Torello: O mein Vater, was fürchtet ihr? Ich lebe und bin Gott sei Dank von jenseits des Meeres heimgekehrt. Trotz des langen Bartes und der arabischen Kleidung, welche er trug, erkannte ihn der Abt doch nach einiger Zeit wieder, und als er sich völlig beruhigt hatte, nahm er ihn bei der Hand und sprach: Mein Sohn, du bist herzlich willkommen. Dann fuhr er fort: Du darfst dich über unsere Furcht nicht verwundern, denn es ist Niemand in diesem Lande, der dich nicht zuverlässig für todt hielte, so daß ich dir sagen muß, daß Madonna Adalieta, deine Gattin, von den Bitten und Drohungen ihrer Verwandten besiegt, sich wider ihren Willen verändert hat und heute Morgen soll sie zu ihrem neuen Gemahl gehen; die Hochzeit und Alles was zum Feste gehört ist bereit.

Nun erhob sich Messer Torello von seinem reichen Bette, erzeigte dem Abt und den Mönchen große Ehren und bat sie Alle, Niemand von seiner Rückkehr etwas zu sagen, bis er ein nothwendiges Geschäft besorgt habe. Dann ließ er die köstlichen Kleinode in Sicherheit bringen und erzählte dem Abt Alles, was ihm bis dahin begegnet sei. Dieser war über seine Glücksfälle erfreut und half ihm, Gott dafür Dank zu sagen. Hierauf fragte Herr Torello den Abt, wer der neue Gemahl seiner Gattin sei? Der Abt sagte es ihm und Herr Torello fuhr fort: Bevor meine

Rückkehr bekannt wird, gedenke ich das Benehmen meiner Frau bei dieser Hochzeit zu beobachten und deßhalb bitte ich euch, ob es gleich nicht Gebrauch ist, daß geistliche Personen solchen Festen beiwohnen, es mir zu Liebe so einzurichten, daß wir beide hingehen. Der Abt antwortete, er sei gern dazu bereit, und als es Tag geworden war, ließ er dem neuen Bräutigam sagen, er wünsche mit einem Gefährten bei seiner Hochzeit zu sein. Der Edelmann ließ ihm antworten, es werde ihm sehr angenehm sein. Als daher die Stunde der Mahlzeit kam, ging Messer Torello in dem Kleide, welches er trug, mit dem Abt zu dem Hause des neuen Gemahls, wo Jeder, der ihn sah, ihn mit Verwunderung betrachtete, aber Niemand erkannte. Der Abt sagte Jedem, er sei ein Saracene, den der Sultan als Gesandten zum König von Frankreich schicke. So ward nun Messer Torello an einen Tisch seiner Gattin gerade gegenüber gesetzt, welche er mit dem größten Vergnügen betrachtete, um so mehr als ihr Gesicht einigen Kummer über diese Hochzeit auszudrücken schien. Auch sie betrachtete ihn einige Mal, doch nicht weil sie ihn wiedererkannt hätte, denn der große Bart, der fremde Anzug und ihr fester Glaube, daß er todt sei, verwehrten ihr dies.

Als es jedoch Herrn Torello Zeit schien, sie zu prüfen, ob sie sich seiner noch erinnere, nahm er den Ring in die Hand, den seine Frau ihm beim Abschiede geschenkt hatte, ließ einen Knaben herbeirufen, der vor ihr aufwartete und sprach zu ihm: Sage der Braut von meiner Seite, es sei in meiner Heimath Gebrauch, wenn ein Fremder, wie ich hier bin, dem Mahle einer Braut, wie sie ist, beiwohnt, daß sie ihm zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart angenehm ist, den Becher, aus welchem sie trinkt, mit Wein gefüllt

zusendet, worauf denn der Fremde trinkt, so viel ihm gefällt, den Becher wieder zudeckt und die Braut das Uebrige trinken muß.

Der Knabe richtet den Auftrag seines Herrn aus und diese, als ein verständiges und wohlgezogenes Weib befahl in der Ueberzeugung, daß der Fremde von hohem Range sei und um ihm zu zeigen, daß sie seine Anwesenheit gerne sehe, einen vergoldeten Becher, der vor ihr stand, auszuspülen und mit Wein gefüllt dem Edelmann darzubringen. So geschah es, und Messer Torello, der sich ihren Ring in den Mund gesteckt hatte, wußte ihn beim Trinken, ohne daß es Jemand bemerkte, in den Becher gleiten zu lassen, dann deckte er den Becher, in dem er nur wenig Wein zurückgelassen hatte, wieder zu und übersandte ihn der Dame. Diese nahm ihn um seine Landessitte zu erfüllen, deckte ihn auf und erblickte den Ring, den sie ohne ein Wort zu sagen, eine Weile betrachtete. Als sie ihn aber für den erkannt hatte, welchen sie Herrn Torello beim Abschied gegeben, nahm sie ihn heraus, blickte den vermeinten Fremden scharf an, erkannte ihn gleich und wie von Wahnsinn ergriffen rief sie, indem sie den Tisch, den sie vor sich hatte, zur Erde stürzte: Dies ist mein Herr, dies ist wahrhaftig Herr Torello! Somit lief sie zu dem Tische, an welchem er saß, und ohne auf ihre Kleider, oder das was auf dem Tische stand, Acht zu geben, warf sie sich so weit sie konnte hinüber, schloß ihn fest in ihre Arme und ließ sich von seinem Halse weder durch Wort noch That eines der Anwesenden lösen, bis ihr Herr Torello selbst zusprach, sich ein wenig zu fassen, da sie ja nun noch Zeit genug finden würde, ihn zu umarmen. Da erst richtete sie sich auf, aber die ganze Hochzeit war gestört, obgleich andererseits

durch den Wiedergewinn eines solchen Ritters fröhlicher als zuvor. Auf seine Bitte schwiegen nun Alle still, worauf Herr Torello der Versammlung Alles erzählte, was ihm von seiner Abreise an bis dahin begegnet sei und damit schloß, daß der Edelmann, welcher seine Frau, in dem Glauben daß er todt sei, zur Gemahlin genommen habe, es ihm nicht verdenken dürfe, wenn er sie lebend wieder zurücknehme. Der neue Gemahl, obwohl etwas getäuscht, erwiederte edelmüthig und freundschaftlich, daß es ihm freistehe, mit seinem Eigenthum zu thun, wie ihm beliebe. Die Dame ließ Ring und Kranz, welche sie von dem Bräutigam empfangen, bei ihm zurück, steckte sich dagegen den Ring an, welchen sie aus dem Becher genommen und setzte sich die Krone auf, die ihr vom Sultan gesandt worden war. Dann verließen sie das Haus, wo sie sich befanden und begaben sich mit allem hochzeitlichen Gepränge zu der Wohnung des Herrn Torello, wo die trostlosen Freunde und Verwandten und alle Bürger, die ihn fast wie ein Wunder betrachteten, sich in einer langen und fröhlichen Lustbarkeit erholten. Messer Torello gab einen Theil seiner köstlichen Juwelen dem Bräutigam, der die Kosten der Hochzeit bestritten hatte, dem Abt und vielen Andern und nachdem er Saladin durch mehr als einen Boten von seiner glücklichen Heimkehr benachrichtigt hatte, blieb er stets sein Freund und Diener und lebte noch viele Jahre mit seiner würdigen Gattin, in noch größerer Zuvorkommenheit und Milde als je zuvor.

Dies war das Ende der Beschwerden des Herrn Torello und seiner geliebten Gattin und der Lohn ihrer freudigen und bereiten Gastlichkeit und Milde. Diese bemühen sich zwar Viele zu üben, aber obwohl sie die Mittel dazu haben, verstehen sie sich doch so schlecht darauf, daß

sie ihre Spenden vor der Hingabe fast theuerer erkaufen lassen, als sie werth sind, und deßhalb dürfen weder sie noch Andere sich darüber verwundern, wenn ihnen kein Lohn dafür zu Theil wird.

4.

Der wilde Jäger.

In Ravenna, einer sehr alten Stadt der Romagna, lebten einst viele edle und vornehme Männer, und darunter ein Jüngling, Namens Nastagio degli Onesti, der durch den Tod seines Vaters und eines Oheims unermeßlich reich geworden war. Wie es unverheiratheten Jünglingen geschieht, verliebte sich dieser in die Tochter des Messer Paolo Traversaro, ein Mädchen von viel höherer Geburt, als er selber war, das er aber durch sein Betragen zur Gegenliebe zu bewegen hoffte. Allein so großmüthig, schön und lobenswerth dies auch war, so half es ihm doch nichts, vielmehr schien es ihm zu schaden, so grausam, hartherzig und unempfindlich bewies sich ihm das geliebte Mädchen, denn entweder ihre seltene Schönheit oder ihr Adel hatte sie so stolz und übermüthig gemacht, daß weder er, noch irgend etwas das ihm gefiel, ihren Beifall hatte. Dies Leid schien dem Nastagio so schwer zu ertragen, daß ihn sein Kummer nach vielen bittern Klagen oft zu dem Vorsatz verleitete, sich das Leben zu nehmen. Er überwand sich indessen und entschloß sich zu vielen Malen, sie ganz und gar aufzugeben und wo möglich eben so sehr zu hassen, als er ihr verhaßt war. Allein vergebens faßte er solche Entschlüsse. Denn je weniger

Hoffnung ihm übrig blieb, desto mehr schien seine Liebe zu=zunehmen. Während der junge Mann also zu lieben und zu verschwenden fortfuhr, schien es einigen seiner Freunde und Verwandten, daß er sich und sein Vermögen gleich frucht=los verzehre, weßhalb sie ihm öfters mit Rath und Bitten anlagen, Ravenna zu verlassen und sich eine Zeit lang anderswo aufzuhalten, wodurch sich seine Liebe und seine Ausgaben vermindern würden. Diesen Rath verlachte Nastagio lange Zeit, da er aber beständig gedrängt wurde und doch nicht immer Nein sagen konnte, versprach er es endlich zu thun. Nun ließ er gewaltige Zurüstungen machen, als ob er nach Frankreich, nach Spanien oder in ein anderes entferntes Land reisen wolle, stieg von vielen Freunden be=gleitet zu Pferde, verließ Ravenna und begab sich nach Chiasi, einem Ort, der etwa drei Meilen von Ravenna ent=fernt ist. Hier ließ er Zelte und Pavillons aufschlagen und erklärte seinen Begleitern, daß er hier bleiben wolle, und sie nach Ravenna zurückkehren sollten. So ließ sich Nastagio hier nieder und fing an das schönste und prächtigste Leben zu führen, das je erhört worden, indem er bald Diesen bald Jenen zur Tafel oder zum Imbiß einlud, wie es seine Ge=wohnheit war.

Es geschah indeß an einem schönen Tage, fast zu Ein=gang des Maien, daß er sich wieder in das Andenken seiner Herrin versenkte. Er befahl also seiner ganzen Dienerschaft ihn allein zu lassen, um ungestörter an seine Geliebte denken zu können, und so ging er in tiefen Gedanken Schritt vor Schritt bis zu einem Fichtenwalde. Und schon war die fünfte Stunde des Tages vorüber, und er fast eine halbe Meile in den Fichtenwald gerathen, ohne ans Essen oder sonst an Etwas zu gedenken, als er plötzlich eine laute Wehklage

und ein tiefes Stöhnen wie von einer Frau zu vernehmen glaubte und so in seinen süßen Träumen gestört, erhob er das Haupt um zu sehen, was das sei und war sehr verwundert, als er sich in dem Fichtenwalde erblickte. Ueberdieß aber sah er, als er vor sich hinschaute, durch dichtes Gesträuch und Dorngebüsch eine schöne nackte Jungfrau mit zerzausten Haaren, von Gestrüpp und Dornen ganz zerfetzt, weinend und um Gnade rufend im vollen Laufe auf sich zukommen: ihr zur Seite gewahrte er zwei gewaltige wilde Rüden, welche sie hart verfolgten, und so oft sie ihr nahe kamen, grausam bissen, hinter ihr aber auf schwarzem Roß einen dunklen Ritter, der mit ganz entstelltem Angesicht, einen Stoßdegen in der Hand, ihr mit entsetzlichen und schmählichen Worten den Tod drohete.

Dieser Anblick flößte ihm Schreck und Erstaunen zumal in die Seele, zuletzt aber Mitleid mit der unseligen Jungfrau, und aus diesem entsprang der Wunsch, sie wo möglich von dieser tödtlichen Qual zu befreien. Da er sich aber ohne Waffen sah, griff er statt eines Knittels zu einem Baumast und begann sich damit dem Ritter und den Hunden entgegen zu stellen. Als dies der Ritter sah, rief er ihm von ferne zu: Nastagio, kümmere dich nicht darum, laß mich und diese Hunde vollbringen, was dies böse Weib verdient hat. Während er so sprach, griffen die Hunde der Jungfrau in die Seiten und hielten sie fest, der Ritter aber erreichte sie und stieg vom Pferde. Nastagio näherte sich ihm und sagte: Ich weiß nicht wer du bist, der du mich beim Namen nennst, aber das sage ich dir, daß es eine große Schandthat von einem Ritter ist, bewaffnet ein nacktes Weib tödten zu wollen und ihr die Hunde in die Weichen zu hetzen, als wäre sie ein wildes Thier und darum will

ich sie vertheidigen, so lange ich es vermag. Hierauf erwiederte ihm der Ritter: Nastagio, ich bin aus demselben Lande wie du gebürtig und du warst noch ein kleines Kind, als ich, den man Guido degli Anastagi nannte, noch mehr in diese Jungfrau verliebt war, als du in die Tochter der Traversari; aber ihr grausamer Stolz stürzte mich in solches Unglück, daß ich mir eines Tages mit diesem Degen, den du in meiner Hand siehst, in Verzweiflung das Leben nahm, weßhalb ich zu den Strafen der Hölle verdammt wurde. Es währte aber nicht lange, bis auch sie, die sich über meinen Tod unmäßig gefreut hatte, zu sterben kam und wegen ihrer sündlichen Grausamkeit und Freude über meine Qualen, welche sie nicht bereut hatte, indem sie daran nicht gesündigt, sondern recht gehandelt zu haben meinte, gleich mir zur Höllenstrafe verurtheilt wurde. Als sie dort anlangte, wurde mir und ihr zur Buße auferlegt, ihr vor mir zu fliehen und mir, der sie so zärtlich geliebt hatte, sie nicht wie eine Geliebte, sondern wie eine Todfeindin zu verfolgen, und so oft ich sie erreiche, tödte ich sie mit diesem Degen, mit dem ich einst mich tödtete, öffne ihr dann die Seite, reiße jenes harte, kalte Herz, in dem Liebe und Mitleid nie eine Stätte fanden, nebst allen innern Theilen, wie du gleich sehen sollst, aus ihrem Leibe und werfe es den Hunden zum Fraße vor. Aber nicht lange darauf ersteht sie nach dem gerechten Willen des allmächtigen Gottes, als wäre sie gar nicht todt gewesen und von Neuem beginnt die schmerzliche Flucht und ich mit den Hunden verfolge sie aufs Neue und jeden Freitag um diese Stunde erreiche ich sie an dieser Stelle und halte das Strafgericht über sie, das du mit ansehen sollst. Doch glaube darum nicht, daß wir die übrigen Tage ruhen, denn dann ereile ich sie an andern

Orten, wo sie einst grausam wider mich dachte oder verfuhr. So bin ich aus ihrem Liebhaber ihr Feind geworden, und muß sie auf diese Weise, wie du siehst, so viele Jahre lang verfolgen, als sie Monate lang grausam gegen mich war. Darum laß mich den göttlichen Richterspruch vollstrecken und suche dich dem nicht zu widersetzen, was du doch nicht verhindern könntest.

Als Nastagio diese Worte vernahm, ergriff ihn solches Entsetzen, daß kein Haar an ihm blieb, das sich nicht emporgesträubt hätte; er zog sich also zurück und blickte in banger Erwartung dessen, was der Ritter mit ihr beginnen würde, auf die Unselige. Jener aber hatte kaum seine Rede geschlossen, als er gleich einem wüthenden Hunde mit dem Degen in der Hand auf die Jungfrau losfuhr, die von den beiden Rüden festgehalten, vor ihm niederkniete und um Gnade schrie; er aber stieß ihr den Stahl mit aller Kraft mitten durch die Brust, daß er zur andern Seite wieder hervordrang. Als die Jungfrau diesen Stoß empfangen, fiel sie wimmernd und schreiend mit dem Gesicht zur Erde; der Ritter aber ergriff ein Messer und öffnete ihr damit die Seiten, riß ihr das Herz mit allem, was daran hing, heraus und warf es den beiden Rüden vor, die es sogleich mit Heißhunger verschlangen. Es währte aber nicht lange, so hob sich die Jungfrau, als ob nichts von dem Allen geschehen wäre, wieder auf die Füße und floh dem Meere zu und die Hunde, sie zerfleischend, immer hinter ihr drein; der Ritter aber stieg wieder zu Pferde, ergriff von neuem den Degen und begann sie zu verfolgen und in kurzer Zeit waren sie so weit entfernt, daß Nastagio sie nicht mehr sehen konnte.

Als er diese Dinge gesehen, stand er noch eine Weile

zwischen Furcht und Mitleid schwankend; nach einiger Zeit aber fiel ihm ein, welchen Vortheil er hieraus ziehen könne, da es sich jeden Freitag begebe. Er kehrt also, nachdem er sich den Ort gemerkt hatte, zu seinen Leuten zurück und schickte, da es ihm Zeit dünkte, nach einigen seiner Verwandten und Freunde, zu welchen er sprach: Ihr habt mir lange zugeredet, daß ich diese meine Feindin zu lieben aufhören und meiner Verschwendung ein Ziel setzen möge: ich bin nun bereit es zu thun, wenn ihr mir noch eine letzte Gunst erwirken könnet, und es nächsten Freitag so einrichtet, daß Messer Paolo Traversaro, seine Frau und Tochter und alle Damen ihrer Verwandtschaft, nebst Andern, die ihr dazu auswählen mögt, sich hier bei mir zum Inbiß einfinden. Warum ich dies verlange, werdet ihr alsdann sehen.

Den Freunden schien es ein Leichtes, dies auszurichten; sie kehrten nach Ravenna zurück und luden die von Nastagio begehrten Gäste zu gelegener Zeit ein, und obgleich das Mädchen, welches Nastagio liebte, hierzu schwer zu bewegen war, so ging sie doch endlich mit den Uebrigen. Nastagio ließ eine köstliche Mahlzeit bereiten und die Tische unter den Fichten in der Nähe des Ortes aufstellen, wo er die Todesqual der grausamen Jungfrau gesehen hatte, und als er den Männern und Frauen ihre Plätze anwies, richtete er es so ein, daß seine Geliebte gerade der Stelle gegenüber zu sitzen kam, wo der Vorgang Statt haben sollte. Als nun eben das letzte Gericht aufgetragen wurde, begann der verzweifelte Angstlaut der gejagten Jungfrau Allen hörbar zu werden. Ein Jeder erstaunte und fragte was dies sei; da aber Niemand es zu sagen wußte, sprangen sie alle empor um zu sehen, was es sein möge und erblickten die unglückliche Jungfrau und den Ritter mit den Hunden und

eine Weile darauf waren sie mitten unter ihnen. Der Lärmen war groß und Viele von der Gesellschaft stellten sich dem Ritter und den Hunden entgegen um die Jungfrau zu schützen. Aber der Ritter sprach zu ihnen, wie er zu Nastagio gesprochen hatte, wodurch er sie nicht zum Rückzuge bewog, sondern mit Staunen und Entsetzen erfüllte. Dann vollzog er das Gericht, wie er es damals vollzogen hatte und alle Damen, die zugegen waren, worunter sich viele Verwandte der unglücklichen Jungfrau und des Ritters befanden, die sich seiner Liebe und seines Todes noch wohl erinnerten, fingen so kläglich zu weinen an, als hätten sie das Leid sich selber zufügen sehen.

Als die Scene zu Ende war und der Ritter mit der Jungfrau sich entfernt hatte, geriethen die Zuschauer darüber in viele und mancherlei Gespräche. Unter denen aber, die sich am meisten entsetzt hatten, war die grausame Geliebte Nastagios, welches alles deutlich gesehen und gehört und dabei wohl empfunden hatte, daß sie dieser Vorgang mehr als alle die Anwesenden berühre, indem sie sich der Grausamkeit erinnerte, die sie stets gegen Nastagio geübt hatte und darum glaubte sie schon im Geist vor dem Erzürnten zu fliehen und die Hunde an ihrer Seite zu fühlen. Und so groß war die Furcht, die ihr hieraus erwuchs, daß sie, um nicht dereinst eine gleiche Strafe erleiden zu müssen, die Gelegenheit kaum erwarten konnte (die ihr indeß noch am selbigen Abend geboten wurde), wo sie ihren Haß in Liebe verwandelnd, eine vertraute Zofe zu Nastagio schicken möchte, welche ihn in ihrem Namen ersuchte, sobald es ihm beliebe, zu ihr zu kommen, indem sie bereit sei Alles zu thun was er verlange. Nastagio ließ ihr hierauf erwiedern, dies sei ihm zwar sehr erwünscht, doch wolle er, wenn es ihr gefalle,

nur in Ehren bei ihr Befriedigung suchen, indem er sie zur Gemahlin nehme. Da das Fräulein wußte, daß es bisher nur an ihr gelegen habe, wenn sie nicht schon Nastagios Gattin geworden sei, so ließ sie ihm hierauf antworten, es gefalle ihr wohl, und machte dann selbst die Brautwerberin, indem sie den Aeltern erklärte, sie sei es gerne zufrieden, Nastagios Braut zu werden. Hierüber waren diese sehr erfreut und am Sonntag darauf verlobte sich ihr Nastagio, dann machte er Hochzeit und lebte lange Zeit vergnügt mit ihr. Und dies war nicht das einzige Gute, das jener Schrecken gestiftet hatte, denn alle Damen Ravennas ließen sich dadurch warnen, und zeigten sich seitdem immer zum Vergnügen der Männer viel williger und bereiter als sie sonst gewesen waren.

5.

Der Blumentopf.

In Messina lebten drei Brüder, junge und nach dem Tode ihres aus San Gimignano stammenden Vaters sehr begüterte Kaufleute, mit ihrer Schwester Lisabetta, einem hübschen und wohlgezogenen Mädchen, das sie gleichwohl, was auch die Ursache sein mochte, noch nicht verheirathet hatten. In einem ihrer Kaufläden diente ihnen ein junger Pisaner, Namens Lorenzo, der ihrem ganzen Geschäft als Leiter vorstand und von anmuthiger Gestalt und einnehmendem Wesen war, daher Lisabetta ihn kaum einigemal betrachtet hatte, als sie sich über die Maßen in ihn verliebte. Als Lorenzo dies zu wiederholten Malen bemerkt hatte, gab er alle

anderen Liebschaften auf und begann auch ihr sein Herz zuzuwenden, und bei so gegenseitigem Wohlgefallen währte es nicht lange, bis sie Vertrauen schöpften und das letzte Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Während sie diesen Umgang fortsetzten und sich einander viel gute Zeit und Freuden gewährten, wußten sie es doch nicht so geheim zu betreiben, daß nicht eines Nachts der älteste Bruder Lisabetten, als sie zu Lorenzos Schlafkammer schlich, sie unbewußt gesehen hätte. Wie sehr ihn aber auch diese Entdeckung betrübte, so faßte er doch als ein verständiger Jüngling den geziemendern Entschluß, weder Lärm zu machen noch ein einziges Wort zu sagen, sondern erwartete unter mancherlei Gedanken über das Geschehene den Morgen. Als aber der Tag angebrochen war, erzählte er seinen Brüdern, was er in der vergangenen Nacht von Lorenzo und Lisabetten erfahren habe und beschloß nach langer Berathung mit ihnen gemeinschaftlich, um sich und der Schwester Schande zu ersparen, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen und zu thun, als hätten sie nichts gesehen noch erfahren, bis sie eine gelegene Zeit fänden, sich diesen Schimpf, bevor er ärger würde, ohne weitern Nachtheil und Unglimpf aus den Augen zu schaffen. Diesem Entschluß getreu, fuhren sie fort mit Lorenzo wie bisher zu plaudern und zu scherzen und so nahmen sie einst, unter der Vorspiegelung einer Lustreise auf das Land, den Lorenzo mit sich fort, unterwegs aber, da sie an einen ganz einsamen und abgelegenen Ort gelangt waren, ersahen sie ihren Vortheil, ergriffen den Lorenzo, der davon nichts ahnte, und tödteten und begruben ihn so, daß es Niemand gewahr wurde. Dann kehrten sie nach Messina zurück und gaben vor, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften nach irgend einem Orte versandt, was leichtlich

Glauben fand, da sie ihn öfter umherreisen zu lassen pflegten. Da aber Lorenzo nicht zurückkehrte und Lisabetta ihre Brüder häufig und angelegentlich nach ihm fragte, denn sie empfand seine lange Abwesenheit mit Schmerzen, so geschah es eines Tages, als sie sich wieder dringend nach ihm erkundigte, daß einer ihrer Brüder erwiederte: Was soll das heißen? Was hast du mit Lorenzo zu schaffen, daß du so oft nach ihm fragst? Fragst du uns noch einmal, so werden wir dir antworten, wie du es verdienst.

Durch diese Rede betrübt und niedergeschlagen, zitternd, ohne zu wissen wovor, enthielt sich das Mädchen weiterer Fragen, aber in den Nächten rief sie ihn oft flehentlich beim Namen und beschwor ihn, zu kommen, und zuweilen beklagte sie sich unter Thränen über seine lange Entfernung und so verbrachte sie, ohne sich je zu erheitern, die Tage mit Harren. Eines Nachts aber, als sie Lorenzos Ausbleiben lange beklagt und beweint hatte und endlich unter Thränen eingeschlafen war, erschien ihr Lorenzo im Traume bleich und ganz entstellt in zerzausten, halb verwitterten Kleidern und ihr war, als ob er sagte: Ach Lisabetta, du hörst nicht auf mich zu rufen, betrübst dich über mein langes Ausbleiben und klagst mich mit deinen Thränen auf das Härteste an: darum wisse, daß ich nicht zurückkehren kann, denn an dem Tage, da du mich zum letzten Mal sahst, tödteten mich deine Brüder. Dann bezeichnete er ihr die Stelle, wo sie ihn beerdigt hatten, bat sie, ihn nicht mehr zu rufen noch zu erwarten und verschwand. Das Mädchen schenkte dem Traumgesicht vollen Glauben und weinte bitterlich.

Als sie am Morgen aufstand, hatte sie zwar nicht den Muth den Brüdern etwas zu sagen, beschloß aber, sich an den bezeich=

neten Ort zu begeben, um zu sehen ob es wahr sei, was der Traum ihr gezeigt hatte. Sobald sie also die Erlaubniß erhalten in Gesellschaft eines Mädchens, die früher bei ihnen gedient hatte und alle Geheimnisse Lisabettens wußte, zum Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt zu machen, eilte sie an jenen Ort, räumte einige dürre Blätter hinweg, die den Boden bedeckten und grub nach, wo sie die Erde am lockersten fand. Sie hatte noch nicht lange gegraben, als sie auf den Leichnam ihres unglücklichen Geliebten stieß, der noch völlig erhalten und unverweset war, woraus sie die Wahrheit ihres Traumgesichts mit Gewißheit erkannte. Hierüber mehr als je ein Weib auf Erden betrübt, fühlte sie doch wohl, daß hier zum Weinen nicht Zeit sei und hätte gern, wenn es möglich gewesen wäre, den ganzen Körper mit sich genommen, um ihn geziemender zu begraben; da sie aber sah, daß dies nicht angehe, löste sie, so gut sie konnte, mit einem Messer den Kopf vom Rumpfe, wickelte ihn in ein Handtuch ein und gab ihn der Dienerin zu tragen. Dann bedeckte sie den Rest des Körpers wieder mit Erde und kehrte, ohne von Jemand gesehen zu sein, nach Hause zurück.

Hier verschloß sie sich mit jenem Haupt in ihrer Stube und weinte so lange bitterlich über ihn, daß ihre Thränen ihn völlig abwuschen, während sie ihn mit tausend Küssen bedeckte. Dann nahm sie einen schönen und großen Blumentopf, von denen, worin man Majoran und Basilicum zieht, legte ihn in einem saubern Tuche hinein, schüttete Erde darüber und pflanzte darauf einige Sträuche des schönsten Salernitanischen Basilicums, welche sie nie mit anderm, als mit Rosen- oder Orangenwasser und mit ihren Thränen begoß. Gewöhnlich saß sie dann neben dem Blumentopfe und betrachtete mit zärtlicher Sehnsucht das Gefäß, das ihren Lorenzo

verborgen hielt, und wenn sie es lange genug angeblickt hatte, neigte sie sich wieder darüber hin und fing an zu weinen und weinte so lange, bis sie den ganzen Basilicumstrauch begossen hatte. Durch die lange ununterbrochene Pflege und durch die Fruchtbarkeit, die das verwesende Haupt dem Erdreich mittheilte, gedieh das Basilicum zu großer Schönheit und köstlichem Duft.

Da das Mädchen in dieser Weise unabläßig fortfuhr, wurde sie von ihren Nachbarn mehrmals dabei beobachtet und diese sagten dann zu ihren Brüdern, welche sich verwunderten, daß ihre Schönheit verging und ihre Augen aussahen, als seien sie aus ihrem Angesicht verschwunden, sie hätten bemerkt, daß sie sich täglich so und so benehme. Als dies die Brüder hörten und es dann selber bemerkten, schalten sie erst das Mädchen deßwegen und da dieß nichts half, ließen sie ihr den Blumentopf heimlich wegnehmen. Sobald sie ihn vermißte, verlangte sie zu vielen Malen dringend nach ihm; da sie ihn aber nicht wieder erhielt, ward sie unter unaufhörlichen Thränen und Wehklagen krank und verlangte auch während ihrer Krankheit nach nichts als nach ihrem Blumentopf. Die Brüder, die sich sehr über dies Begehren verwunderten, verfielen darauf, nachzusehen, was darin sei: sie schütteten die Erde aus und fanden das Tuch und darin den Kopf, der noch nicht so vermodert war, daß sie ihn nicht an dem krausen Haar für den des Lorenzo erkannt hätten.

Hierüber erstaunt und bestürzt fürchteten sie, die Sache möchte auskommen; sie begruben den Kopf, verließen ohne Jemandem etwas zu sagen vorsichtig die Stadt Messina und begaben sich, nachdem sie über das Ihrige verfügt hatten, nach Neapel. Das Mädchen aber hörte nicht auf zu weinen

und nach ihrem Blumentopf zu verlangen: so starb sie unter Thränen und dies war das Ende dieser unseligen Liebe. Nach einiger Zeit aber ward diese Begebenheit Vielen bekannt, und Einer dichtete das Lied darauf, das noch heute gesungen wird:

Wer war der arge Bösewicht,
Der meinen Blumentopf genommen? u. s. w.

6.

Der Edelfalke.

In Florenz lebte ein junger Ritter, Namens Federigo di Messer Filippo Alberighi, der in Waffen und adligen Sitten vor allen Jünglingen Toscanas ausgezeichnet war und sich, wie es edeln Rittern meistens geschieht, in eine Dame verliebte, welche Madonna Giovanna hieß und zu ihrer Zeit für eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Florenz galt. Und um ihre Liebe zu gewinnen, turnierte und tiostirte er und gab Feste und verschenkte und verschwendete das Seinige ohne allen Rückhalt: sie aber, nicht minder ehrbar als schön, kümmerte sich so wenig um das, was ihretwillen geschah, als um den, der es that. Da nun Federigo so großen, sein Vermögen weit übersteigenden, Aufwand machte, und nichts dafür erwarb, versagten ihm, wie es leicht geschieht, seine Reichthümer: er verarmte und rettete nichts als ein kleines Gütchen, von dessen Einkünften er kärglich lebte, und einen Falken, der besten Einen, die es auf Erden giebt. Nun noch verliebter als je, glaubte

er doch in der Stadt nicht länger nach Wunsch leben zu können; er zog sich also auf sein Landgütchen zurück, wo er sich, wenn er konnte, der Vogeljagd befliß und ohne Jemands Hülfe anzusprechen seine Armuth in Geduld ertrug.

Als es so mit Federigo zum Aeußersten gekommen war, geschah es, daß Madonna Giovannas Gemahl erkrankte und als er sich dem Tode nahe fühlte, sein Testament machte. Da er sehr reich war, setzte er seinen schon heranwachsenden Sohn mit der Verfügung zum Erben ein, daß wenn dieser ohne gesetzliche Erben verstürbe, Madonna Giovanna, die er sehr geliebt hatte, ihn beerben sollte. Hierauf starb er und Madonna Giovanna, die sich verwittwet sah, begab sich, dem Gebrauch der Florentinerinnen gemäß, den Sommer über auf ein Landgut, das nicht weit von dem des Federigo entfernt lag. Daher fügte es sich, daß der Knabe mit Federigo sehr vertraut wurde und sich gleich ihm an Hunden und Vögeln ergötzte und da er Federigos Falken öfters hatte fliegen sehen, gefiel er ihm so außerordentlich, daß er ihn gar zu gern besessen hätte; allein er wagte es nicht, ihn darum zu bitten, weil er sah, wie theuer er ihm war.

So standen die Sachen, als der Knabe plötzlich krank wurde, worüber die Mutter sehr betrübt war, denn sie hatte nur dies Kind und liebte es aus allen Kräften. Sie verließ ihn den ganzen Tag nicht und ermüdete nie, ihn zu trösten und oft fragte sie ihn, ob er irgend einen Wunsch hege, so möge er es ihr doch sagen, denn gewiß, wenn es nur möglich sei, werde sie es ihm zu verschaffen suchen. Der Knabe, der diese Versprechungen oft gehört hatte, sagte endlich: Mutter, wenn ihr mir Federigos Falken verschaffen könnt, so glaube ich bald zu genesen. Als dies die Dame hörte, sann sie eine Weile nach und bedachte, was sie thun

solle. Sie wußte, daß Federigo sie lange Zeit geliebt und nie auch nur einen Blick von ihr erlangt hatte; daher sprach sie: Wie soll ich zu ihm schicken, oder selbst hingehen, diesen Falken zu verlangen, der wie ich höre der Beste ist, der je geflogen und der ihn überdies allein erhält und erfreut? Wie sollte ich so vergessen sein, daß ich einem Ritter, dem keine andere Freude übrig geblieben ist, auch diese noch rauben wollte?

In solchen Gedanken verloren, obgleich völlig überzeugt, daß sie ihn erhalten würde, wenn sie darum bäte, stand sie schweigend da und wußte nicht was sie dem Knaben antworten sollte. Zuletzt aber bezwang sie die Liebe zu dem Kinde, daß sie sich entschloß, sie wolle um ihn zu befriedigen, was auch die Folge sein möchte, nicht hinschicken, sondern selbst zu ihm hingehen und den Falken holen und so antwortete sie ihm: Tröste dich, mein Sohn und denke nur daran, wie du genesest, denn ich verspreche dir, das Erste was ich morgen thue soll sein nach dem Falken zu gehen und gewiß ich bringe dir ihn. Hierüber erfreut zeigte der Knabe noch an jenem Tage einige Besserung.

Am andern Morgen nahm die Dame eine andere Frau zur Begleitung und begab sich wie lustwandelnd nach dem kleinen Hause Federigos, nach dem sie fragen ließ. Er befand sich, da zur Vogeljagd heute und schon seit einigen Tagen kein Wetter war, in seinem Garten, wo er einige kleine Arbeiten verrichten ließ. Als er aber hörte, daß Madonna Giovanna an der Thüre nach ihm frage, verwunderte er sich sehr und eilte froh dahin. Als sie ihn kommen sah, ging sie ihm mit weiblicher Anmuth entgegen und erwiederte seinen ehrerbietigen Gruß mit einem Glückwunsche. Ich komme, Federigo, fuhr sie fort, dich von dem Kummer zu heilen, den du um meinetwillen erlittest, da du mich mehr liebtest, als dir gut gewesen

wäre: Die Heilung aber soll darin bestehen, daß ich heute Morgen mit dieser meiner Gefährtin zutraulich bei dir zu frühstücken gedenke. Federigo antwortete ihr demüthig: Madonna, ich erinnere mich nicht, daß ich je durch euch Kummer erfuhr, wohl aber so viel Gutes, daß, wenn ich je einigen Werth hatte, nur eure Tugenden und die Liebe, die ich zu euch trug, mir ihn verliehen haben und gewiß ist dieses Geschenk eures Besuchs mir theurer, als wenn mir von Neuem vergönnt würde aufzuwenden, was ich damals aufwandte, obwohl ihr jetzt freilich zu einem armen Wirthe gekommen seid.

Mit diesen Worten empfing er sie verschämt in seinem Hause und führte sie aus diesem in den Garten; weil er aber Niemand anders hatte, ihr Gesellschaft zu leisten, sprach er: Herrin, da sonst Niemand hier ist, so wird diese gute Frau, dieses Arbeiters Weib, euch Gesellschaft leisten während ich gehe, den Tisch bereiten zu lassen.

So groß auch Federigos Armuth war, so hatte er doch bis jetzt noch nicht bemerkt, wie viel ihm mangle und wie außer aller Ordnung er seine Reichthümer verschwendet habe; dieser Morgen aber, da er nichts fand, um die Dame zu ehren, der zu Liebe er einst Unzählige ehrenvoll bewirthet hatte, machte es ihm fühlbar. Hierüber gerieth er in die größte Angst und verwünschte bei sich selbst sein böses Geschick, indem er wie sinnlos hin und her lief und weder Geld noch Geldeswerth fand. Indeß war die Zeit dringend und sein Wunsch groß, die Edelfrau doch mit Etwas zu ehren; einen Andern, geschweige denn seinen eigenen Arbeiter, wollte er nicht ansprechen und so fiel ihm sein guter Falke in die Augen, den er in der Stube auf seiner Stange sitzen sah. Weil ihm nun keine andere Zuflucht

blieb, ergriff er ihn und da er sah, er sei fett, glaubte er an ihm ein würdiges Gericht für eine so edle Dame gefunden zu haben. Ohne sich weiter zu besinnen, drehte er ihm den Hals um und ließ ihn von einer Magd gepflückt und ausgeweidet in die Pfanne thun und sorgfältig braten; dann deckte er den Tisch mit weißen Tüchern, deren er noch einige besaß und kehrte fröhlich zu seiner Dame in den Garten zurück, um ihr zu melden, der Imbiß, so gut er ihn beschaffen könne, sei bereit.

Die Dame erhob sich also mit ihrer Begleiterin, worauf sie zu Tische gingen und ohne zu wissen was sie aßen, mit Federigo, der sie getreulich bediente, den guten Falken verzehrten. Nach Tische verweilten sie noch einige Zeit in gefälliger Unterhaltung, bis es der Dame Zeit schien, von der Ursache ihres Besuches zu reden und deßhalb freundlich zu Federigo begann: Wenn du dich, Federigo, deines vergangenen Lebens und meiner Zurückhaltung, die du vielleicht für Härte oder Grausamkeit gehalten hast, erinnerst, so zweifle ich nicht, du werdest über meine Dreistigkeit erstaunen müssen, wenn du hörst, weßhalb ich zunächst hierher gekommen bin. Doch hättest du Kinder, oder hättest deren gehabt, welche dich die Gewalt der Liebe hätten lehren mögen, die man zu ihnen trägt, so glaube ich sicher, du würdest mich wenigstens zum Theil für entschuldigt halten; doch hast du auch keine, so kann ich, die ich einen einzigen Sohn habe, doch dem allgemeinen Gesetz der Mütter nicht entfliehen, und seiner Gewalt zu folgen gezwungen, muß ich gegen meinen Willen und ganz gegen Herkommen und Pflicht dich um ein Geschenk bitten, von dem ich weiß, wie überaus theuer es dir ist, und wohl mit Recht, denn keine andere Freude noch Lust, keinen andern Trost hat dein

strenges Geschick dir gelassen. Dieses Geschenk ist dein Falke, in welchen mein Knabe sich so verliebt hat, daß wenn ich ihn ihm nicht bringe, ich befürchten muß, die Krankheit, an welcher er danieder liegt, werde sich so verschlimmern, daß ich ihn endlich verlieren würde und darum bitte ich dich, nicht um der Liebe willen, die du zu mir trägst, denn an diese bindet dich nichts, sondern um deiner Großmuth willen, die sich durch mildes Geben und Spenden in dir größer als in irgend einem Andern bewiesen hat, du mögest mir ihn zu schenken geruhen, damit ich durch dein Geschenk sagen könne, meinen Sohn am Leben erhalten und ihn dir auf ewig verpflichtet zu haben.

Als Federigo die Bitte der Dame vernahm und sah, daß er ihr nicht dienen könne, weil er ihr den Falken zur Speise vorgesetzt hatte, brach er in ihrer Gegenwart in Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Dies Weinen glaubte die Dame anfangs keiner andern Ursache, als dem Schmerz zuschreiben zu müssen, daß er sich von dem guten Falken trennen solle. Schon war sie im Begriff, zu sagen, sie wolle ihn nicht, doch hielt sie noch an sich und erwartete nach den Thränen die Antwort Federigos, welcher also sprach: Herrin, seit es Gott gefiel, daß ich euch meine Liebe zuwenden mußte, habe ich das Glück in vielen Dingen mir feindselig geglaubt und mich oft darüber beschwert; aber alles das war leicht zu ertragen, im Vergleich mit dem Leide, das es mir jetzt zufügt, denn nie werde ich wieder Frieden mit ihm haben, wenn ich bedenke, daß ihr in mein armes Haus gekommen seid, in das ihr, da es reich war, nie einzukehren geruhtet, um eine geringe Gabe zu erbitten, die zu gewähren das Glück mir nicht gönnt. Und warum das nicht möglich ist, will ich euch kürzlich sagen. Als ich

vernahm, daß ihr so gütig sein wolltet, hier zu frühstücken, erachtete ich es in Betracht eurer Würde und Tugenden für schicklich und gebührend, daß ich euch, nach dem geringen Maaß meiner Kräfte mit einer bessern Speise bewirthete, als bei andern Personen gewöhnlich Gebrauch ist und so erinnerte ich mich des Falken, den ihr jetzt von mir begehrt, und seines Werthes und hielt ihn für eine euer würdige Kost: ihr habt ihn also heute Morgen als Braten auf euerm Teller gehabt. Zwar halte ich ihn auch so für vortrefflich angewendet, allein, da ich euch jetzt in anderer Weise nach ihm verlangen sehe, thut es mir so leid euch nicht dienen zu können, daß ich mich wohl nie darüber beruhigen werde. Nach diesen Worten ließ er ihr Federn, Klauen und Schnabel zum Beweise vorzeigen.

Als dies die Dame hörte und sah, tadelte sie ihn zuerst, daß er um eine Frau zu beköstigen einen solchen Falken getödtet habe, dann aber pries sie bei sich selbst die Hoheit seiner Seele, welche die Armuth noch nicht zu erniedrigen vermocht hatte. Jetzt indeß der Hoffnung den Falken zu besitzen beraubt, und deßhalb um die Genesung ihres Kindes besorgt, nahm sie in tiefem Kummer Abschied und kehrte zu ihrem Knaben zurück. Dieser aber, entweder aus Gram darüber, daß ihm der Falke nicht werden sollte, oder weil ihn die Krankheit auch ohnedies dahin geführt hätte, ging schon nach wenigen Tagen, zum größten Schmerz der Mutter, aus diesem Leben hinüber.

Die Dame verbrachte einige Zeit in Thränen und bittern Schmerzen; da sie nun aber sehr reich und noch jung war, redeten ihr die Brüder bald dringend zu, sich wieder zu verheirathen. Ihren eigenen Wünschen entsprach dies nicht; da sie aber sah, daß man ihr keine Ruhe ließ,

gedachte sie an Federigos Edelmuth und jenes letzten Beweises seiner hochherzigen Milde, als er einen solchen Falken tödtete, um sie zu ehren, und antwortete den Brüdern: Gern bliebe ich, wenn es euch gefiele, wie ich bin; da ihr aber wollt, daß ich einen Gatten nehme, so will ich gewiß nie einen andern wählen, wenn ich Federigo degli Alberighi nicht haben soll. Ihre Brüder verspotteten sie deßhalb und sprachen: Thörin, was sprichst du? Wie magst du ihn wollen, der nichts auf der Welt besitzt? Aber sie antwortete: Meine Brüder, ich weiß wohl, daß es sich so verhält, wie ihr sagt, aber ich will lieber einen Mann, der Reichthum nöthig hat, als Reichthum, der eines Mannes nöthig hätte. Als die Brüder hörten, wie sie gesonnen sei, und Federigos Tugenden neben seiner Armuth ihnen nicht unbekannt waren, thaten sie was sie verlangte und gaben sie ihm mit allen ihren Reichthümern zur Gemahlin. Nun sah sich Federigo im Besitz der trefflichen, so lange zärtlich geliebten Dame und großer Reichthümer und so lebte er mit ihr als ein besserer Haushalter bis an das Ende seiner Tage in Freuden.

7.

Frauenlist.

In unserm an allen Gütern reichen Florenz war einst eine anmuthige und schöne junge Dame, die Gattin eines tapfern und achtbaren Edelmanns. Und wie es denn häufig geschieht, daß der Mensch nicht immer dieselbe Speise verträgt und manchmal zu wechseln wünscht, so verliebte sich auch diese Dame, der ihr Gemahl nicht ganz genügte, in

einen Jüngling, Names Leonetto, der anmuthig und von edeln Sitten, wenn auch nicht von hoher Geburt war. Er seinerseits verliebte sich auch in sie und da, wie man weiß, was beide Theile wollen, selten unausgeführt bleibt, so bedurften sie nicht langer Zeit, ihre Wünsche zum Ziel zu führen.

Es geschah aber, daß sich zu derselben Zeit in diese schöne und reizende Dame ein Ritter, Namens Lambertuccio, heftig verliebte und obwohl sie sich in keiner Weise entschließen konnte, diesen ihr unangenehmen und widerwärtigen Menschen zu lieben, so hörte er doch nicht auf, sie mit Anträgen und Botschaften zu bestürmen, ja als er damit nichts ausrichtete, drohte er ihr sogar mit öffentlicher Beschimpfung, wenn sie seinem Verlangen nicht willfahrte. Da er viel Ansehen und Einfluß besaß und die Dame wohl wußte, wozu er fähig war, so ließ sie sich durch Furcht bestimmen, seinen Wünschen zu genügen.

Nun war diese Dame, welche Isabella hieß, wie es im Sommer Gebrauch ist, auf ein gar schönes Landgut hinausgezogen und eines Morgens, da ihr Mann nach einem benachbarten Orte geritten war, wo er sich einige Tage aufhalten wollte, ließ sie den Leonetto durch einen Boten einladen, zu ihr zu kommen. Dieser freute sich sehr darüber und stellte sich sogleich ein. Aber Messer Lambertuccio, der in Erfahrung gebracht, daß der Gemahl der Dame verreist sei, bestieg sogleich sein Reitpferd, eilte zu ihr und klopfte an die Thüre. Das Hausmädchen, das ihn kommen sah, ging sogleich zu seiner Herrin, die sich bei Leonetto in der Kammer befand, rief sie heran und sprach: Madonna, unten ist Messer Lambertuccio ganz allein.

Als die Frau dies hörte, hielt sie sich für das un=

seligste Weib auf Erden, doch fürchtete sie ihn so sehr, daß sie Leonetto bat, er möge es sich gefallen lassen und sich eine kleine Weile hinter der Bettgardine verstecken, bis Lambertuccio gegangen wäre. Leonetto, der ihn nicht weniger fürchtete, als die Dame, verbarg sich eilig, worauf sie der Magd befahl, dem Lambertuccio öffnen zu gehen. Diese schloß ihm auf und er stieg von seinem Pferde, band es im Hofe an einem Wandhaken fest und trat in das Haus. Die Dame erzwang ein freundliches Gesicht, ging ihm bis an die Treppe entgegen und empfing ihn mit so freundlichen Worten, als ihr möglich war, indem sie fragte, wie sein Befinden sei. Der Ritter umarmte und küßte sie und sprach: Mein süßes Leben, ich hörte, daß euer Gemahl nicht zu Hause sei; darum bin ich gekommen, euch Gesellschaft zu leisten. Mit diesen Worten traten sie in die Kammer, welche von innen verriegelt wurde, worauf Lambertuccio anfing sich mit ihr gütlich zu thun.

Dies währte eine Weile, als ganz wider alles Erwarten der Dame ihr Gemahl zurückkehrte. Als das Mädchen ihn in der Nähe des Schlosses erblickte, lief sie schnell zu der Kammer ihrer Herrin und rief: Frau, da kommt der Herr zurück, ich glaube, er ist schon draußen auf dem Hofe. Da die Frau dies hörte und bedachte, daß sie zwei Männer im Hause habe, und der Ritter wegen des Pferdes, das auf dem Hofe stand, nicht verläugnet werden könne, hatte sie den Tod vor Schrecken. Nichts desto weniger sprang sie sogleich vom Bett auf die Füße, faßte einen Entschluß, und sprach zu Herrn Lambertuccio: Herr, wenn ihr mich irgend liebt und vom Tode retten wollt, so thut, was ich euch sage. Nehmt euer Schwert mit entblößter Klinge in die Hand und mit zornigem Gesicht und wüthender

Geberde stürzt euch die Treppen hinunter und ruft im Weggehen: Ich schwöre es zu Gott, daß ich ihn schon anderswo treffen will. Und wenn mein Mann euch aufhalten oder zur Rede stellen will, so erwiedert nichts als was ich euch gesagt habe, besteigt euer Pferd und laßt euch durch nichts in der Welt bei ihm zurückhalten.

Herr Lambertuccio sagte ihr dies gerne zu, zog schnell sein Schwert hervor und ganz erhitzt im Gesicht theils von den bestandenen Mühen, theils vor Zorn über die Rückkehr des Mannes, that er wie die Dame befohlen hatte. Ihr Mann, der schon im Hofe abgestiegen war, wunderte sich über das Pferd und indem er die Treppe hinaufgehen wollte, sah er Messer Lambertuccio hinabstürzen und erstaunt über seine Worte und Geberden rief er ihm zu: Was bedeutet das, Herr? Aber Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich in den Sattel und ritt davon ohne ein Wort zu sagen, als: „Beim Leib des Herrn, ich will ihn schon anderswo treffen."

Unterdeß stieg der Edelmann die Treppe hinauf und fand seine Frau auf dem Flur, ganz bestürzt und zitternd vor Furcht. Was ist hier vorgegangen, fragte er, warum reitet Messer Lambertuccio so zornig und drohend hinweg? Die Dame zog sich in die Kammer zurück, damit es Leonetto hören sollte und antwortete: Herr, in meinem Leben habe ich nicht solchen Schreck gehabt. Da flüchtet sich ein junger Mensch hier herein, den ich nicht kenne und den Messer Lambertuccio mit dem Schwert in der Hand verfolgte und da er zufällig meine Kammer offen findet, sagt er zitternd: Madonna, um Gotteswillen, steht mir bei, daß ich nicht in euern Armen des Todes bin. Ich ging vor die Stube und hielt ihn zurück, da er hinein wollte und er war auch so

artig, als er sah, daß ich nicht wollte, daß er hineinträte, nach einigen Worten wieder wegzugehen, wie ihr gesehen habt. Darauf entgegnete der Mann: Ihr habt Recht gethan, Donna, denn es würde ein großer Schimpf gewesen sein, wenn Jemand in unserm Hause getödtet worden wäre und Messer Lambertuccio hatte sehr Unrecht, Jemand zu verfolgen, der sich zu uns flüchtete. Darauf fragte er, wo der Jüngling sei? Herr, gab die Frau zur Antwort, ich weiß nicht, wo er sich verborgen hat. Nun rief der Edelmann: Wo bist du? Komm nur getrost hervor. Leonetto, der Alles mit angehört hatte, kroch nun ganz verzagt, und er hatte wohl Ursache gehabt zu zagen, aus seinem Versteck hervor. Darauf fragte ihn der Ritter: Was hattest du mit Messer Lambertuccio zu schaffen? Herr, antwortete der Jüngling, nichts in aller Welt und deßwegen glaube ich fest, daß er nicht recht bei Sinnen ist, er müßte mich denn mit einem Andern verwechselt haben, denn als er mich auf der Straße in der Nähe dieses Schlosses erblickte, sogleich fuhr er mit der Hand ans Schwert und rief: Verräther, du bist des Todes. Ich fragte ihn nicht lange nach der Ursache, sondern lief was ich konnte hieher, wo ich, dem Himmel und dieser Dame sei Dank, gerettet wurde. — Nun denn, sprach der Ritter hierauf, so fürchte weiter nichts, ich werde dich gesund und wohl nach Hause bringen, und hernach magst du zu erfahren suchen, was du mit ihm zu schaffen hast. — Nachdem sie zusammen gespeist hatten ließ ihn der Edelmann ein Pferd besteigen, begleitete ihn nach Florenz und verließ ihn in seinem Hause.

Noch an demselben Abend sprach Leonetto, nachder, ihm von der Dame gegebenen Anweisung, heimlich mit Messer Lambertuccio und richtete es so mit ihm ein, daß,

so oft auch späterhin davon die Rede war, der Edelmann doch nie des Streichs inne wurde, den ihm die Dame gespielt hatte.

8.

Der Bindfaden.

In Florenz lebte vormals ein reicher Kaufmann, Arriguccio Berlinghieri genannt, welcher thörichterweise, wie es die Kaufleute noch alle Tage zu thun pflegen, durch eine Frau adlig werden wollte und daher ein vornehmes Fräulein, das wenig zu ihm paßte und Monna Sismonda genannt wurde, zur Gattin nahm. Da ihr Gemahl nach der Sitte seines Standes häufig abwesend war und ihr selten Gesellschaft leistete, verliebte sich diese in einen jungen Mann, Namens Ruberto, der ihr schon lange schön gethan hatte. Nachdem sie mit ihm vertraut geworden und dabei, weil dieser Umgang ihr das größte Vergnügen gewährte, wohl nicht vorsichtig genug gewesen war, geschah es, daß Arriguccio, sei es nun, daß er davon Wind bekam, oder wie es sonst zuging, plötzlich der eifersüchtigste Mann von der Welt wurde, sein Umherreisen und alle seine Geschäfte einstellte und seine ganze Sorgfalt nur darauf richtete, seine Frau gut zu bewachen, so daß er nicht mehr einschlafen konnte, bevor er sich überzeugt hatte, daß sie zu Bette gekommen sei.

Hierüber war die Dame äußerst betrübt, weil sie in keiner Weise mit ihrem Ruberto zusammen sein konnte. Nachdem sie aber lange Zeit nachgedacht, wie sie Mittel fände, mit ihm zusammen zu sein, und auch er sie vielfältig

darum ersucht hatte, kam ihr der Gedanke, diesen Weg einzuschlagen. Da ihre Kammer an der Straße lag und sie oft bemerkt hatte, daß Arriguccio viel Mühe hatte einzuschlafen, aber dann auch sehr fest schlief, so gedachte sie, den Ruberto um Mitternacht an die Hausthüre kommen zu lassen, um diese dann zu öffnen, und während ihr Gemahl im festen Schlaf liege, einige Zeit bei ihm zuzubringen. Um es aber zu bewirken, daß sie ihn höre, wenn er käme, ohne daß es ein Anderer bemerke, fiel sie darauf, einen Bindfaden vom Fenster der Kammer herabhangen zu lassen, der mit dem einen Ende auf die Straße reiche, mit dem andern aber über den Erker weg bis zu ihrem Bette gehe, wo er unter die Linnen versteckt bleiben und wenn sie das Bett beschritten habe, an ihrer großen Fußzehe befestigt werden sollte. Dies ließ sie hierauf dem Ruberto sagen und ihn anweisen, sobald er komme, an dem Faden zu ziehen, worauf sie, wenn der Mann schliefe, ihn loslassen und eilen würde, ihm aufzuschließen; wenn er aber nicht schliefe, werde sie ihn festhalten und an sich ziehen, damit er nicht zu warten brauche.

Dies gefiel dem Ruberto: er ging zu vielen Malen dahin und öfters gelang es ihm, mit ihr zusammen zu sein, öfters auch nicht; zuletzt aber, da dieser Kunstgriff eine Weile fortgesetzt worden war, geschah es eines Nachts, da die Dame schlief, daß Arriguccio den Fuß in dem Bette ausstreckte und auf diesen Faden stieß, weßhalb er sogleich mit der Hand darnach griff und da er ihn an der Zehe der Frau befestigt fand, sprach er zu sich selbst: Dahinter muß ein Betrug stecken. Er schnitt also den Faden leise von der Zehe der Frau ab und band ihn an die seinige, worauf er ruhig abwartete, was dies bedeuten solle. Es währte nicht lange, so kam Ruberto und zog, wie er ge=

wohnt war, an dem Faden. Arriguccio fühlte es; da er ihn aber nicht recht fest gebunden hatte und Ruberto stark zog, so kam ihm der Faden bald ganz in die Hand, daher er nun glaubte warten zu müssen, was er auch that.

Sogleich erhob sich Arriguccio, ergriff seine Waffen und lief nach der Hausthüre, um zu sehen, wer es wäre und um ihm übel mitzuspielen. Nun war Arriguccio, obgleich Kaufmann, ein stolzer und kräftiger Mann, und da er zur Thüre kam, öffnete er sie nicht so leise, wie die Dame zu thun pflegte; der draußen harrende Ruberto aber, der dies wahrnahm, merkte gleich was die Glocke geschlagen habe, nemlich, daß es Arriguccio sei, der die Thüre öffne, weßhalb er sogleich zu fliehen und Arriguccio ihm nachzusetzen begann. Zuletzt, da Ruberto eine gute Strecke geflohen war und jener nicht abließ ihn zu verfolgen, zog Ruberto, der ebenfalls bewaffnet war, das Schwert und wandte sich um und nun begannen sie, der Eine anzugreifen, der Andere sich zu vertheidigen.

Unterdeß war die Dame, als Arriguccio die Kammer öffnete, erwacht und da sie den Faden von der Zehe abgeschnitten fand, hatte sie sogleich geschlossen, daß ihr Betrug entdeckt sei. Als sie hörte, daß Arriguccio den Ruberto verfolge, erhob sie sich sogleich von dem Bette und weil sie wohl voraussah was die Folge sein müsse, rief sie ihre Magd, die um Alles wußte, und redete ihr so lange zu, bis sie sich an ihrer Statt ins Bette legte. Sie bat sie zugleich, sie möchte, ohne sich zu erkennen zu geben alle Schläge geduldig ertragen, die ihr Arriguccio geben würde, wofür sie ihr solchen Lohn verspreche, daß sie nicht Ursache haben werde es zu bereuen. Alsdann löschte sie das Nachtlicht, das in der Kammer braunte, verließ dieselbe und

verbarg sich in einem Winkel des Hauses um hier den Erfolg abzuwarten.

Der Handel zwischen Arriguccio und Ruberto ward unterdeß von den Bewohnern der Nachbarschaft vernommen, welche sich aufmachten und sie zu schelten begannen, weßhalb Arriguccio, aus Furcht erkannt zu werden, den jungen Mann, ohne seinen Namen erfahren oder ihn irgend beschädigt zu haben, wiewohl ungern und im heftigen Zorn verließ und sich nach Hause begab. Als er aber in die Kammer gelangte, hub er zornig an: Wo bist du, Ehebrecherin? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finde, aber du hast dich betrogen. Hiermit trat er an das Bette und indem er die Frau zu ergreifen meinte, faßte er die Magd und versetzte ihr, so gut er Hände und Füße nur zu rühren wußte, so viel Faustschläge und Fußtritte, daß er ihr das ganze Gesicht zerquetschte; zuletzt schnitt er ihr gar die Haare ab, alles unter den heftigsten Schmähreden, die je einer schlechten Frau gesagt wurden.

Das Mädchen weinte heftig, wie sie denn wohl Ursache dazu hatte, aber obwohl sie einige Mal ausrief: Weh mir, Gnade, um Gotteswillen! oder: Laßt ab! so erstickte doch das Weinen so ihre Stimme oder Arriguccio war so von Wuth betäubt, daß er nicht unterscheiden konnte, wie es die einer andern Frau, nicht seiner Gattin sei. Nachdem er sie aber gründlich zerbläut und ihr, wie schon gesagt, die Haare abgeschnitten hatte, sprach er: Nicht mehr anrühren will ich dich von nun an, niederträchtiges Weib, sondern will zu deinen Brüdern gehen und ihnen von deinen saubern Stückchen erzählen und dann mögen sie dich abholen kommen und mit dir machen, was sie glauben, daß ihre Ehre erheischt und dich fortführen, denn wahrlich in diesem Hause

sollst du nicht länger bleiben. Mit diesen Worten trat er aus der Kammer, verschloß sie von außen und ging ganz allein von dannen.

Als Monna Sismonda, die alles mit angehört hatte, sah, daß ihr Mann sich entfernt hatte, öffnete sie die Kammer, zündete das Nachtlicht wieder an und fand die ganz zerdroschene Magd, welche heftig weinte. Sie tröstete sie, so gut sie vermochte und brachte sie in ihre Kammer zurück, wo sie in aller Stille für ihre Bedienung und Pflege sorgen ließ, indeß sie selbst, wenn sie an Arriguccio's Zorn gedachte, sich überaus glücklich schätzte. Nachdem sie nun die Magd wieder in ihre Kammer geschafft hatte, eilte sie das Bette in der ihrigen zu machen und Alles darin so zu ordnen und einzurichten, als ob diese Nacht Niemand daselbst geschlafen habe; steckte dann die Lampe wieder an und kleidete sich so, als wäre sie noch gar nicht zu Bette gegangen. Hierauf zündete sie ein Licht an, nahm ihr Nähzeug, setzte sich damit oben an die Stiege, fing an zu nähen und erwartete ruhig den Ausgang der Sache.

Als Arriguccio das Haus verlassen hatte, ging er so schnell er konnte zu dem der Brüder seiner Frau, und klopfte hier so lange, bis man ihn hörte und die Thür öffnete. Die drei Brüder der Frau und deren Mutter standen, da sie hörten, es sei Arriguccio, sogleich alle auf, ließen Lichter anzünden und kamen zu ihm, um zu fragen, was er zu solcher Stunde und so allein von ihnen begehre? Hierauf begann Arriguccio bei dem Bindfaden, den er an der Zehe der Monna Sismonda befestigt gefunden und erzählte ihnen Alles bis zum Ende, was er gesehen und gethan habe und zum gültigen Zeugniß dessen, was er gethan zu haben vorgab, übergab er ihnen die Haare, welche er seiner Frau ab-

geschnitten zu haben glaubte, indem er hinzufügte, sie möchten sie abholen und mit ihr schalten wie sie glaubten, daß es ihre Ehre erheische, denn er seinerseits sei entschlossen, sie nicht länger im Hause zu dulden.

Die Brüder der Frau, sehr erschrocken über das Gehörte und weil sie es für gewiß hielten, nicht wenig gegen sie erbittert, ließen gleich Fackeln anzünden und machten sich, in der Absicht ihr übles Spiel zu bereiten, mit Arriguccio auf und gingen zu seinem Hause. Als dies ihre Mutter sah, erhob sie sich und folgte ihnen weinend, indem sie bald den Einen bald den Andern beschwor, doch diesen Dingen nicht so rasch Glauben zu schenken, ohne Beweise gesehen und sich überzeugt zu haben, denn der Mann könne sie leicht aus andern Gründen mißhandelt haben und dies zu seiner Entschuldigung vorbringen; wobei sie hinzusetzte, sie verwundere sich sehr, wie sich dies solle ereignet haben, da sie doch ihre Tochter sehr wohl kennen müsse, die sie von Jugend auf erzogen habe und viele ähnliche Reden. Sie gelangten nun an das Haus des Arriguccio, traten hinein und stiegen die Treppe hinauf. Als Monna Sismonda sie kommen hörte, rief sie: Wer ist da? worauf Einer ihrer Brüder antwortete: Du wirst es wohl selbst wissen, Ehebrecherin, wer da ist. Darauf entgegnete Monna Sismonda: Wie? Was soll das bedeuten? Himmel, steh uns bei! Hiermit stand sie auf und sagte: Lieben Brüder, seid willkommen. Was begehrt ihr zu dieser Stunde, alle drei? Als diese sie so beim Nähen sitzen sahen, ohne eine Spur im Gesichte, daß sie geschlagen worden sei, da doch Arriguccio gesagt hatte, er habe sie ganz zerbläut, waren sie gleich beim ersten Anblick etwas verwundert, legten dem Ungestüm ihres Zorns Zügel an und fragten sie nur, wie das zugegangen sei,

was Arriguccio veranlasse, über sie zu klagen? wobei sie ihr heftig drohten, wofern sie ihnen nicht Alles genau erzähle. Die Dame antwortete: Ich weiß nicht, was ich euch erzählen soll, noch worüber sich Arriguccio bei euch beschwert hat. Als Arriguccio sie erblickte, betrachtete er sie wie ein Wahnsinniger, denn er erinnerte sich doch, daß er ihr wohl tausend Schläge ins Gesicht gegeben, sie zerkratzt und mit allem Uebel von der Welt überhäuft hatte und nun sah er sie vor sich, als ob nichts von dem Allen geschehen wäre. Unterdeß erzählten ihr die Brüder mit wenigen Worten, was ihnen Arriguccio gesagt habe, von dem Faden, den Schlägen und allem Uebrigen. Da wandte sich die Dame zu Arriguccio und sprach: Weh mir, mein Gemahl, was muß ich hören? Warum verschreist du mich zu deiner größten Schande als eine Ehebrecherin, was ich doch nicht bin, und dich selbst für einen noch schlechtern und grausamern Mann, als du bist? Und wann warst du diese Nacht auch nur zu Hause, geschweige denn bei mir? Und wann schlugst du mich? Ich meines Theils weiß nichts davon. Darauf hub Arriguccio an: Wie, du Ehebrecherin, gingen wir nicht zusammen zu Bette? Kehrte ich nicht dahin zurück, nachdem ich deinem Liebhaber nachgesetzt hatte? Gab ich dir nicht tausend Schläge und schnitt dir das Haar ab? Die Frau entgegnete: In diesem Hause bist du gestern Abend nicht zu Bette gegangen. Doch lassen wir dies gut sein, da ich keinen andern Beweis davon geben kann, als meine wahrhaften Worte, und kommen wir zu dem was du sagst, daß du mir Schläge gegeben und die Haare abgeschnitten habest. Mich hast du niemals geschlagen und ihr Alle, die zugegen seid und du selber dazu, seht mich an, ob ich am ganzen Leibe nur ein Zeichen von Schlägen habe. Ich möchte

dir es auch nicht rathen, daß du so kühn wärst, Hand an mich zu legen, denn beim Kreuz des Erlösers, ich wollte dich zeichnen! Auch hast du mir die Haare nicht abgeschnitten, wenigstens nicht, daß ich es gefühlt oder gesehen hätte; aber vielleicht hast du es gethan, ohne daß ich es bemerkte: laß mich also sehen, ob sie mir abgeschnitten sind oder nicht? Hiermit nahm sie ihren Schleier vom Haupte und zeigte ihnen, daß ihr Haar nicht beschnitten, sondern ganz war.

Als die Brüder und die Mutter dies sahen und hörten, begannen sie zu Arriguccio und sagten: Was sagst du hierzu, Arriguccio? Wie stimmt das zu dem, was du uns erzählen kamst, das du gethan hättest? Wir begreifen nun nicht, wie du das Uebrige beweisen willst. Arriguccio stand wie ein Träumender da und wollte reden. Da er aber sah, daß selbst das, was er beweisen zu können glaubte, sich nicht so verhielt, hatte er nicht den Muth, noch ein Wort zu sagen. Jetzt wandte sich die Frau zu ihren Brüdern und sprach: Ich sehe wohl, lieben Brüder, mein Mann ist darauf ausgegangen, daß ich thun solle, was ich niemals thun mochte, nemlich daß ich euch mein Unglück, und seine Schlechtigkeit erzähle und so will ich es denn nun thun. Ich bin fest überzeugt, daß ihm das, was er euch erzählt hat, wirklich begegnet ist, und daß er es so gemacht hat und hört nun, wie ich das meine. Dieser rechtschaffene Mann, dem ihr zu meinem Unglück mich zur Frau gegeben habt, der sich einen Kaufmann nennt und das öffentliche Zutrauen genießen will, und daher mäßiger als ein Geistlicher und gesitteter als ein Mädchen sein sollte: es ist selten ein Abend, daß er sich nicht in Wirthshäusern betränke, sich dann bald mit dieser bald mit jener feilen Dirne einließe, während er mich bis Mitternacht und zuweilen bis zum

Morgen in der Weise, wie ihr mich gefunden habt, auf sich warten läßt. Nun will ich wetten, er hat sich wieder stark angetrunken, mit einer seiner Metzen zu Bette gelegt und bei ihr beim Erwachen den Faden am Fuß gefunden, worauf er denn alle die Händel anfing, wovon er erzählt und dann zu ihr zurückkehrte, sie zerbläute und ihr die Haare abschnitt, endlich aber, weil er noch immer nicht recht zu Sinnen gekommen war, sich einbildete (und ich bin überzeugt, er bildet es sich noch ein), er habe dies Alles an mir gethan: und wenn ihr ihm recht ins Gesicht sehen wollt, so ist er noch halb betrunken. Bei dem Allen aber, was er auch von mir gesagt haben mag, will ich nicht, daß ihr ihm dies anders zurechnet, denn als einem Betrunkenen, und da ich es ihm vergebe, so vergebt auch ihr es ihm.

Als ihre Mutter diese Worte vernahm, fing sie an Lärm zu schlagen und rief: Beim Kreuz des Erlösers, meine Tochter, das soll nicht geschehen, lieber sollten wir diesen widrigen, unerkenntlichen Hund todt schlagen, der niemals würdig war, ein Mädchen zu freien, wie du bist. Vortrefflich, Herr Sohn, vortrefflich! Ist es nicht, als wenn er dich aus dem Koth aufgerafft hätte? Die Pest über ihn noch heute, wenn du dem faulen Gewäsche solch eines Krämers, solch eines Eselsabschaums, ausgesetzt sein sollst, der vom Lande hierher gekommen und irgend einer Straßenräuberbande entlaufen ist, in Sacktuch gekleidet, mit weiten Glockenschuhen und die Feder auf dem Hintern! Kaum daß sie sechs Dreier besitzen, wollen sie gleich Töchter von Edelleuten und Mädchen aus guten Häusern zu Frauen haben, legen sich Wappen bei und sagen: Ich bin aus dem und dem Hause und meine Vorfahren haben es so und so gehalten. Wären doch meine Söhne meinem Rathe gefolgt,

da sie dich so ehrenvoll im Hause der Grafen Conti mit einem Stück Brot unterbringen konnten; aber sie bestanden darauf, dich diesem Edelstein hinzugeben und nun entblödet er sich nicht, dich, die du das beste Mädchen von Florenz bist und das allersittsamste, dich um Mitternacht für eine Metze zu verschreien, als ob wir dich nicht besser kennten: aber bei dem Namen Gottes, wenn es nach meinem Willen ginge, so müßte er dafür so zugerichtet werden, daß es ihm anzuriechen wäre. Dann wandte sie sich zu ihren Söhnen und fuhr fort: Ich sagte es euch wohl, meine Söhne, daß es nicht angehen könne. Habt ihr gehört, wie euer sauberer Schwager eure Schwester behandelt? So ein Winkelkrämer, wie er einer ist! Und wenn ich wäre, wie ihr seid, und er hätte zu mir gesagt, wie er zu euch von ihr gesagt hat und triebe es so, wie er es treibt, so würde ich mich nun und nimmer zufrieden geben, noch Ruhe halten, bis ich ihn von der Erde geschafft hätte; und wenn ich ein Mann wäre, wie ich ein Weib bin, ich ließe wahrlich keinen Andern sich damit befassen. Herr Gott, verwirr ihm das Hirn, dem leidigen Trunkenbold, dem Unverschämten!

Als dies die Jünglinge sahen und hörten, wandten sie sich zu Arriguccio und sagten ihm die größten Schmähreden, die je einem Nichtswürdigen gesagt worden sind und zuletzt sprachen sie: Wir verzeihen dir für diesmal, weil du betrunken bist, aber nimm dich, so lieb dir dein Leben ist, von jetzt an in Acht, daß wir nicht wieder solche Geschichten von dir hören, denn wahrlich, wenn uns je wieder eine ähnliche zu Ohren kommt, so werden wir dich für diese und für jene mit bezahlen. Und mit diesen Worten gingen sie davon.

Arriguccio blieb wie ein Sinnloser zurück und wußte

bei sich selber nicht, ob Alles was er gethan habe, wirklich geschehen sei, oder ob es ihm geträumt habe: er sprach nicht ein Wort weiter und ließ die Frau in Frieden. Diese aber entging durch ihre Schlauheit nicht blos jener bevorstehenden Gefahr, sondern bahnte sich auch damit den Weg, in Zukunft ganz nach ihrem Wohlgefallen zu handeln, ohne sich noch irgend vor ihrem Manne zu fürchten.

9.

Der Birnbaum.

In Argos, einer sehr alten Stadt in Achaja, die jetzt mehr ihrer alten Könige wegen berühmt ist, als groß, lebte einst ein Edelmann mit Namen Nicostratos, dem das Glück, als er dem Greisenalter schon nahe war, eine Frau aus edelm Hause zur Gattin beschied, welche Lydia hieß und nicht minder unternehmend als schön war. Er hielt, als ein vornehmer und reicher Mann, eine zahlreiche Dienerschaft, dazu Hunde und Falken und war ein großer Liebhaber der Jagd. Unter seinen übrigen Dienern hatte er einen anmuthigen Jüngling von zierlicher und schöner Gestalt und zu Allem geschickt, was er beginnen mochte, mit Namen Pyrrhus, welchem Nicostratos vor allen Andern geneigt war und am Meisten vertraute. In diesen verliebte sich Lydia so heftig, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht ihre Gedanken anders wohin zu richten vermochte, als zu ihm. Um diese Liebe schien sich aber Pyrrhus, sei es nun, daß er sie nicht bemerkte, oder sie nicht bemerken wollte, durchaus nicht zu kümmern: worüber die Dame unerträg=

liche Qualen im Herzen trug. Da sie aber völlig entschlossen war, sich ihm zu offenbaren, berief sie eine ihrer Kammerfrauen, mit Namen Lusca, welcher sie großes Vertrauen schenkte und sprach zu ihr: Lusca, die Wohlthaten, die du von mir empfangen hast, verpflichten dich, mir gehorsam und treu zu sein und darum siehe zu, daß nie einer das erfährt, was ich dir jetzt sagen will, bis auf den, an welchen ich es dir auftrage. Wie du siehst, Lusca, bin ich ein junges und frisches Weib, das Alles in Genüge und Fülle besitzt, was eine Frau wünschen mag und kurz, bis auf Eins, kann ich mich über nichts beschweren, und dies Eine ist, daß der Jahre meines Mannes eine zu große Zahl ist, um mit den meinen verglichen zu werden. Aus diesem Grunde lebe ich mit dem, was jungen Frauen am meisten Vergnügen gewährt, wenig zufrieden; indem ich aber gleich allen Andern danach Verlangen empfinde, so habe ich schon seit einiger Zeit bei mir erwogen, wenn auch das Glück sich wenig freundlich gegen mich bewiesen hat, indem es mir einen so alten Mann gab, so wolle ich doch nicht so meine eigene Feindin sein, daß ich keinen Weg zu meinem Vergnügen und zu meinem Wohl zu finden wüßte. Um also auch hierin, wie in allen andern Dingen, meine Wünsche gekrönt zu sehen, so bin ich entschlossen, daß unser Pyrrhus, der mehr als ein anderer dessen würdig ist, sie mit seinen Umarmungen erfüllen soll. Auch ist die Liebe, die ich ihm zugewandt habe, so groß, daß ich mich nicht wohl fühle, als wenn ich ihn sehe, oder an ihn denke, und wofern ich mich nicht ohne weitern Aufschub mit ihm zusammenfinde, so glaube ich in der That davon sterben zu müssen. Wenn dir also mein Leben lieb ist, so deute ihm in der Weise, welche dir am rathsamsten scheint, meine Liebe

an und bitte ihn in meinem Namen, daß er mich besuche, sobald ich dich zu ihm schicke.

Die Kammerfrau erklärte sich hierzu gern bereit, und sobald ihr Zeit und Ort gelegen schienen, zog sie den Pyrrhus bei Seite und richtete ihm, so gut sie konnte, den Auftrag ihrer Herrin aus. Als dies Pyrrhus vernahm, verwunderte er sich sehr, indem er nie zuvor etwas hiervon wahrgenommen hatte; weil er aber fürchtete, die Herrin lasse ihm dies nur sagen, um ihn zu versuchen, gab er rasch und unfreundlich zur Antwort: Ich kann nicht glauben, Lusca, daß diese Worte von meiner Gebieterin kommen und darum siehe zu, was du sprichst; kämen sie aber auch von ihr, so glaube ich nicht, daß sie dir im Ernst solche Aufträge gegeben. Und wäre es auch ihr Ernst, so erweist mir mein Herr mehr Ehre, als ich verdiene, und nicht für mein Leben möchte ich ihm eine solche Beleidigung zufügen. Hüte dich also wohl, mir je wieder von diesen Dingen zu reden.

Von dieser rauhen Antwort keineswegs erschreckt, antwortete ihm Lusca: Von diesen Dingen, Pyrrhus, so wie von allen andern, welche meine Herrin mir aufträgt, werde ich so oft mit dir reden, als sie es befiehlt, es mag dir nun zum Vergnügen oder zum Verdrusse gereichen: doch du bist ein Tölpel. Jedoch etwas betreten über die Antwort des Pyrrhus, kehrte sie damit zu ihrer Gebieterin zurück. Als diese sie vernahm, wünschte sie vor Leid zu sterben; nach einigen Tagen aber wandte sie sich wieder an die Kammerfrau und sprach: Du weißt, Lusca, daß die Eiche nicht auf den ersten Streich fällt: darum dächte ich, du kehrtest noch einmal zu dem zurück, der sich zu meinem Schaden auf eine ganz neue Weise getreu erweisen will. Warte die gelegene Zeit ab, ihm meine ganze Glut zu offenbaren und

bemühe dich auf alle Weise, der Sache Erfolg zu verschaffen, denn wenn es hierbei verbliebe, so wäre es mein Tod, er aber müßte glauben, man habe ihn zum Besten haben wollen, und Haß würde erfolgen, wo wir Liebe suchen.

Die Kammerfrau tröstete ihre Gebieterin, suchte den Pyrrhus auf und als sie ihn fröhlich und gut gelaunt gefunden hatte, sprach sie zu ihm: Pyrrhus, ich sagte dir vor wenigen Tagen, in welchen Flammen deine und meine Gebieterin um der Liebe willen glüht, die sie zu dir hegt, und jetzt versichere ich dich dessen von Neuem, damit du, wenn du bei der Härte verbleibst, welche du vorgestern bewiesest, gewiß sein mögest, daß sie bald sterben wird. Und darum bitte ich dich, ihrem Verlangen Hoffnung zu gewähren, denn wolltest du noch länger bei diesem störrischen Sinne verharren, so müßte ich dich, den ich bisher für verständig hielt, für einen Einfaltspinsel halten. Welche Ehre muß es dir sein, daß eine Dame, wie sie, so schön und so edel, dich über alles in der Welt liebt? Wie sehr mußt du dich ferner dem Geschick verbunden bekennen, wenn du erwägst, daß es dir ein so großes Glück bereitet hat, das den Wünschen deiner Jugend so wohl entspricht, und zugleich allen deinen Bedürfnissen eine so sichere Zuflucht gewährt? Welchen deiner Genossen kennst du, der sich auf dem Pfade des Vergnügens besser befände, als du dich befinden könntest, wenn du klug wärest? Welchen Andern möchtest du finden, der es in Waffenschmuck, in Pferden, Kleidern und im Gelde so gut haben könnte, als du es haben würdest, wenn du ihr deine Liebe zuwenden wolltest? Erschließe also meinen Worten dein Herz und gehe in dich; gedenke, daß ein Mal und dann nie wieder das Glück uns mit heiterm Antlitz und mit offenem Schoße zu begegnen pflegt und daß der,

welcher es alsdann nicht zu ergreifen versteht, sich hernach, wenn er arm und ein Bettler geworden ist, nur über sich selbst, nicht über jenes beklagen darf. Ueberdies aber braucht zwischen Herrn und Diener die Treue nicht beobachtet zu werden, welche zwischen Freunden und Verwandten als Pflicht gilt, vielmehr sollen die Diener sie wo sie nur können so behandeln, wie sie von ihnen behandelt werden. Denkst du aber, wenn du eine schöne Frau, Mutter, Tochter oder Schwester hättest, die dem Nicostratos gefiele, daß er viel nach der Treue fragen würde, die du ihm in Betreff seiner Frau zu bewahren gedenkst? Thöricht bist du, wenn du das glaubst! Sei versichert, daß er, wenn Bitten und Schmeicheleien nicht zum Ziele führten, was du auch davon denken möchtest, Gewalt gebrauchen würde. Behandeln wir also sie und das ihrige, wie sie uns und das unsrige behandeln. Benutze die Gunst des Glücks und verscheuche es nicht: geh ihm entgegen und begrüße es, wenn es kommt, denn gewiß, thust du dies nicht, so wird es dich, abgesehen von dem Tode deiner Herrin, der unfehlbar daraus erfolgen muß, noch oft so gereuen, daß auch du dir den Tod wünschen wirst.

Pyrrhus, der schon mehrmals den Worten nachgedacht hatte, die er von Lusca vernommen, war mit sich einig geworden, wenn sie wieder zu ihm käme, ihr anders zu antworten und sich ganz in den Willen seiner Gebieterin zu schicken, wenn sie ihm Beweise gäbe, daß er nicht versucht würde. Er antwortete also: Sieh, Lusca, Alles was du mir gesagt hast, erkenne ich für wahr an, andererseits aber weiß ich auch, daß mein Herr sehr klug und vorsichtig ist, und da er Alles was sein ist meinen Händen anvertraut, so besorge ich sehr, daß Lydia dies alles nur mit seinem Wissen und Willen thue, um mich auf die Probe zu stellen

und darum, wenn sie zu meiner Aufklärung drei Dinge thun will, welche ich von ihr fordern werde, so soll sie mir hernach gewiß nichts gebieten, das ich nicht schleunigst vollbrächte. Diese drei Dinge, die ich fordere, sind folgende: Erstens, daß sie in Nicostratos Gegenwart seinen besten Sperber tödte, zweitens, mir eine Locke aus dem Barte des Nicostratos schicke, und endlich auch einen seiner Zähne und zwar einen der besten.

Diese Forderungen schienen der Lusca hart und ihrer Gebieterin noch härter. Die Liebe aber, die eine treffliche Ermuthigerin und in Rathschlägen die größte Meisterin ist, gab ihr den Entschluß ein, es zu vollbringen, weßhalb sie ihm durch ihre Dienerin zurücksagen ließ, sie werde Alles was er gefordert habe, vollständig und bald erfüllen, überdies aber, da er den Nicostratos doch für so klug halte, sei sie erbötig, sich in dessen Gegenwart mit Pyrrhus zu ergötzen und dann dem Nicostratos weiß zu machen, es sei nicht wahr. Pyrrhus wartete also ruhig ab, was die Edelfrau beginnen werde. Als daher Nicostratos nach einigen Tagen ein großes Gastmahl gab, wie er es öfter gewissen Edelleuten zu geben pflegte, und die Tafel schon aufgehoben war, trat Lydia in einem sehr zierlichen grünen Seidenkleide aus ihrer Kammer in den Saal, wo jene sich aufhielten und schritt in Gegenwart des Pyrrhus und aller Uebrigen zu der Stange, worauf der Sperber saß, den Nicostratos so werth hielt; machte ihn los, als ob sie ihn auf die Hand nehmen wollte, ergriff ihn bei den Fesseln und schlug ihn gegen die Mauer, bis er todt war.

Als ihr darauf Nicostratos zurief: Weh mir, Weib, was hast du gethan! antwortete sie ihm nicht, sondern wandte sich zu den Edelleuten, welche mit ihm gegessen

hatten und sprach: Ihr Herrn, ich würde an einem König, der mir Schmach zufügte, übel Rache zu nehmen verstehen, wenn ich nicht wagte, mich an einem Sperber zu rächen. Ihr müßt wissen, daß dieser Vogel mich schon lange aller der Zeit beraubt, welche die Männer dem Vergnügen der Frauen widmen sollten, denn kaum beginnt die Morgenröthe zu schimmern, so erhebt sich mein Nicostratos, springt zu Pferde und jagt, seinen Sperber auf der Hand, in das offene Blachfeld hinaus, um ihn fliegen zu sehen; ich aber, wie ihr mich hier seht, bleibe einsam und traurig in meinem Bette zurück. Deßhalb war ich schon öfters entschlossen, das zu thun, was ich jetzt gethan habe, und nichts anders hielt mich bis jetzt davon ab, als daß ich warten wollte, bis ich es in Gegenwart von Männern thun möchte, die meiner Beschwerde gerechte Richter sein könnten, wie ich glaube, daß ihr es sein werdet.

Die Edelleute, die dies hörten, und nicht zweifelten, daß ihre Neigung zu Nicostratos ganz so beschaffen sei, wie die Worte tönten, lachten Alle, wandten sich zu Nicostratos, der in Verwirrung gerathen war und sprachen: O, wie recht hat die Dame gethan, ihre Beleidigung durch den Tod des Sperbers zu rächen! Und mit mancherlei Scherzen über diesen Gegenstand gelang es ihnen, als sich die Dame schon in ihre Kammer zurückgezogen hatte, auch den Aerger des Nicostratos in Lachen zu verwandeln. Als aber Pyrrhus dies sah, sprach er bei sich selbst: Einen schönen Anfang hat die Herrin meiner glücklichen Liebe gegeben; Gott wolle nur, daß sie so fortfahre.

Als Lydia so den Sperber getödtet hatte, vergingen nur wenige Tage, bis sie sich einst mit Nicostratos in ihrer Kammer zusammenfand und durch Liebkosungen mit ihm ins

Tändeln gerieth, wobei er sie zum Scherz ein wenig bei den Haaren zog und ihr dadurch Gelegenheit gab, auch die zweite Forderung des Pyrrhus in Erfüllung zu bringen; sie ergriff nemlich geschwind ein kleines Löckchen seines Bartes und zog unter Lachen so stark daran, daß sie es ganz aus dem Kinne riß. Als sich Nicostratos hierüber beklagte, sprach sie: Nun was ist dir denn, daß du ein solches Gesicht machst? Etwa weil ich dir diese sechs Härchen aus dem Barte riß? Es konnte dir nicht so wehe thun, als mir, da du mich eben bei den Haaren zogst. Und so aus einer Rede in die andere ihr Getändel fortsetzend, hob die Dame die Bartlocke, welche sie ihm ausgezogen hatte, sorgfältig auf und schickte sie noch desselben Tages ihrem Geliebten zu.

Die dritte Forderung kostete die Dame mehr Kopfbrechens; aber ihr hoher Verstand, den die Liebe noch erhöht hatte, gab ihr auch diesmal den Weg an, der zu ihrer Erfüllung einzuschlagen sei. Nicostratos hatte zwei Knaben im Hause, welche ihm von den Aeltern übergeben worden waren, um daselbst adlige Sitten, wie sie ihrem Stande geziemten, zu erlernen: der Eine derselben mußte dem Nicostratos beim Essen vorschneiden, der Andere ihm zu trinken reichen. Diese ließ sie rufen, redete ihnen vor, daß sie aus dem Munde röchen und wies sie an, wenn sie den Nicostratos bedienten, den Kopf so viel als möglich zurückzuziehen, nie aber Jemand den Grund zu sagen. Die Knaben glaubten ihr und fingen an, die Weise zu beobachten, welche die Dame sie gelehrt hatte, worauf sie eines Tages zu Nicostratos sprach: Hast du bemerkt, was diese Knaben thun, wenn sie dich bedienen? Nicostratos antwortete: Allerdings und ich habe sie schon fragen wollen,

weßhalb sie dies thäten? Darauf entgegnete die Dame: Thu dies nicht, denn ich kann es dir sagen und habe es dir eine geraume Zeit verschwiegen, um dir nicht wehe zu thun; jetzt aber, da ich sehe, daß auch Andere anfangen, es zu bemerken, darf es dir nicht länger verholen bleiben. Es geschieht nemlich aus keinem andern Grunde, als weil du sehr stark aus dem Munde riechest, und ich weiß nicht, was die Ursache davon sein mag, denn sonst pflegte das nicht der Fall zu sein. Das ist aber eine sehr häßliche Sache für dich, der mit so vielen Edelleuten umzugehen hat und deßhalb müssen wir auf Mittel denken, dem abzuhelfen. Hierauf versetzte Nicostratos: Was kann dies aber sein? Sollte ich einen verdorbenen Zahn im Munde haben? Lydia antwortete: Das ist wohl möglich, führte ihn an ein Fenster, ließ ihn den Mund öffnen, blickte erst nach der einen, und dann nach der andern Seite und rief aus: O Nicostratos, wie ist es möglich, daß du das so lange aushalten konntest! hier auf dieser Seite sitzt dir Einer, der wie es mir scheint nicht blos angegangen, sondern ganz faul ist und gewiß, wenn du ihn noch länger im Munde behältst, verdirbt er dir auch die übrigen, die auf der Seite sind und darum würde ich dir rathen, ihn hinauszuwerfen, ehe die Sache weiter geht. Da sprach Nicostratos: Wenn du es für gut hältst, so bin ich es zufrieden; laß also gleich nach einem Arzt schicken, der ihn mir ausziehe. Die Frau aber entgegnete: Das wolle Gott nicht, daß ein Arzt deßwegen ins Haus komme; er scheint mir so zu stehen, daß ich ihn dir selbst ohne einen Arzt ganz wohl herausziehen kann. Von der andern Seite gehen auch diese Zahnärzte dabei so grausam zu Werke, daß mein Herz es in keiner Weise ertragen würde, dich zwischen ihren

Händen zu sehen oder zu wissen und darum bestehe ich darauf, es selbst zu thun, denn wenigstens kann ich dich, wenn es dir zu wehe thut, wieder loslassen, was der Arzt nicht thun würde. Sie ließ sich also die zu diesem Geschäft nöthigen Werkzeuge kommen, schickte alle Anwesenden, mit Ausnahme der Lusca, die sie bei sich behielt, aus dem Zimmer, verschloß dieses von innen und ließ dann den Nicostratos sich auf einer Bank ausstrecken, fuhr ihm mit der Zange in den Mund, faßte einen seiner Zähne und mochte er nun vor Schmerzen noch so laut schreien, die Eine hielt ihn mit Gewalt fest und die Andere zog ihm mit aller Macht einen Zahn heraus. Diesen verwahrten sie, nahmen einen andern ganz verdorbenen, den Lydia schon in der Hand hielt, hervor und zeigten ihn dem wehklagenden, fast halb todten Manne mit den Worten: Sieh, was du nun schon so lange im Munde gehabt hast. Dieser glaubte ihnen und obwohl er heftige Schmerzen ausgestanden hatte und noch immer sehr darüber klagte, so kam er sich doch, da er einmal heraus war, wie geheilt vor und durch einige lindernde Mittel erquickt, fühlte er seinen Schmerz erleichtert und verließ die Kammer. Die Dame aber nahm den Zahn und schickte ihn ihrem Geliebten, der ihrer Liebe nun gewiß, sich zu allen ihren Wünschen bereit erklärte.

Die Dame aber, welche ihn noch sicherer zu machen wünschte, denn jede Stunde schien ihr tausend zu währen, bis sie mit ihm zusammen käme, wollte nun auch das noch erfüllen, wozu sie sich selbst erboten hatte. Zu diesem Ende stellte sie sich krank und eines Tages, als Nicostratos sie nach Tische besuchte und sie außer Pyrrhus niemand bei ihm sah, bat sie ihn, sie möchten ihr zur Erleichterung ihres Uebels doch beistehen, sich in den Garten zu begeben.

Nicostratos faßte sie also bei der einen Seite und Pyrrhus bei der andern und trugen sie in den Garten, wo sie auf einem Grasplatz am Fuße eines Birnbaums niedergesetzt wurde. Als sie hier eine Weile gesessen, sagte die Dame, denn den Pyrrhus hatte sie schon von Allem unterrichten lassen, was er zu thun habe: Pyrrhus, mich gelüstet sehr von den Birnen zu kosten; steige doch hinauf und wirf uns einige herab.

Pyrrhus sprang eilends hinauf und fing an Birnen hinunter zu werfen; während er aber warf, hob er an und sprach: Ei, Herr, was macht ihr denn da? Und ihr, Herrin, wie schämt ihr euch nicht, das in meiner Gegenwart zu dulden? Glaubt ihr, daß ich blind sei? So eben noch wart ihr sterbenskrank: wie seid ihr nun so schnell geheilt, daß ihr dergleichen Dinge beginnen mögt? Und wollt ihr dergleichen beginnen, so habt ihr ja so viele schöne Zimmer: warum geht ihr nicht in eins derselben, wenn ihr dieses vorhabt? Es wäre doch schicklicher, als es in meiner Gegenwart zu thun.

. Die Dame wandte sich zu ihrem Gemahl und sprach: Was redet Pyrrhus? Faselt er? Aber Pyrrhus versetzte: Nein, Herrin, ich fasele nicht; glaubt ihr denn, ich könne nicht sehen? Nicostratos verwunderte sich sehr hierüber und sprach: Pyrrhus, wahrhaftig, ich glaube, du träumst. Pyrrhus entgegnete ihm: Herr, ich träume ganz und gar nicht und ihr träumt auch nicht, vielmehr schüttelt ihr euch so gewaltig, daß wenn dieser Birnbaum sich auch so schüttelte, wohl keine Birne darauf bliebe. Nun hub die Frau an: Wie mag das zugehen? wäre es möglich, daß es ihm so vorkäme, wie er sagt? Gott ist mein Zeuge, wenn ich so gesund wäre, wie ich sonst war, so müßte ich

hinauf, um die Wunderdinge zu sehen, die er zu sehen vorgiebt. Pyrrhus fuhr unterdeß auf dem Birnbaum fort und sprach immer weiter von diesen Geschichten. Nicostratos rief ihm nun zu: Steig herunter! und er that es. Da fragte er ihn: Was sagst du, daß du sähest? Pyrrhus antwortete: Ich glaube, ihr haltet mich für einen Narren oder Träumer: ich sah euch, wenn ich es doch sagen soll, über eurer Frau her und jetzt, da ich herabstieg, sah ich wie ihr aufstandet und euch hiehin setztet, wo ihr jetzt sitzt. Gewiß, sprach Nicostratos, warst du hierin toll, denn wir haben uns, seit du auf den Birnbaum stiegst, nicht gerührt, außer jetzt, wie du siehst. Pyrrhus erwiderte: Was streiten wir hierüber? ich sah euch doch und wenn ich euch sah, so wars auf dem Eurigen.

Nicostratos verwunderte sich immer mehr, zuletzt aber sprach er: So will ich doch sehen, ob dieser Birnbaum verzaubert ist, und Jeder, der hinaufsteigt, diese Wunder sieht. Hiermit stieg er hinauf und kaum war er oben, so lagen sich Pyrrhus und seine Frau in den Armen. Als Nicostratos dies sah, fing er an zu schreien: Halt, Ehebrecherin, was beginnst du? Und du, Pyrrhus, dem ich völlig vertraute? Mit diesen Worten fing er an wieder hinab zu steigen. Wir sitzen hier ganz stille, rief die Frau mit Pyrrhus, und da sie ihn herabsteigen sahen, kehrten sie eiligst zurück und setzten sich, wie sie gesessen hatten. Als Nicostratos hinabkam und sie da wieder fand, wo er sie gelassen hatte, hub er an sie zu schelten. Pyrrhus aber entgegnete: Nicostratos, nun muß ich selber gestehen, was ihr vorhin behauptet, daß ich falsch gesehen habe, während ich auf dem Birnbaume war, und das erkenne ich an nichts anderm, als daran, daß auch ihr, wie ich sehe und weiß,

falsch sahet. Und daß ich die Wahrheit spreche, könnt ihr schon daran erkennen, wenn ihr bedenkt und erwägt, daß eine Frau, die überaus ehrbar und verständiger als irgend eine andere ist, wenn sie euch solchen Schimpf zufügen wollte, sich wohl nimmermehr einfallen lassen würde, es vor euern Augen zu thun. Von mir selbst will ich nicht reden, der ich mich lieber viertheilen ließe, als daran nur zu denken, geschweige denn es in eurer Gegenwart zu thun. Es ist also kein Zweifel, daß die Zauberei dieses Truggesichts von dem Birnbaum herrührt, denn die ganze Welt würde es mir nicht ausgeredet haben, daß ihr hier mit eurer Frau fleischlichen Umgang gepflogen, wenn ich euch nicht hätte sagen hören, daß es euch vorkomme, als thue ich das, was ich gewiß bin, niemals nur gedacht, geschweige denn je begangen zu haben.

Nun erhob sich auch die Frau, die sich sehr erzürnt stellte und begann: Ei, so strafe dich Gott, hältst du mich für so einfältig, wenn ich mich mit solchen Jämmerlichkeiten befassen wollte, wie du gesehen haben willst, daß ich sie vor deinen Augen thun würde? Sei versichert, wenn ich je Verlangen darnach fühlte, ich käme nicht hieher, sondern es würde in einer unserer Kammern und zwar auf eine Weise geschehen, daß es ein Wunder wäre, wenn du es jemals erführest.

Nicostratos, dem es einleuchtend schien, was der Eine wie die Andere sagte, daß sie sich hier vor seinen Augen wohl nimmermehr ein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen würden, stand nun von Reden und Vorwürfen dieser Art ab und begann von der Neuheit der Erscheinung und der Wunderbarkeit des Gesichts zu sprechen, das für Jeden, der hinaufsteige, sich so seltsam verwandle. Allein die Dame,

die noch immer über die Meinung erzürnt schien, welche Nicostratos von ihr zu hegen bewiesen hatte, sprach: Wahrlich, dieser Birnbaum soll in Zukunft weder mir noch einer andern Frau wieder solchen Schimpf anthun, wenn ich es verhindern kann, und darum, Pyrrhus, lauf und hole eine Axt und räche dich und mich zugleich an ihm, indem du ihn umhaust, obgleich es vielleicht viel besser sein möchte, dem Nicostratos damit auf den Kopf zu schlagen, weil er sich so ohne alle Ueberlegung die Augen des Verstandes verblenden ließ. Denn wenn du auch mit denen, die du im Kopfe hast, das zu sehen glaubtest, was du sagst; so dürftest du es doch nimmermehr mit dem Urtheil deines Geistes begreifen und annehmen, daß es sich so verhalte. Pyrrhus lief unterdeß eilends nach der Axt und hieb den Baum um. Als ihn die Dame fallen sah, sprach sie zu Nicostratos: Jetzt, da ich den Feind meiner Ehre gefällt sehe, ist auch mein Zorn verschwunden, und hierauf verzieh sie dem Nicostratos, der darum anhielt, freundlich, jedoch unter der Bedingung, daß er sich nie wieder einfallen lasse, von ihr, die ihn mehr als sich selbst liebe, dergleichen Dinge zu glauben. So kehrte denn der arme verhöhnte Mann mit ihr und ihrem Geliebten zu dem Schlosse zurück, wo nun zu vielen Malen Pyrrhus bei Lydien und sie bei ihm mit mehr Gemächlichkeit noch Glück und Vergnügen genoß.

10.

Die beiden Freunde.

Zu der Zeit als Cäsar Octavianus noch nicht Augustus genannt wurde, sondern in dem sogenannten Triumvirat das römische Reich beherrschte, lebte in Rom ein Edelmann, Publius Quintius Fulvus genannt, der einen Sohn hatte, Titus Quintius Fulvus mit Namen, welchen er seiner wundervollen Anlagen willen nach Athen sandte, um Philosophie zu studieren, indem er ihn daselbst einem vornehmen Manne, der Chremes hieß und von Alters her sein Freund war, auf das Angelegentlichste empfahl. Dieser nahm den Titus in sein eigenes Haus und in die Gesellschaft seines Sohnes Gisippus auf und in der Schule eines Philosophen, Namens Aristipp, wurden nun Titus und Gisippus gleichermaßen von Chremes zur Erlernung der Weisheit angehalten. Als die Jünglinge mit einander zu verkehren begannen, fand sich so viel Uebereinstimmung in ihrem Wesen, daß die größte Brüderlichkeit und die innigste Freundschaft zwischen ihnen entstand, welche nachher kein anderes Ereigniß als der Tod zu trennen vermochte. Keiner von ihnen wußte Genüge und Ruhe zu finden, als wo sie beide zusammen waren. Sie hatten ihre Studien mit einander begonnen, und da beide gleichmäßig mit den höchsten Geistesanlagen begabt waren, erstiegen sie die glorreichen Höhen der Philosophie mit gleichen Schritten und mit wunderbarem Ruhme. In dieser Lebensweise verbrachten sie, zur größten Freude des Chremes, der den Einen fast nicht mehr als den Andern für seinen Sohn hielt, wohl drei volle Jahre; nach deren Ablauf aber geschah es, wie es mit allen Dingen geschieht, daß Chremes

im hohen Alter aus diesem Leben hinüberging, worüber Beide, wie über einen gemeinsamen Vater gleiches Leid trugen, so daß weder die Freunde noch die Verwandten des Chremes zu unterscheiden wußten, welcher von Beiden wegen dieses Todesfalls am meisten Trost bedürfe.

Nach einigen Monaten ereignete es sich indeß, daß die Freunde und Verwandten des Gisippus zu ihm kamen und ihm mit Beistand des Titus zuredeten, eine Frau zu nehmen; auch suchten sie ihm wirklich eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und vornehmer Herkunft aus, welche Bürgerin von Athen war, mit Namen Sofronia hieß und etwa funfzehn Jahre zählen mochte. Als der zur Hochzeit anberaumte Tag herannahte, bat Gisippus eines Tages den Titus, mit ihm zu kommen, um sie zu sehen, denn bis dahin hatte er sie noch nicht erblickt. Da sie zu ihrem Hause kamen und sie in der Mitte zwischen beiden saß, begann Titus, gleichsam um die Reize der Braut seines Freundes zu prüfen, sie mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten und da sie ihm in allen Stücken überaus wohlgefiel, ertheilte er ihr bei sich selbst das höchste Lob und entzündete sich dabei, ohne es sich im Geringsten merken zu lassen, so heftig für sie, als sich nur je ein Liebender für eine Schöne entzündet haben mag.

Nachdem sie einige Zeit bei ihr zugebracht hatten, schieden sie und kehrten nach Hause zurück. Hier begann nun Titus, da er allein in seine Kammer gelangte, an das liebreizende Mädchen zu denken und entflammte sich dabei immer mehr, je mehr er seinen Gedanken nachhing. Als er dies wahrnahm, begann er nach vielen heißen Seufzern so zu sich selber zu sprechen: O unselig ist dein Leben, Titus! Wohin, worauf richtest du deinen Sinn, deine

Liebe und deine Hoffnung? Weißt du denn nicht, daß sowohl die von Chremes und allen den Seinigen empfangene gastliche Aufnahme als die vollkommene Freundschaft, die zwischen dir und Gisippus besteht, dessen Braut sie ist, dir die Pflicht auferlegt, dieses Mädchen immerdar wie eine Schwester zu ehren? Was liebst du also? Wohin läßt du dich von der Betrügerin Liebe verlocken? Wohin von der Schmeichlerin Hoffnung? So öffne doch die Augen des Verstandes, Elender, und erkenne dich selbst; gieb der Vernunft Raum, zügle dein sehnliches Verlangen, dämpfe die krankhaften Wünsche und richte deine Gedanken auf ein anderes Ziel; bekämpfe deine Begierden, da sie im Entstehen begriffen sind und bezwinge dich selbst, da es noch Zeit ist. Was du begehrst, gebührt dir nicht, die Ehre verbietet es; das Ziel, das du dich zu verfolgen anschickst, müßtest du, wenn du auch Gewißheit hättest, es zu erreichen, wie du sie nicht hast, dennoch ewig meiden und fliehen, wenn du das bedächtest, was die wahre Freundschaft erfordert und deine Pflicht erheischt. Was also thun, Titus? Die ungeziemende Neigung aufgeben, wenn du thun willst was sich geziemt.

Bald aber gedachte er wieder an Sofronia und plötzlich umgewandt, verwarf er Alles, was er zuvor gesagt hatte, indem er sprach: Die Gesetze der Liebe sind von größerer Gewalt, als alle übrigen: sie entbinden nicht blos von denen der Freundschaft, sondern selbst von den göttlichen. Wie oft liebte nicht der Vater die eigene Tochter, der Bruder die Schwester, die Stiefmutter den Stiefsohn? Alles weit unnatürlicher, als wenn ein Freund des andern Gattin liebt, was schon tausendmal geschehen ist. Ueberdies bin ich jung und die Jugend ist dem Gesetz der Liebe unbedingt unterworfen. Was also der Liebe gefällt, muß auch mir gefallen.

Die Enthaltsamkeit gebührt dem reifern Alter: ich kann nichts Anderes wollen, als was die Liebe will. Ihre Schönheit ist so groß, daß sie von Jedem geliebt zu werden verdient und wenn ich sie liebe, der ich jung bin, wer kann mich mit Recht deßhalb tadeln? Liebe ich sie doch nicht deßhalb, weil sie dem Gisippus gehört, sondern ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wem sie auch angehören möchte. Nur der Zufall trägt die Schuld, welcher sie meinem Freunde Gisippus und nicht einem Andern verbunden hat, und wenn es recht ist, daß sie geliebt werde, wie sie es denn durch ihre Schönheit mit Recht verdient, so muß auch Gisippus mit Recht mehr damit zufrieden sein, wenn er erfährt, daß ich sie liebe, als ein Anderer. Und von dieser Betrachtung verfiel er, indem er sich selbst zum Besten hielt, in die entgegengesetzte zurück und aus dieser wieder in jene, aus jener in diese und so brachte er nicht bloß diesen Tag und die folgende Nacht zu, sondern noch mehrere andere, bis er endlich Eßlust und Schlaf verlor und vor Entkräftung das Bette hüten mußte.

Gisippus, der ihn seit einigen Tagen gedankenvoll gesehen hatte und ihn jetzt krank sah, bekümmerte sich sehr darüber und bestrebte sich mit aller Kunst und Sorgfalt, ohne je von seiner Seite zu weichen, ihm Trost zuzusprechen, indem er ihn oft und dringend nach der Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit fragte. Titus hatte ihm mehrmals mit allerlei Märchen geantwortet, welche Gisippus für solche erkannt hatte; als er aber sah, daß jener nicht ablasse, ihn zu bestürmen, antwortete ihm Titus endlich mit Weinen und Seufzen in dieser Weise: Gisippus, wenn es den Göttern gefallen hätte, so wäre mir der Tod gewiß willkommener gewesen, als länger zu leben, wenn ich bedenke,

daß mich das Geschick dahin geführt hat, wo ich meine Tugend, eben da ich verpflichtet wäre eine Probe von ihr abzulegen, zu meiner größten Beschämung besiegt finde. Doch wahrlich, ich erwarte nun bald den Lohn, der mir dafür gebührt, nemlich den Tod, der mir willkommener sein soll, als ein längeres Leben mit dem Bewußtsein meiner Schmach, welche ich dir, dem ich nichts verbergen kann noch soll, nicht ohne große Beschämung werde entdecken können. Und nun von vorne beginnend, enthüllte er ihm die Ursache seines Tiefsinns, seine Gedanken und den Kampf derselben und auf welche Seite sich der Sieg neige und wie er aus Liebe für Sofronien vergehe, wobei er hinzufügte, daß er in dem Bewußtsein, wie wenig dieselbe ihm zukomme, sich zur Buße dafür zu sterben entschlossen habe, womit er bald zu Stande zu kommen glaube. Als dies Gisippus vernahm und den Freund weinen sah, stand er eine Weile unschlüssig da, indem auch er von dem Liebreiz der schönen Jungfrau, obgleich nicht so leidenschaftlich, eingenommen war. Doch unverzüglich entschied er sich, das Leben des Freundes müsse ihm theurer sein, als Sofroniens Besitz und so von seinen Thränen zu gleichen Thränen eingeladen, antwortete er ihm weinend: Titus, wärst du des Trostes nicht so bedürftig, wie du es bist, so würde ich mich bei dir selber über dich beklagen, denn offenbar hast du die Pflichten unserer Freundschaft verletzt, indem du mir deine heftige Leidenschaft so lange verborgen hieltest. Mag es auch sein, daß du sie mit der Ehre unverträglich glaubtest, so darf man doch auch die unehrbaren Dinge so wenig als die ehrbaren dem Freunde verhehlen, denn der wahre Freund, wie er sich der ehrbaren Dinge mit dem Freunde erfreut, so wird er sich auch bemühen, die unehrbaren aus der Seele des Freundes zu

tilgen. Doch jetzt schweige ich hiervon und komme zu dem, was mir dringender scheint. Daß du Sofronien, meine Verlobte, mit glühender Seele liebst, wundert mich nicht, vielmehr würde ich mich wundern, wenn dem nicht so wäre, da ich ihre Schönheit und den Adel deines Herzens kenne, das um so empfänglicher für die Leidenschaft sein muß, je vollkommener der geliebte Gegenstand ist. Soviel Recht du also hast, Sofronien zu lieben, so mit Unrecht beschwerst du dich, obwohl du dies nicht aussprichst, über das Glück, das sie mir beschieden habe, indem du glaubst, deine Liebe sei mit der Ehre verträglicher, wenn sie einem Andern gehörte als mir. Wenn du aber verständig sein willst, wie du pflegtest, wem hätte sie das Glück wohl verleihen können, um dich mehr zum Dank zu verpflichten, als indem es sie mir verlieh? Jeder Andere, dem es sie beschieden hätte, würde sie, wie ehrenhaft deine Liebe auch gewesen wäre, doch gewiß mehr für sich geliebt haben, als für dich; was du von mir, wenn du mich wirklich so für deinen Freund hältst, wie ich es bin, nicht befürchten darfst, und zwar deßhalb nicht, weil ich mich nicht erinnern kann, daß ich, seit wir Freunde sind, etwas besessen hätte, was nicht so dein, wie mein gewesen wäre. So würde ich es, wäre die Sache schon so weit gediehen gewesen, daß es nicht mehr anders sein könnte, auch hiermit gehalten haben, wie mit allen andern Dingen; aber noch ist die Sache ja so bewandt, daß ich sie zu deinem ausschließlichen Besitzthum machen kann: und hierzu bin ich entschlossen, denn ich wüßte nicht, wodurch dir meine Freundschaft werth sein könnte, wenn ich in einer Sache, die mit Ehren geschehen kann, nicht deinen Willen zu dem meinigen zu machen verstünde. Es ist wahr, Sofronia ist meine Braut, auch liebte ich sie zärtlich und er=

wartete den Tag unserer Hochzeit mit großen Freuden; allein da du, auch hierin viel verständiger als ich, mit heißerm Verlangen den Besitz eines so schätzbaren Gegenstandes, wie sie ist, begehrst, so sei überzeugt, daß sie nicht als meine, sondern als deine Gattin meine Kammer betreten wird. Darum laß das Grübeln, verscheuche den Trübsinn, rufe die verlorene Gesundheit, Hoffnung und Heiterkeit zurück und erwarte von nun an mit Freuden den Lohn, dessen deine Liebe viel würdiger ist, als die meine.

Als Titus diese Worte des Gisippus vernahm, gewährte ihm die dargebotene schmeichelnde Hoffnung nicht mehr Vergnügen, als ihn die schuldige Ueberlegung beschämte, welche ihm sagte, je größer der Edelmuth des Gisippus sei, um so größer erscheine auch auf seiner Seite das Unrecht, wenn er davon Gebrauch machen wolle. Darum gab er ihm, ohne vom Weinen lassen zu können, mit großer Mühe zur Antwort: Gisippus, deine großmüthige und wahre Freundschaft zeigt mir deutlich genug, was der meinigen zu thun geziemt. Gott behüte mich, daß ich diejenige, die er dir als dem Würdigern beschieden hat, von dir als die meinige empfangen sollte. Wenn er erkannt hätte, daß sie mir gebühre, so darfst du nicht, noch ein anderer glauben, daß er sie dir beschieden haben würde. Genieße also froh deiner Erwählung, seines weisen Rathschlusses und seines Geschenks; mich aber laß in meinen Thränen vergehen, denn diese hat er mir, der ich eines solchen Gutes nicht würdig war, beschieden: ich überwinde sie entweder und dann wird es dir lieb sein, oder sie überwinden mich und dann bin ich der Pein entledigt.

Hierauf antwortete ihm Gisippus: Titus, wenn unsere Freundschaft mir das Recht zugesteht, daß ich dich zwingen

dürfe, meinem Willen zu folgen, und wenn sie dich bewegen kann, ihm Folge zu leisten, so ist es bei dieser Gelegenheit, wo ich vollkommenen Gebrauch von ihr zu machen gedenke, und wenn du dich meinen Bitten nicht willig ergiebst, so werde ich die Gewalt gebrauchen, welche zum Heil eines Freundes anzuwenden erlaubt ist, um Sofronia zu der deinigen zu machen. Ich weiß, was die Kraft der Liebe vermag, weiß, daß sie nicht einmal, sondern schon gar oft die Liebenden zu unseligem Ende geführt hat und diesem sehe ich dich so nahe, daß du weder umzukehren noch deine Thränen zu besiegen vermöchtest, sondern fortschreitend besiegt werden und erliegen müßtest, worauf ich dir ohne allen Zweifel bald nachfolgen würde. Liebte ich dich also auch aus keinem andern Grunde, so müßte ich schon um selbst leben zu können dein Leben werth halten. Sofronia wird also die Deinige sein, denn du würdest eine andere so leicht nicht finden, die dir so gefiele; ich aber, der seine Liebe leicht einer andern zuwenden kann, werde dann dich und mich glücklich sehen. Vielleicht würde ich auch hierin so freigebig nicht sein, wenn die Frauen so selten und so schwer zu finden wären als die Freunde es sind: da ich hingegen gar leicht eine andere Frau, nicht aber einen andern Freund finden kann, so will ich sie lieber, ich sage nicht verlieren (denn ich verliere sie nicht, da ich sie dir gebe, ich übertrage sie nur zu ihrem Besten meinem andern Selbst) sondern dir übertragen, als daß ich dich verlieren sollte. Und darum, wenn meine Bitten irgend über dich Gewalt haben, so bitte ich dich, entschlage dich dieser Betrübniß, tröste damit zugleich dich und mich und schicke dich mit freudiger Hoffnung zum Genuße des Glückes an, das deine heiße Liebe von dem geliebten Mädchen ersehnt.

Obgleich Titus sich darein zu willigen schämte, daß Sofronia seine Gattin würde, und sich deßhalb noch hartnäckig weigerte, so bewog ihn doch von der einen Seite die Liebe, während ihn von der andern der Zuspruch des Gisippus spornte, daß er endlich sprach: Sieh, Gisippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich mehr meinen oder deinen Wunsch erfülle, indem ich das thue, wovon du mich unter Bitten versicherst, daß es dein Wunsch sei; weil aber deine Großmuth so groß ist, daß sie selbst die gebührende Scham in mir überwindet, so will ich es thun. Sei indeß versichert, daß ich es nicht thue, ohne vollkommen erkannt zu haben, daß ich von dir nicht blos das geliebte Mädchen, sondern mit ihr auch mein Leben empfange. Möchten mir die Götter gewähren, wenn es ohne Nachtheil deiner Ehre und deines Heils geschehen kann, daß ich dir noch einst den Beweis liefern möge, wie sehr ich das werthschätze, was du, mitleidiger mit mir als ich selber, mir zu Liebe gethan hast.

Nach diesem Gespräch begann Gisippus: Ich glaube, Titus, wenn wir dies ausführen wollen, so werden wir diesen Weg einschlagen müssen. Wie du weißt, ist Sofronia nach langen Unterhandlungen meiner Verwandten mit den ihrigen mir verlobt worden: wenn ich daher jetzt käme und sagte, ich wolle sie nicht zur Frau, so würde ich ein großes Aergerniß veranlassen, und zugleich ihre wie meine Verwandten erzürnen; woran mir zwar wenig gelegen wäre, wenn ich nur sähe, daß sie deßhalb die deine würde; allein ich fürchte, ihre Verwandten möchten sie, wenn ich sie jetzt sitzen ließe, auf der Stelle einem Andern geben, welcher du vielleicht nicht wärest, und so würde dir verloren gehen, was ich nicht erworben hätte. Darum scheint es mir, wenn du es

zufrieden bist, am Besten, daß ich so fortfahre, wie ich einmal begonnen habe: sie als die meine in mein Haus führe und die Hochzeit ausrichte: du aber magst dann heimlich, wie wir es schon zu machen wissen werden, mit ihr als mit deiner Frau zu Bette gehen. Später wenn sich Zeit und Gelegenheit finden, machen wir die Sache bekannt, und gefällt es ihnen dann, so ist es gut; gefällt es ihnen nicht, so ist es doch geschehen, und da es nicht ungeschehen zu machen ist, so werden sie sich nothgedrungen wohl darein finden müssen.

Diesen Vorschlag genehmigte Titus, und Gisippus empfing sie demnach als die Seinige in seinem Hause, sobald Titus wieder hergestellt und guter Dinge war. Das Fest war groß; als aber die Nacht kam, ließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bett ihres Gemahls und entfernten sich. Das Zimmer des Titus war mit dem des Gisippus verbunden, so daß man aus einem in das andere gehen konnte. Sobald sich also Gisippus allein sah, löschte er alle Lichter aus, schlich sich schweigend zu Titus und forderte ihn auf, sich mit seiner Frau zu Bette zu legen.

Als Titus dies sah, bezwang ihn die Scham, daß er Alles bereuen und sich weigern wollte, zu gehen; Gisippus aber, der wie mit Worten, so mit ganzer Seele auf die Befriedigung des Freundes bedacht war, schickte ihn nach langem Wettstreit doch dahin. Als er das Bette beschritten hatte, ergriff er die Jungfrau wie zum Scherz und fragte sie leise, ob sie seine Frau werden wolle. Sie hielt ihn für Gisippus und antwortete Ja, worauf er ihr einen schönen und köstlichen Ring an den Finger steckte und sprach: Und ich will dein Mann sein. Hierauf vollzog er die Ehe und genoß ihrer lange Zeit in Liebe, ohne daß sie, oder sonst

Jemand gewahrt hätte, daß ein anderer als Gisippus ihr beiliege.

So stand es mit der Ehe Sofroniens und des Titus, als dessen Vater Publius aus diesem Leben hinüberging, weßhalb ihm Briefe kamen, die ihn aufforderten, zur Besorgung seiner Angelegenheiten schleunigst nach Rom zurückzukehren. Er berieth sich also mit Gisippus, wie er reisen und Sofronien mit sich führen wolle, welches jedoch nicht wohl geschehen konnte noch sollte, ohne ihr die Lage der Dinge zu offenbaren. Sie riefen sie also eines Tages in ihre Kammer und machten sie ausführlich mit dem wahren Verhältniß bekannt, welches ihr Titus durch viele kleine Vorfälle bewies, die sich zwischen ihnen begeben hatten. Sofronia blickte zuerst den Einen wie den Andern fast mit Verachtung an und brach dann in lautes Weinen aus, indem sie sich über den Betrug des Gisippus beschwerte. Ohne aber in dem Hause des Gisippus ein Wort davon fallen zu lassen, begab sie sich zu dem Hause ihres Vaters und erzählte ihm und ihrer Mutter den Betrug, den Gisippus ihr und ihnen gespielt habe, wobei sie die Versicherung wiederholte, daß sie die Frau des Titus und nicht, wie sie glaubten, des Gisippus sei.

Sofroniens Vater, der sich schwer verletzt fühlte, veranlaßte hierüber einen langen und heftigen Streit zwischen seinen Verwandten und denen des Gisippus, woraus vielfache und langwierige Geschichten und Störungen entstanden. Gisippus ward seinen wie Sofroniens Verwandten verhaßt: ein Jeder sagte, er habe nicht blos Tadel, sondern scharfe Züchtigung verdient. Er dagegen behauptete, was er gethan habe, bestehe sehr wohl mit der Ehre; Sofroniens Verwandte seien ihm sogar Dank dafür schuldig, indem er sie einem Bessern vermählt habe, als er selber sei.

Von der andern Seite war Titus, der Alles wiedererfuhr, sehr unmuthig darüber; weil er aber wußte, daß es die Art der Griechen sei, sich so lange mit Lärm und Drohungen zu reizen, bis sie ihren Mann gefunden hätten, der ihnen antwortete, dann aber nicht blos demüthig, sondern sogar feige zu werden, so meinte er, man dürfe ihr Geklatsche nicht länger ohne Antwort lassen. Da er nun römischen Sinn mit athenischem Geiste verband, so wußte er die Verwandten des Gisippus mit denen Sofroniens auf gute Art in einem Tempel zusammen zu bringen, worauf er, nur von Gisippus begleitet, hineintrat und die Harrenden also anredete: Nach der Ansicht vieler Weltweisen ist alles, was von Sterblichen geschieht, Fügung und Vorbestimmung der unsterblichen Götter, weßhalb auch einige Alles für Nothwendigkeit halten, was geschieht, oder je geschehen wird, wiewohl andere diese Nothwendigkeit auf das wirklich Geschehene beschränken. Wenn wir diese Meinungen mit einigem Bedacht erwägen, so sehen wir deutlich, daß alles Eifern wider Dinge, die man nicht ungeschehen machen kann, nichts Anderes ist, als sich weiser zeigen wollen, denn die Götter sind, von denen wir doch glauben müssen, daß sie aus ewigen Gründen und mit unfehlbarer Weisheit über uns und das Unsrige als oberste Leiter verfügen. Hieraus ist leicht zu ersehen, welch eine thörichte und sinnlose Anmaßung es ist, ihre Anordnungen meistern zu wollen und wie schwere Ketten diejenigen verdienen, die sich durch ihren Uebermuth so weit fortreißen lassen. Zu diesen aber gehört ihr, meiner Meinung nach, Alle, wenn es nemlich wahr ist, was ihr darüber gesagt haben und noch sagen sollt, daß Sofronia mein Weib geworden ist, da ihr sie doch dem Gisippus zuertheilt hattet: denn ihr berücksichtigt nicht, daß

es von Ewigkeit her bestimmt war, daß sie nicht ihm, sondern mir zu Theil werden sollte, wie ihr jetzt aus dem Erfolge deutlich ersehen könnt. Da aber alles Sprechen über die geheimen Rathschlüsse und Absichten der Götter Vielen unersprießlich und schwer verständlich scheint, um so mehr als sie voraussetzen, jene bekümmerten sich mit Nichten um unsere Angelegenheiten, so will ich mich einmal zu den Absichten der Menschen herablassen, obgleich ich dabei zweierlei werde thun müssen, was meiner Gewohnheit zuwiderläuft, nemlich erstlich mich selbst loben, und zweitens Andere tadeln oder gar herabsetzen. Da ich mich indeß so wenig bei dem Einen als bei dem Andern von der Wahrheit zu entfernen gedenke und der gegenwärtige Gegenstand es erfordert, so will ich es dennoch thun. Eure mehr von blinder Wuth als vernünftiger Ueberlegung eingegebenen Beschwerden, eure ewigen Anklagen und Umtriebe tadeln, verlästern und verdammen den Gisippus, weil er mir durch seinen Beschluß die zum Weibe gegeben, welche ihr durch den eurigen ihm gegeben hattet, während ich meine, daß er deßhalb das größte Lob verdiene und meine Gründe sind diese: Erstens hat er gethan, was der Freund dem Freunde schuldig ist, zweitens hat er daran klüger gethan, als ihr gethan hattet. Was die heiligen Gesetze der Freundschaft erheischen, daß ein Freund für den andern thun soll, das ist nicht meine Absicht euch hier zu entwickeln; ich begnüge mich euch zu erinnern, daß das Band der Freundschaft weit enger umschließt, als das des Bluts oder der Verwandtschaft, denn die Freunde haben wir, wie wir sie uns aussuchen, die Verwandten aber müssen wir hinnehmen, wie sie uns das Glück bescheert. Wenn also Gisippus mein Leben höher anschlug, als euer Wohlwollen, weil ich sein

Freund bin, wie ich es zu sein glaube, so darf sich Niemand darüber verwundern. Doch ich komme zu dem zweiten Grunde, bei dem ich den Beweis, daß er klüger gethan habe, als ihr gethan hattet, umständlicher werde führen müssen, denn freilich, von den Rathschlüssen der Götter scheint ihr mir nichts zu wissen, und von den Wirkungen der Freundschaft noch weniger zu verstehen. Ich sage also, eure Absicht, euer Rath und Beschluß gab Sofronien dem Gisippus, einem Jüngling und Weltweisen: der Rathschluß des Gisippus gab sie auch einem Jüngling und Weltweisen; euer Rathschluß gab sie einem Athener: der des Gisippus einem Römer; der eure einem edlen Jüngling: der des Gisippus einem noch edlern; eurer einem reichen Jüngling: seiner einem sehr reichen. Euer Rathschluß gab sie einem Jünglinge, der sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte: der des Gisippus einem Jüngling, der sie weit über alles andere Glück, ja mehr, als das eigene Leben liebte. Und zum Erweise, daß ich die Wahrheit sage, und daß sein Rathschluß löblicher war, als der eure, wollen wir dies einzeln betrachten. Daß ich ein Jüngling und Weltweiser bin, wie Gisippus, das kann, um nicht länger davon zu reden, mein Gesicht und mein Studium beweisen. Wir sind beide von gleichem Alter und immer haben wir mit gleichen Schritten unsere Studien verfolgt. Freilich ist er ein Athener, ich ein Römer. Soll aber über den Ruhm der Vaterstadt gestritten werden, so muß ich sagen, daß ich aus einer freien bin, er aber aus einer zinspflichtigen ist, daß ich aus einer die ganze Welt beherrschenden Stadt bin; er aus einer, die der meinigen gehorsamt: ferner, daß meine Vaterstadt durch Waffenruhm, Herrschaft und Studien blüht, während er die seinige nur ihrer Studien willen rühmen

kann. Ueberdies bin ich, obgleich ihr mich hier nur als einen bescheidenen Gelehrten erblickt, nicht aus der Hefe des römischen Pöbels entsprossen. Mein Haus und die öffentlichen Plätze Roms sind mit alten Bildsäulen meiner Vorfahren angefüllt und die Annalen Roms sind voll von den Triumphzügen, welche die Quintius auf das Capitol der Stadt führten; auch ist der Ruhm unseres Namens nicht durch das Alter verschüttet, sondern er blüht noch heute. Ich schweige aus Scham von meinen Reichthümern, eingedenk, daß ehrenvolle Armuth ein altes und geliebtes Besitzthum der edelsten römischen Bürger ist. Wird diese Armuth nun aber von der gemeinen Meinung verworfen, welche die Reichthümer höher hält, so habe ich auch daran, nicht wie ein Habsüchtiger, sondern wie ein vom Glück Begünstigter, Ueberfluß. Wohl erkenne ich, daß es euch lieb war, wie es euch lieb sein mußte und noch sein muß, hier in Athen einen Verwandten wie Gisippus zu haben, allein es giebt keinen Grund, warum ich euch in Rom weniger lieb sein sollte, wenn ihr erwägt, welchen trefflichen Gastfreund, welchen eifrigen und mächtigen Beschützer ihr an mir, sowohl in öffentlichen Angelegenheiten, als in euern besondern Geschäften dort haben werdet. Wer wird also, wenn er vom Eigenwillen absieht und nur die Vernunft befragt, euern Entschluß löblicher finden, als den meines Gisippus? Gewiß Niemand. So ist denn Sofronia wohl vermählt mit Titus Quintius Fulvus, einem edeln, altadeligen und reichen Bürger Roms und wer darüber trauert, oder sich beschwert, der thut nicht, wie er sollte und weiß nicht was er thut. Vielleicht entgegnen mir einige, man beklage sich nicht, weil Sofronia die Gemahlin des Titus geworden, sondern über die Art wie sie es geworden: heimlich, ver-

stohlen, ohne Wissen ihrer Freunde und Verwandten. Aber auch das ist nichts Wunderbares, noch geschieht es heute zum ersten Mal. Gern übergehe ich alle diejenigen, welche gegen den Willen ihrer Aeltern Männer genommen haben, alle die, welche mit ihren Liebhabern entflohen sind und früher Geliebte waren als Frauen, so wie alle, die durch Schwangerschaft und Entbindung, früher als durch mündliche Erklärung, ihre Vermählung offenbart haben und die erst nachher die Noth zu Gnaden anzunehmen zwang. Alles dies war bei Sofronien nicht der Fall, vielmehr ward sie ordentlicher, vorsichtiger und ehrbarer Weise von Gisippus dem Titus zur Ehe gegeben. Vielleicht wendet man ein, dann habe sie der vermählt, dem es nicht zustand, sie zu vermählen. Allein dies sind alberne und weibische Beschwerden, die von geringer Ueberlegung zeugen. Bedient sich das Schicksal nicht oft ganz neuer Wege und ganz neuer Werkzeuge, um die Dinge dem vorbestimmten Ziele entgegen zu führen? Wie darf es mich bekümmern, wenn ein Schuhmacher und nicht vielmehr ein Weltweiser, über eine meiner Angelegenheiten nach seinem Gutbefinden heimlich oder öffentlich verfügt hat, sofern nur der Erfolg günstig war? Ich habe mich, wenn der Schuhmacher kein verständiger Mann ist, vorzusehen, daß er es künftig nicht wieder thun kann; für diesmal aber muß ich ihm danken. Wenn Gisippus Sofronien wohl vermählt hat, so ist es eine überflüssige Thorheit, sich über ihn und die Art und Weise, wie er es that, zu beschweren. Mißtraut ihr seinem Verstande, so seht euch vor, daß er künftig die eurigen nicht mehr vermählen könne, für diesmal aber seid ihm dankbar. Uebrigens müßt ihr wissen, daß ich weder durch List noch Betrug gesucht habe die Ehre und Reinheit eures Bluts in Sofroniens

Person zu beflecken und obwohl ich sie heimlich zum Weibe nahm, so kam ich doch nicht als ein Räuber ihrer Jungfräulichkeit, noch wollte ich sie, eure Verschwägerung verschmähend, wie ein Feind auf eine andere als ehrbare Weise gewinnen, sondern ich kam, von ihrer reizenden Schönheit und von ihrer Tugend heftig entbrannt und mir wohl bewußt, daß ich in der Weise um sie anhaltend, wie ihr vielleicht meint, sie schwerlich erlangt hätte, weil ihr gefürchtet haben würdet, ich möchte sie, die ihr zärtlich liebtet, mit mir nach Rom führen. Ich bediente mich also der verborgenen Künste, die jetzt offen vor euch daliegen. Ich bewog den Gisippus in meinem Namen in ein Bündniß zu willigen, zu dem er für sich keineswegs Neigung empfand und empfing dann, so glühend ich sie auch liebte, nicht als Liebhaber, sondern als ehelicher Gemahl ihre Umarmungen, da ich ihr nicht eher nahte, wie sie selbst es der Wahrheit gemäß bezeugen kann, bis ich sie mir mit den herkömmlichen Worten und mit dem Ringe angetraut hatte, indem ich sie fragte, ob sie mich zum Manne wolle, worauf sie bejahend antwortete. Hält sie sich dennoch für getäuscht, so bin ich nicht deßwegen zu tadeln, sondern sie selbst, weil sie nicht fragte, wer ich sei?

Dies ist nun das große Uebel, die große Sünde, das große Verbrechen, welches Gisippus als Freund, und ich als Liebhaber begangen haben soll: daß Sofronia heimlich dem Titus Quintius vermählt wurde: deßwegen lästert, bedroht ihr ihn und stellt ihm nach. Und was könntet ihr mehr thun, wenn er sie einem Schuft, einem Schurken oder einem Sclaven gegeben hätte? Welche Ketten, welcher Kerker und welche Kreuzigung könnten euch dann befriedigen? Doch lassen wir dies jetzt bewenden. Die Zeit ist gekommen,

welche ich so früh nicht erwartete: mein Vater ist todt und ich bin genöthigt, nach Rom zurückzukehren. Da ich nun Sofronien mit mir führen will, so habe ich euch eröffnet, was ich euch sonst vielleicht noch verborgen hätte. Wenn ihr nun verständig seid, so werdet ihr es gerne dulden, denn hätte ich euch betrügen oder beleidigen wollen, so konnte ich sie euch beschimpft zurücklassen; aber das verhüte Gott, daß je in der Brust eines Römers solche Verworfenheit wohnen könne. Sie also, Sofronia, ist mit Einwilligung der Götter und kraft der Gesetze durch die Großmuth meines Gisippus und meine liebende List die meinige geworden. Dies scheint ihr nun, vielleicht weil ihr euch für weiser haltet als die Götter und die übrigen Menschen, thörichterweise zwiefach zu verdammen, indem ihr mir erstlich Sofronien vorenthaltet, auf welche ihr doch wider meinen Willen durchaus kein Recht habt, und dann, indem ihr den Gisippus, dem ihr zu hohem Dank verpflichtet seid, wie einen Feind behandelt. Wie unklug ihr hieran thut, will ich euch jetzt nicht weiter auseinander setzen, sondern euch freundschaftlich rathen, euern Unwillen fahren zu lassen, von allen Verfolgungen abzustehen und mir Sofronien zurückzugeben, damit ich als euer Verwandter in Frieden scheiden und als der eurige leben könne. Denn glaubt mir gewiß, wenn ihr anders handelt als so, das Geschehene mag euch nun genehm sein oder nicht, so nehme ich meinen Gisippus mit mir und wenn ich nach Rom komme, werde ich die, welche nach allem Rechte mir gehört, euch Allen zum Trotze schon wieder zu erlangen wissen und euch durch Erfahrung belehren, was der Unmuth einer römischen Seele vermag, indem ich nicht aufhöre, euch zu befeinden.

Als Titus so gesprochen hatte, raffte er sich mit

zornigem Angesicht empor, nahm den Gisippus bei der Hand und verließ, indem er zu erkennen gab, wie wenig er sich aus allen den Anwesenden mache, mit drohend schüttelndem Haupte den Tempel. Die Zurückbleibenden aber, theils von den Gründen des Titus bewogen, seine Verwandtschaft willkommen zu heißen und seine Freundschaft zu suchen, theils von seinen letzten Worten geschreckt, beschlossen einstimmig, es sei besser, den Titus zum Schwager zu haben, da Gisippus es nicht habe sein wollen, als die Schwägerschaft des Gisippus verloren und die Feindschaft des Titus erworben zu haben. Sie eilten also den Titus aufzusuchen und sagten ihm: Sofronia solle die seinige sein; auch wünschten sie ihn zum lieben Verwandten und den Gisippus zum guten Freunde zu behalten. Darauf begrüßten sie ihn mit festlichem Jubel als Freund und Verwandten, und schickten ihm, nachdem sie sich entfernt hatten, Sofronien zurück. Diese war verständig genug, aus der Noth eine Tugend zu machen und die Liebe, welche sie bisher für Gisippus gehegt, von nun auf Titus zu übertragen, welchen sie nach Rom begleitete und daselbst mit großen Ehren empfangen wurde.

Gisippus blieb unterdeß in Athen zurück, wo er fast bei Allen wenig Hochschätzung fand und nicht lange darauf in Folge gewisser bürgerlicher Unruhen mit sämmtlichen Mitgliedern seines Hauses in Armuth und Elend aus Athen vertrieben und zu ewiger Verbannung verurtheilt wurde. In diesem Zustande begab sich Gisippus, nicht blos verarmt, sondern zum Bettler geworden, auf die erträglichste Weise, die seine Umstände erlaubten, nach Rom, um zu versuchen, ob Titus sich seiner noch erinnern werde. Hier erfuhr er, daß Titus noch lebe und bei allen Römern

sehr beliebt sei, worauf er sich sein Haus zeigen ließ, sich vor dasselbe hinstellte und so lange harrte, bis Titus erschien. In dem armseligen Aufzuge, in welchem er sich befand, hatte er nicht den Muth, ihn anzureden, sondern gedachte, sich vor ihm sehen zu lassen, damit Titus ihn erkennen und herbeirufen lassen möchte. Allein Titus ging vorüber und Gisippus, welcher überzeugt war, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, ward im Andenken an das, was er einst für ihn gethan hatte, von Unwillen ergriffen und ging verzweifelnd hinweg.

Da es schon Nacht geworden und er noch nüchtern und ohne Geld war, gerieth er, den nach nichts so sehr als nach dem Tode verlangte, ohne zu wissen, wohin er gehe, in eine sehr wüste Gegend der Stadt, wo er eine geräumige Höhle erblickte, welche er, um die Nacht daselbst zuzubringen, betrat und, so schlecht bekleidet er war, auf der nackten Erde, von langem Kummer besiegt, endlich in Schlaf sank. Es geschah aber, daß zwei Menschen, welche die Nacht über auf Diebstahl ausgewesen waren, am frühen Morgen mit ihrem Raube zu dieser Höhle gelangten, wo sie mit einander in Streit geriethen und der Stärkere den Schwächern erschlug und davon ging. Dies Alles sah und hörte Gisippus, welcher alsbald zu dem von ihm sehnlichst erwünschten Tode, ohne sich selbst umbringen zu müssen, den Weg gefunden zu haben glaubte, weßhalb er, ohne sich zu entfernen, so lange an jenem Orte verweilte, bis die Gerichtsdiener, welche schon von dem Vorfalle gehört hatten, hinzukamen, den Gisippus gefangen nahmen und wüthend hinwegführten. Als er zum Verhör kam, gestand er, er habe den Menschen getödtet, hernach aber keine Gelegenheit gefunden aus der Höhle zu entfliehen, weßhalb denn der Prätor, welcher

Marcus Varro hieß, das Urtheil fällte, daß er nach dem Gebrauch jener Zeit am Kreutze hingerichtet werden solle.

Zufällig kam Titus zu jener Stunde auf das Prätorium, welcher dem armen Verurtheilten ins Gesicht blickend und die Gründe vernehmend, ihn sogleich für Gisippus erkannte und nicht wenig erstaunt war, sowohl über sein klägliches Geschick, als über seine Ankunft in Rom. Ganz erfüllt von dem Wunsche ihm beizustehen und keinen andern Weg zu seiner Rettung erblickend, als wenn er sich selbst anklage um ihn zu rechtfertigen, trat er ungesäumt hervor und rief: Marcus Varro, rufe den armen Mann zurück, welchen du verurtheilt hast, denn er ist schuldlos. Ich habe die Götter durch die eine Schuld genug beleidigt, als ich den mordete, welchen deine Diener heute Morgen gefunden haben, und will sie nicht noch zum zweitenmal durch den Tod eines Unschuldigen beleidigen.

Varro erstaunte und bedauerte sehr, daß das ganze Prätorium diese Worte vernommen habe; da er sich aber jetzt nicht mehr mit Ehren von der Vollziehung der Gesetze entbinden konnte, ließ er den Gisippus zurückführen und sprach zu ihm: Wie warst du so thöricht, dich ohne eine Marter zu fühlen eines Verbrechens schuldig zu bekennen, das du niemals begingst; da es doch dein Leben galt? Du behauptetest der zu sein, welcher diese Nacht den Menschen umgebracht habe, und jetzt kommt dieser hier und sagt, nicht du, sondern er habe ihn umgebracht.

Gisippus blickte sich um und sah, daß es Titus war; auch erkannte er leicht, daß er dies zu seiner Rettung gethan, um sich für den Dienst dankbar zu beweisen, den er einst von ihm empfangen habe, weßhalb er vor Rührung weinend sprach: Wahrlich, Varro, ich tödtete ihn und das

Mitleid des Titus kommt jetzt zu meiner Rettung zu spät. Von der andern Seite entgegnete Titus: Du siehst, Prätor, dies ist ein Fremdling und ward ohne Waffen an der Seite des Erschlagenen gefunden, woraus du leicht erkennen kannst, daß sein Elend ihm den Wunsch eingiebt, zu sterben: darum gieb ihn frei und bestrafe mich, der ich es verdient habe. Varro verwunderte sich über den Wetteifer dieser beiden und ahnte wohl, daß keiner von ihnen der Schuldige sei. Während er noch über die Art nachsann, wie er beide freisprechen möchte, siehe, da erschien ein junger Mensch, Namens Publius Ambustus, von zertrümmerten Hoffnungen und allen Römern als ein Räuber bekannt, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er mithin wußte, daß keiner der beiden der That schuldig sei, deren Jedweder sich anklagte, flößte ihm die Unschuld der Streitenden eine solche Rührung ins Herz, daß er von unendlichem Mitleiden ergriffen vor Varro hintrat und sprach: Prätor, ich bin durch meine Handlungen berufen, den grausamen Wettstreit dieser beiden zu scheiden und weiß nicht, welcher Gott mich im Herzen reizt und bezwingt, dir meine Schuld zu bekennen und deßhalb wisse, daß keiner von diesen beiden der That schuldig ist, deren Jedweder sich anklagt. Ich aber bin wirklich der, welcher den Menschen heute Nacht gegen Morgen erschlug und diesen Unglücklichen hier sah ich in der Höhle schlafen, als ich den erbeuteten Raub mit dem theilte, welchen ich ermordete. Den Titus darf ich nicht erst rechtfertigen, sein Ruf ist durchaus rein, er ist von keinem solchen Gewerbe. Gieb ihn also frei und nimm von mir die Buße, welche die Gesetze mir auferlegen.

Unterdeß hatte Octavian von diesem Vorgange gehört; er ließ sie daher alle drei vor sich kommen und verlangte die Gründe zu hören, weßhalb ein Jeder von ihnen ver=

urtheilt zu werden fordre. Ein Jeder trug nun die seinigen vor, worauf Octavian die beiden, weil sie unschuldig waren, und den dritten ihnen zu Liebe in Freiheit setzte. Titus nahm nun seinen Gisippus bei der Hand und nachdem er ihn erst seiner Lauheit und seines Mißtrauens willen ernstlich getadelt hatte, begrüßte er ihn mit unendlichem Jubel und führte ihn in sein Haus, wo ihn Sofronia mit Thränen der Rührung wie einen Bruder empfing. Nachdem er ihn einigermaßen erquickt, gekleidet und wieder mit einem Aufzuge umgeben hatte, wie er seinem Werthe und seinem Stande gebührte, theilte er zuerst alle seine Schätze und Besitzungen mit ihm, gab ihm seine noch junge Schwester mit Namen Fulvia zur Gattin und sprach alsdann: Gisippus, es steht nun bei dir, ob du hier bei mir bleiben, oder mit Allem, was du von mir empfangen hast, nach Achaja zurückkehren willst. Gisippus, welchen von der einen Seite die Verbannung aus seiner Vaterstadt und von der andern die Neigung bewog, welche die dankbare Freundschaft des Titus ihm einflößte, entschloß sich ein Römer zu werden. Hier lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit Sofronien noch lange Jahre in einem Hause glücklich beisammen, indem jeder Tag, wenn es noch möglich war, die Freunde enger verknüpfte.

Eine heilige Sache ist es also um die Freundschaft: sie ist nicht allein der höchsten Verehrung würdig, sondern verdient mit ewigem Preise erhoben zu werden, als die weiseste Mutter der Großmuth und der Ehre, als die Schwester der Dankbarkeit und Erbarmung, als die Feindin des Hasses und der Habsucht; sie, welche allezeit, ohne erst die Bitte abzuwarten, bereit ist, Alles das mit edler Aufopferung für Andere zu thun, was man wünschen möchte, daß für

uns selber gethan würde. In unsern Tagen werden ihre heiligen Wirkungen leider selten in zwei Herzen wahrgenommen, und dies ist die Schuld und Schmach der elenden Habgier der Sterblichen, die nur auf den eigenen Vortheil bedacht, jene heilige Regung an die äußersten Grenzen der Erde in ewige Verbannung verwiesen hat.

11.

Der Graf von Antwerpen.

Als das römische Reich von den Franken auf die Deutschen übertragen wurde, entstand zwischen dem einen und dem andern Volke heftige Feindschaft und ein grausamer, langwieriger Krieg, weßhalb der König von Frankreich und einer seiner Söhne, sowohl zur Vertheidigung des eigenen Landes als zum Angriff des fremden, mit Aufbietung aller Kräfte des Reichs und aller Freunde und Verwandten, die dazu fähig waren, ein mächtiges Heer zusammenbrachten, um gegen den Feind zu ziehen. Bevor sie jedoch hierzu schritten, bestellten sie, um das Reich nicht ohne Leitung zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, den sie als einen edeln, weisen und ihnen mit besonderer Treue ergebenen Freund und Diener kannten, und der ihnen, obwohl er in der Kriegskunst sehr erfahren war, doch mehr zu dem weichen Hofleben als zu jenen Anstrengungen geeignet schien, an ihrer Statt zum allgemeinen Reichsverweser von ganz Frankreich und traten ihre Reise an. Walther aber begann das ihm anvertraute Amt mit Verstand und Ordnung zu verwalten, indem er über alle Dinge die Königin und deren Schwieger=

tochter zu Rathe zog, welche er, obgleich sie ebenfalls seiner Aufsicht und Entscheidung anvertraut waren, doch immer als seine Gebieterinnen und Vorgesetzten behandelte.

Graf Walther war ein Mann von sehr schönem Aeußern und etwa vierzig Jahre alt, dabei aber so angenehm und wohlgesittet, als es nur immer ein Edelmann sein mochte; überdies war er der zierlichste und feinste Ritter, den man zu seiner Zeit kannte, wie er denn auch mehr Fleiß als Andere auf seinen Anzug verwandte. Nun geschah es, während der König von Frankreich und sein Sohn in dem erwähnten Kriege waren, daß Walther, dessen Frau bereits verstorben war und ihm nur einen Sohn und eine Tochter, beide noch in zarter Jugend, hinterlassen hatte, bei seinem täglichen Verkehr am Hofe mit den beiden Frauen, mit welchen er die Angelegenheiten des Reichs zu besprechen pflegte, die Augen der Gemahlin des Königssohns auf sich zog, welche, seine Gestalt und sein Betragen mit großem Wohlgefallen betrachtend, heimlich in glühender Liebe zu ihm entbrannte, und da sie wußte, daß sie jung und reizend, er aber ohne Frau sei, die Erfüllung ihres Wunsches leicht erlangen zu können glaubte, und sich, in der Meinung, daß kein anderes Hinderniß als ihre Scheu entgegenstehe, völlig entschloß, diese bei Seite zu setzen und sich ihm zu offenbaren.

Eines Tages, da sie sich allein befand und die Zeit ihr gelegen schien, schickte sie, als habe sie über andere Dinge mit ihm zu reden, nach dem Grafen. Dieser, dessen Gedanken von denen der Dame weit entfernt waren, begab sich unverzüglich zu ihr, und als er sich mit ihr, nach ihrem Wunsch, in einem Gemach, wo sie sich allein befanden, auf einem Ruhebett niedergelassen und sie schon zweimal, ohne

eine Antwort zu erhalten, nach der Ursache gefragt hatte, warum sie ihn habe rufen lassen, hub sie endlich, von Liebe gespornt, obwohl ganz roth vor Beschämung und fast weinend und an allen Gliedern zitternd, mit stockenden Worten so zu reden an: Theurer, geliebter Freund und Herr, einem so verständigen Manne kann es wohl nicht unbekannt sein, welcher Gebrechlichkeit sowohl Männer als Frauen unterliegen, obwohl sich dieselbe aus mancherlei Gründen bei der Einen mehr als bei der Andern äußert, weßhalb ein gerechter Richter dasselbe Vergehen bei verschiedener Beschaffenheit der Personen nicht mit derselben Strafe belegen darf. Denn wer möchte wohl läugnen, daß ein armer Mann, oder ein armes Weib, die sich Alles, was zu ihrem Lebensunterhalt gehört, durch die Arbeit ihrer Hände erwerben müssen, weit mehr zu tadeln sind, wenn sie, von der Liebe gereizt, ihren Lockungen folgen, als eine in Reichthum und Muße lebende Dame, der nie etwas von Allem gebrach, was ihren Wünschen zusagte? Gewiß, wohl Niemand, und deßhalb bin ich überzeugt, daß jene Dinge zur Entschuldigung der Dame, welche sie besitzt, sehr viel beitragen müssen, wenn sie sich verführen lassen sollte, der Liebe Gehör zu schenken; das Uebrige aber muß ihre Wahl thun, wenn nemlich die Liebe ihr Herz einem verständigen und würdigen Liebhaber zugewandt hat. Da nun, wie ich glaube, diese beiden Entschuldigungsgründe in mir zusammentreffen und außerdem noch manche andere, die mich zur Liebe bewegen müssen, wie zum Beispiel meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls, so mögen diese nun alle verbunden für mich auftreten, um meine glühende Liebe in euern Augen zu rechtfertigen, und wenn ihnen dies hier gelingt, wie es ihnen bei allen Verständigen gelingen sollte, so bitte ich euch, mir nicht zu

versagen, was ich von euch verlangen werde. Es ist wahr, daß ich mich in Abwesenheit meines Gemahls zu schwach fühlte, den Reizungen der Sinne und der Kraft der Liebe zu widerstehen, deren vereinte Macht die stärksten Männer, geschweige denn schwache Frauen schon unzählige Mal besiegt hat und noch täglich besiegt; daß ich mich vielmehr in dem Wohlleben und der Muße, worin ihr mich seht, hinreißen ließ, den süßen Gefühlen der Liebe nachzuhangen und mich zu verlieben, und ob ich gleich erkenne, daß dies für eine unziemliche Schwäche gelten würde, wenn es bekannt würde, während ich es, so lange es verborgen ist und bleibt, keineswegs für ungeziemend halten kann, so hat sich doch hierin die Liebe mir günstig erwiesen, daß sie mir bei der Wahl des Geliebten die nöthige Vorsicht nicht entzog, sondern vielmehr reichlich verlieh, indem sie mir euch als den bezeichnete, der von einer Dame meinesgleichen geliebt zu werden verdiene. Denn wenn mein Urtheil mich nicht trügt, so halte ich euch für den schönsten, angenehmsten, wohlgezogensten und verständigsten Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden mag, und so wie ich mich, wie ich wohl sagen darf, ohne Gemahl befinde, so seid ihr ohne Gemahlin, und somit bitte ich euch denn bei jener heißen Liebe, die ich zu euch hege, mir auch die eurige nicht zu versagen und mit meiner Jugend Mitleid zu haben, die sich in Wahrheit wie das Eis am Feuer völlig für euch verzehrt.

Bei diesen Worten entstürzten ihr die Thränen in solchem Ueberflusse, daß sie sich, obwohl sie noch mehr Bitten hinzufügen wollte, doch außer Stande fühlte, weiter zu sprechen, sondern das Gesicht niedersenkte und sich, wie vom Gefühl überwältigt, weinend mit dem Haupt an die Brust des Grafen sinken ließ. Der Graf aber, der ein überaus

wohlgesinnter Ritter war, begann mit ernstem Tadel eine so thörichte Liebe zurechtzuweisen und die Dame, die ihm schon um den Hals fallen wollte, von sich zu schieben, indem er ihr mit einem Schwure betheuerte, er wolle sich lieber viertheilen lassen, als in ein solches Vergehen wider die Ehre seines Herrn bei sich oder einem Andern zu willigen.

Als die Dame dies vernahm, vergaß sie plötzlich der Liebe, loderte zu heftiger Wuth auf und sprach: So sollte ich denn, unwürdiger Ritter, in solcher Weise wegen meiner Schwäche von euch verhöhnt werden! Das wolle Gott nimmermehr, daß ich euch, da ihr mich sterben lassen wollt, nicht lieber selbst umbringen, oder aus der Welt vertreiben ließe! und mit diesen Worten fuhr sie sich mit den Händen in die Haare, zerraufte und verstörte sie ganz und gar und darauf auch ihre Kleidung, indem sie sich den Busen zerschlug und laut ausrief: Zu Hülfe, zu Hülfe; der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun!

Als der Graf, der vielleicht den Neid der Höflinge mehr als sein Gewissen zu fürchten hatte, dies sah, besorgte er, jener möchte Schuld sein, daß der Bosheit der Dame mehr Glauben beigemessen würde, als seiner Unschuld, weßhalb er sich aufmachte, das Gemach und den Palast, so schnell er konnte, verließ und nach seinem Hause floh, wo er ohne sich lange zu besinnen, seine beiden Kinder auf ein Pferd setzte, sodann ebenfalls aufstieg und in größter Eile nach Calais ritt.

Auf den Ruf der Dame liefen viele Leute herbei, die sie in dem beschriebenen Zustande findend, den von ihr angegebenen Grund ihres Schreiens nicht blos wörtlich für wahr hielten, sondern wohl selbst hinzufügten, der Graf habe sein gefälliges und höfliches Wesen so lange Zeit nur

geübt um dieses Ziel zu erreichen. Sie liefen also wüthend zu dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften; da sie ihn aber nicht fanden, fingen sie an es erst auszuplündern und dann der Erde gleich zu machen. Bald gelangte die Neuigkeit in der Entstellung, wie sie erzählt wurde, zu dem Heer des Königs und seines Sohnes, und höchst entrüstet darüber, verurtheilten diese den Grafen und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung, indem sie einem jeden, der sie lebend oder todt einbrächte, die größten Geschenke verhießen.

Mißmuthig, daß er seine Unschuld durch die Flucht mit dem Schein der Schuld bekleidet habe, gelangte der Graf, ohne sich zu erkennen zu geben oder erkannt zu werden, mit seinen Kindern nach Calais, schiffte von hier nach England hinüber und begab sich in ärmlicher Kleidung nach London, welches er jedoch nicht eher betrat, bis er seine beiden Kleinen namentlich zu zwei Dingen mit eindringlichen Worten ermahnt hatte, erstlich, daß sie den ärmlichen Zustand, in welchen das Glück ihn und sie ohne ihre Schuld versetzt habe, mit Geduld ertragen, und sich zweitens, so lieb ihnen das Leben sei, mit der höchsten Vorsicht hüten möchten, nie Jemand zu offenbaren, woher und wessen Kinder sie seien.

Der Sohn, welcher Ludwig hieß, war etwa neun Jahr alt, Violante, die Tochter, mochte deren sieben zählen; beide aber faßten, so weit ihr zartes Alter es zuließ, die Ermahnungen ihres Vaters sehr wohl auf, wie sie es in der Folge durch die That bewiesen. Um aber den Zweck sicherer zu erreichen, glaubte der Vater ihren Namen verändern zu müssen, welches er that und den Knaben Pierrot, das Mädchen Jeannette nannte. So gelangten sie im ärmlichen Aufzuge nach London und begannen in der Weise, wie wir es noch heut zu Tage die französischen Tagediebe thun sehen,

Almosen heischend umherzugehen. In dieser Absicht befand er sich eines Morgens in einer Kirche, als eine vornehme Dame, die Gemahlin eines der Marschälle des Königs von England, den Grafen mit seinen beiden Kindern betteln sah, worauf sie ihn fragte, wer er sei und ob die Kinder ihm gehörten? Er antwortete ihr, er sei aus der Picardie und habe eines Verbrechens seines ältern ungerathenen Sohnes wegen mit diesen beiden, die ihm auch angehörten, die Heimath verlassen müssen. Die Dame, welche sehr mitleidig war, warf ihre Augen auf das Mädchen, welches ihr seiner Schönheit, Artigkeit und Anmuth willen sehr gefiel, und sprach: Würdiger Mann, wenn Du es zufrieden wärst, mir deine Tochter zu überlassen, so möchte ich sie ihres hübschen Aussehens wegen wohl zu mir nehmen, und wenn sie erwachsen ist und sich wohl beträgt, würde ich sie zur gehörigen Zeit vortheilhaft verheirathen.

Dem Grafen gefiel das Anerbieten sehr; er sagte sogleich Ja dazu, übergab ihr das Mädchen unter Thränen und empfahl es ihr dringend. Als er seine Tochter so untergebracht hatte und wohl versorgt wußte, beschloß er, nicht länger hier zu verweilen, durchstrich bettelnd die Insel und gelangte nicht ohne große Ermüdung von der ungewohnten Fußreise mit Pierrot nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, daher sich der Graf mit seinem Sohne häufig einer Mahlzeit willen an seinen Hof begab. Da sich nun hier ein Söhnlein des besagten Marschalls und andere Kinder von Edelleuten in allerlei Uebungen, wie sie Knaben lieben, zum Beispiel im Laufen und Springen, zu versuchen pflegten, so mischte sich Pierrot bald unter sie und machte alle die Uebungen, welche sie

vornahmen, mit eben so großer, wo nicht größerer Geschicklichkeit mit als die übrigen. Dem Marschall, der ihnen einige Mal zusah, gefiel das Betragen und Wesen des Knaben so wohl, daß er fragte, wer er sei? Man antwortete ihm, er sei der Sohn eines armen Mannes, der zuweilen eines Almosens willen nach dem Schlosse komme; worauf der Marschall ihn um den Knaben ansprechen ließ, den ihm der Graf, der ja nichts sehnlicher von Gott erflehte, mit frohem Herzen überließ, obgleich es ihm schwer fiel, sich von ihm zu trennen.

Als nun der Graf den Sohn und die Tochter versorgt sah, wollte er sich nicht länger in England aufhalten, suchte, so gut es anging, nach Irland hinüber zu kommen und vermiethete sich, als er nach Stamford gelangt war, bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, indem er sich allen Geschäften unterzog, die zum Dienste eines Knappen oder Stalljungen gehören, und so brachte er hier, ohne von Jemand erkannt zu werden, lange Jahre unter vielen Mühen und Beschwerden zu.

Violante, die jetzt Jeannette hieß, nahm inzwischen bei der Edeldame in London an Jahren, Größe und Schönheit zu und stieg so sehr in Gunst bei ihrer Herrin und deren Gemahl und allen Hausgenossen und Jedem, der sie kannte, daß es ein Wunder zu schauen war; umsomehr als Alle, die ihr Betragen und sittsames Wesen betrachteten, gestehen mußten, sie sei des schönsten Glückes und der höchsten Ehre würdig. Die Dame, welche sie von dem Vater erhalten, und über ihre Abkunft nie etwas erfahren hatte, als was sie von diesem gehört, war daher Willens, sie dem Stande gemäß, den sie ihr beilegte, ehrenvoll zu verheirathen. Gott aber, der ein gerechter Prüfer wahren Verdienstes ist, erwog

ihre edle Geburt und wie schuldlos sie für fremde Sünden büße, und lenkte es anders, denn man muß glauben, daß er das, was sich jetzt begab, in seiner Güte nur zuließ, um das Mädchen nicht in die Hände eines geringen Menschen gerathen zu lassen.

Die Dame, bei welcher Jeannette erzogen ward, hatte von ihrem Gemahl einen einzigen Sohn, den sie sowohl als der Vater zärtlich liebte, nicht blos, weil er ihr Sohn war, sondern auch weil er sich durch seine Tugenden und Verdienste dessen würdig zeigte, denn er war mehr als ein Anderer wohlgezogen, tapfer und kühn und schön von Gestalt. Er mochte sechs Jahr älter sein, als Jeannette, in welche er sich, da er sie so schön und liebreizend sah, so heftig verliebte, daß er nur sie vor Augen schaute. Weil er sie aber von niedriger Herkunft wähnte, so gebrach es ihm nicht allein am Muthe, sie von seinen Aeltern zur Frau zu begehren, sondern er hielt auch, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er seiner Liebe ein so niedriges Ziel erwählt habe, seine Leidenschaft auf das Sorgfältigste geheim, weßhalb sie ihm dann weit heftiger zusetzte, als wenn er sie offenbart hätte. So geschah es, daß er im Uebermaaß der Qualen in eine schwere Krankheit verfiel, zu deren Heilung viele Aerzte berufen wurden, die aber, so viel sie die Zeichen der Krankheit auch beobachteten, doch ihren wahren Grund nicht erkennen konnten und insgesammt an seiner Rettung verzweifelten, worüber die Aeltern des Jünglings in solche Betrübniß und Trauer verfielen, daß sie nicht größer gedacht werden konnte. Sie fragten ihn wiederholt unter rührenden Thränen nach der Ursache seines Uebels, worauf er ihnen aber nur mit Seufzern antwortete, oder sagte, er fühle sich innerlich verzehrt. Eines Tages saß ein junger, aber mit

tiefer Wissenschaft begabter Arzt bei dem Kranken und begriff seinen Arm an der Stelle, wo die Aerzte nach dem Pulse zu fühlen pflegen, als Jeannette, die ihn der Mutter zu Liebe sorgfältig bediente, irgend eines Geschäfts willen in das Krankenzimmer des Jünglings trat. Als dieser sie erblickte, fühlte er, ohne ein Wort zu sprechen, oder sich zu rühren, die Gluth der Liebe im Herzen mächtiger auflodern, daher auch der Puls stärker zu schlagen begann als vorher, worüber der Arzt, der es sogleich wahrnahm, erstaunte, sich aber ruhig verhielt, um zu sehen, wie lange dieser beschleunigte Gang anhalten werde. Wie aber Jeannette das Zimmer verließ, gab der Puls sogleich nach, weßhalb der Arzt die Ursache jener Krankheit des Jünglings auf der Spur zu sein glaubte, und nach einiger Zeit Jeannetten, als ob er sie etwas zu fragen habe, zu sich rufen ließ, dabei aber den Arm des Kranken in der Hand behielt. Jeannette erschien sogleich und wie sie die Kammer betrat, kehrte der beschleunigte Pulsschlag dem Jüngling zurück und hörte wieder auf, als sie hinwegging. Hierauf erhob sich der Arzt, da er nun volle Gewißheit zu haben glaubte, zog die Aeltern des Jünglings bei Seite und sprach: Die Heilung eures Sohnes hängt von ärztlichem Beistand nicht ab, sondern liegt in Jeannettens Händen, welche der Jüngling, wie ich aus untrüglichen Zeichen mit Gewißheit erkenne, leidenschaftlich liebt, obwohl sie, wie ich sehe, nichts davon ahnt. Wenn euch also sein Leben lieb ist, so wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Als der Edelmann und seine Gattin dies vernahmen, freuten sie sich, daß wenigstens ein Mittel zu seiner Rettung gefunden sei, obgleich es ihnen schwer ankam, davon Gebrauch zu machen und Jeannetten ihrem Sohne zur Gemahlin zu-

geben. Sie begaben sich indessen, als der Arzt sich entfernt hatte, zu dem Kranken, welchen die Dame so anredete: Mein Sohn, ich hätte nimmer geglaubt, daß du mir einen deiner Wünsche verhehlen würdest, am wenigsten jetzt, wo ich sehe, daß die Nichterfüllung desselben dich ganz verzehrt, denn du durftest und darfst ja versichert sein, daß es nichts auf der Welt giebt, was ich, um dich zufrieden zu stellen, nicht für dich wie für mich selber thun würde, selbst wenn es nicht ganz geziemend wäre. Da du es mir aber doch verschwiegen hast, so ist Gott mitleidiger mit dir gewesen, als du selber und hat mir, damit du an dieser Krankheit nicht stürbest, den Grund deines Uebels gezeigt, welcher in nichts Anderm beruht, als in dem Uebermaaß der Liebe, die du zu einem Mädchen hegst, wer sie auch sein mag. Und gewiß, du brauchtest dich nicht zu schämen, mir dies zu entdecken, denn dein Alter bringt das mit sich, ja ich müßte dich gering schätzen, wenn dein Herz der Liebe noch verschlossen geblieben wäre. Darum lieber Sohn, scheue dich nicht vor mir, sondern enthülle mir dreist alle deine Wünsche, verbanne den Trübsinn und die Gedanken, die dich in diese Krankheit gestürzt haben; tröste dich und sei überzeugt, daß du nichts, was zu deiner Befriedigung gereichen mag, von mir fordern könntest, was ich nicht gern und nach Kräften für dich thun wollte, den ich mehr als mein Leben liebe. Laß also Scham und Furcht: sage mir, ob ich zu Gunsten deiner Liebe irgend etwas thun kann, und wenn du mich hierin nicht eifrig bemüht findest und nicht siehst, daß es dich zum Ziele führe, so halte mich für die grausamste Mutter, die je einen Sohn geboren.

Als der Jüngling seine Mutter so reden hörte, schämte er sich zuerst; doch bald bedachte er, daß Niemand besser

als sie seinen Wünschen zur Befriedigung verhelfen könne, weßhalb er seine Scheu bezwang und sprach: Mutter, wenn ich meine Liebe so lange verborgen hielt, so geschah es nur darum, weil ich bemerkt hatte, daß die meisten Menschen sich in reifern Jahren gar nicht mehr erinnern wollen, daß sie auch einmal jung waren. Da ich aber sehe, daß ihr hierin verständiger seid, so will ich euch nicht allein eingestehen, daß es sich wirklich so verhalte, wie ihr bemerkt haben wollt, sondern euch auch den Gegenstand meiner Liebe offenbaren, unter der Bedingung, daß ihr euer Versprechen nach Kräften erfüllt, wenn ihr mich anders gesund sehen wollt. Die Dame, welche fest vertraute, es müsse ihr gelingen, was ihr in der Weise, wie sie es dachte, nicht gelingen sollte, erwiederte ihm zuversichtlich, er möge ihr nur dreist alle seine Wünsche eröffnen, indem sie sich unverzüglich bemühen werde, seinem Verlangen Befriedigung zu verschaffen. Hierauf begann der Jüngling: Mutter, die hohe Schönheit und das reizende Wesen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit ihr meine Liebe zu gestehen, geschweige denn mitzutheilen und die Scheu, die mich abhielt, irgend Jemand davon zu sprechen, haben mich in diesen Zustand versetzt und wenn euer Versprechen auf eine oder die andere Weise unerfüllt bleibt, so seid versichert, daß mein Leben nicht lange mehr währen kann. Die Mutter, die es jetzt mehr an der Zeit hielt, den Jüngling zu ermuthigen, als ihn zu tadeln, antwortete ihm lächelnd: Ach, mein Sohn, also nur darum bist du vor Gram erkrankt? Nun denn, so tröste dich und laß mich nur sorgen, sobald du wieder hergestellt bist.

So guter Hoffnungen voll, gab der Jüngling in kurzer Zeit Zeichen der entschiedensten Besserung, worüber die

Mutter sehr zufrieden war und sich entschloß, einen Versuch zu machen, ob es ihr gelingen werde, ihr Versprechen zu halten. Sie rief also eines Tages Jeannetten zu sich und fragte sie nach einigen geschickt einleitenden Scherzen, ob sie schon einen Geliebten habe? Jeannette, die über und über erröthete, gab zur Antwort: Gnädige Frau, um ein armes, von Hause verstoßenes Mädchen, wie ich, das in anderer Leute Diensten steht, wird Niemand werben, auch geziemt es ihm nicht an Liebe zu denken. Darauf versetzte die Dame: Wenn du denn noch keinen hast, so will ich dir einen zuweisen, an dem du Freude haben und deine Schönheit erst recht genießen sollst, denn es geht ja durchaus nicht an, daß ein so schönes Mädchen wie du, ohne Liebhaber sein soll. Aber Jeannette erwiederte: Gnädige Frau, ihr habt mich der Armuth meines Vaters enthoben, und wie eine Tochter auferzogen und deßhalb sollte ich bereit sein, alles zu thun, was euch gefiele; allein wenn ich hierin euerm Willen nicht folgen kann, so glaube ich daran Recht zu thun. Wenn es euch gefiele, mir einen Mann zu geben, so würde ich den lieben, einen andern aber nicht, denn da mir von der Erbschaft meiner Vorfahren nichts übrig geblieben ist, als die Ehre, so will ich diese hüten und bewahren, so lange das Leben mir währt.

Diese Worte schienen der Dame dem Ziele sehr zuwider, das sie zu erreichen hoffte, um dem Sohne ihr Versprechen zu halten; obwohl sie als eine verständige Frau dem Mädchen bei sich selber große Lobsprüche deßhalb ertheilte. Wie aber, Jeannette, fuhr sie fort, wenn unser gnädigster König, der noch ein junger Ritter ist, wie du ein schönes Mädchen bist, eine Gunst von deiner Liebe erheischte, würdest du sie ihm versagen? Jeannette erwiederte

rasch: Gewalt könnte der König mir anthun, mit meiner Einwilligung aber würde er nie mehr erlangen, als mit der Ehre besteht.

Die Dame, die wohl sah, wie Jeannette gesonnen sei, ließ nun von den Worten ab und gedachte sie thätlich zu prüfen, weßhalb sie ihrem Sohne sagte, sie werde ihn, sobald er genesen sei, mit ihr in eine Stube zusammenbringen, wo er selber suchen solle, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, denn es scheine ihr unschicklich, daß sie wie eine Kupplerin für ihren Sohn werben, und ihrem eigenen Dienstmädchen gute Worte geben solle.

Hiermit war aber der Jüngling in keiner Weise zufrieden; auch verschlimmerte sich seine Krankheit sogleich bedeutend. Als die Dame dies sah, enthüllte sie Jeannetten ihre Wünsche völlig, fand sie aber noch standhafter als zuvor, weßhalb sie sich genöthigt sah, Alles was sie gethan hatte ihrem Gemahl mitzutheilen. So hart es nun auch Beiden ankam, so beschlossen sie doch einstimmig, sie ihm zur Frau zu geben, da sie den Sohn doch lieber mit einer ihm nicht ebenbürtigen Gattin leben, als ohne Frau sterben sehen wollten; und so thaten sie auch nach langer Berathung wirklich. Hierüber fühlte sich Jeannette überaus glücklich; sie dankte Gott mit inbrünstigem Herzen, daß er sie nicht vergessen habe, sagte aber dessenungeachtet nie anders, als daß sie die Tochter eines Picarden sei. Der Jüngling genas, beging seine Hochzeit so fröhlich als irgend einer und genoß in Frieden das Glück der Ehe mit seiner Gattin.

Unterdessen hatte Pierrot, der bei dem Marschall des Königs von England in Wales zurückgeblieben war, als er heranwuchs die Gunst seines Herrn erworben, und war ein schöner und wackerer Jüngling geworden, wie kaum ein

anderer auf der Insel sein mochte, so daß im Turnieren und Tiostieren und in allen übrigen Waffenübungen Niemand im ganzen Lande so vollkommen war als er, daher er denn auch unter dem Namen Pierrot der Picarde überall gekannt und berühmt war. Und wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so bewies er auch bald, daß er seiner gedenke. Es kam nemlich über jene Gegend eine pestartige Sterblichkeit, welche fast die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte und überdies einen großen Theil der noch Lebenden vor Schreck in entfernte Landestheile zu flüchten vermochte, so daß das Land völlig verlassen schien. In dieser Sterblichkeit kam nun auch der Marschall, Pierrots Herr, zugleich mit seiner Gemahlin, seinem Sohn und mehrern Brüdern, Neffen und andern Verwandten um und von dem ganzen Hause blieb außer Pierrot und einigen andern Dienern nur eine schon mannbare Tochter des Marschalls übrig. Als die Seuche nachzulassen anfing, nahm das Fräulein auf den Rath und zur Freude der wenigen Landeseinwohner den Pierrot, als einen wackern und tapfern Jüngling, zum Gemahl und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Nicht lange währte es auch, so vernahm der König von England von dem Tode des Marschalls und da ihm die Verdienste Pierrots des Picarden bekannt waren, so setzte er diesen an die Stelle des Verstorbenen und ernannte ihn zu seinem Marschall. Dies war in kurzen Worten das Schicksal der beiden unschuldigen Kinder des Grafen von Antwerpen, die dieser schon als verloren aufgegeben hatte.

Schon war das achtzehnte Jahr verstrichen, seit der Graf von Antwerpen aus Paris entflohen war, als er in Irland, wo er sich noch immer im elendesten Zustande auf=

hielt und viele Beschwerden erduldet hatte, den Entschluß faßte, sich wo möglich noch in den Tagen seines Alters zu überzeugen, was aus seinen Kindern geworden sei. Denn er sah, daß die Zeit seine frühere Gestalt gänzlich umgeschaffen habe und fühlte sich durch die langen Anstrengungen jetzt körperlich rüstiger als in seinen jüngern der Muße gewidmeten Tagen. Er schied also arm und schlecht gekleidet von dem Herrn, dem er so lange Zeit gedient hatte, kam in England an und begab sich nach dem Orte, wo er Pierrot gelassen hatte, fand ihn als großen Herrn und Marschall wieder, sah daß er gesund und stark und schön von Gestalt geworden war, und empfand darüber große Freude, wollte sich aber nicht eher zu erkennen geben, bis er von Jeannetten Kunde habe. Er machte sich also wieder auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er London erreicht hatte, wo er sich nach der Dame, in deren Händen er seine Tochter gelassen hatte, und nach ihren Zuständen behutsam erkundigte und fand, daß Jeannette ihrem Sohne vermählt sei, was ihm so große Freude gewährte, daß er alles erlittene Ungemach gering achtete, da er seine Kinder lebend und in glücklichen Verhältnissen wieder gefunden hatte. Voll Verlangen, die Tochter wieder zu sehen, fing er an, sich als ein Bettler in die Nähe ihres Hauses zu begeben, wo ihn Jacob Lamiens, so hieß Jeannettens Gemahl, eines Tages erblickte und aus Mitleid mit seinem Alter und seiner Armuth einem seiner Diener Befehl gab, ihn nach seinem Hause zu führen und ihm dort um Gottes Willen eine Mahlzeit reichen zu lassen, was der Diener willig that.

Jeannette hatte schon mehrere Kinder von Jacob empfangen, von welchen der älteste nicht über acht Jahre zählte: es waren die schönsten Kinder von der Welt und als sie

den Grafen essen sahen, waren sie gleich Alle um ihn her und liebkosten ihn, als ob eine unbekannte Macht ihnen gesagt hatte, daß es ihr Großvater sei. Als der Alte sie für seine Enkel erkannte, fing er an, auch ihnen Liebe zu bezeigen und sie zu herzen, weßhalb die Kinder nicht mehr von ihm lassen wollten, so viel auch der, welcher die Aufsicht über sie führte, ihnen zurufen mochte. Als Jeannette dies hörte, trat sie aus ihrem Gemach in jenes, wo der Graf sich befand und drohte den Kindern ernstlich mit Schlägen, wenn sie dem Willen ihres Erziehers nicht Folge leisteten. Die Kinder fingen an zu weinen und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie mehr als ihr Erzieher liebe, worüber Jeannette und der Graf lachen mußten. Dieser hatte sich von seinem Sitze erhoben, nicht um sich als Vater zu zeigen, sondern um der Tochter als einer Dame von Stande wie ein armer Mann Ehre zu erbieten: bei ihrem Anblick aber empfand sein Herz wunderbare Freude. Sie erkannte ihn weder jetzt noch nachher, denn er hatte seine frühere Gestalt völlig verwandelt, indem er alt, greis und bärtig und dabei mager und braun geworden war und eher jedem Andern, als dem Grafen von Antwerpen glich. Da die Dame nun sah, daß die Kinder nicht von ihm weg wollten, und weinten, wenn man sie zu entfernen versuchte, sagte sie dem Lehrer, er möge sie nur eine Weile da lassen. Während die Kinder nun bei dem wackern Manne verweilten, kam Jacobs Vater nach Hause und vernahm den Vorfall aus dem Munde des Erziehers, worauf er, dem Jeannette noch immer ein Aergerniß war, erwiederte: Laßt sie nur in des Teufels Krallen, wenn er sie holen will: sie kehren nur dahin zurück, woher sie entsprossen sind. Sie stammen von

mütterlicher Seite aus Bettlergeschlecht; daher ist es kein Wunder, wenn sie sich gern mit Bettlern befassen.

Der Graf vernahm diese Worte und fühlte sich schwer gekränkt; doch zuckte er die Achseln und ertrug diese Beleidigung, wie er so viele andere ertragen hatte. Als aber Jacob hörte, wie die Kinder an dem wackern Manne ihr Ergötzen gefunden hatten, mißfiel es ihm zwar, doch liebte er sie so zärtlich, daß er sie nicht weinen sehen konnte und lieber Befehl gab, den wackern Mann, wenn er einen Dienst im Hause verrichten wolle, darin aufzunehmen. Dieser antwortete, er wolle gerne bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu besorgen, was er die Zeit seines Lebens gewohnt gewesen. Darauf wies man ihm ein Pferd zu warten an, und sobald er dies besorgt hatte, pflegte er wieder mit den Kindern zu scherzen.

Während das Schicksal in der beschriebenen Weise mit dem Grafen von Antwerpen und seinen Kindern verfuhr, geschah es, daß der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen hatte, verstarb und an seiner Statt sein Sohn die Krone empfing, dessen Gemahlin die Verbannung des Grafen verursacht hatte. Als der letzte mit den Deutschen geschlossene Waffenstillstand zu Ende lief, begann jener einen neuen blutigen Krieg wider sie und der König von England schickte ihm als sein Schwager zahlreiche Hülfsvölker unter der Anführung seines Marschalls Pierrot, und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls, welchen letztern der wackere Mann, nemlich der Graf, begleitete und ohne von Jemand erkannt zu werden, geraume Zeit als Reitknecht im Heere zubrachte, wo er durch seine Erfahrung sowohl mit Rath als That mehr Gutes wirkte, als man von seinem Stande fordern durfte.

Es geschah aber während dieses Krieges, daß die Königin von Frankreich gefährlich erkrankte; und als sie sah, daß sie sterben müsse, fühlte sie sich von allen ihren Sünden zerknirscht und legte vor dem Erzbischof von Rouen, der allgemein für einen würdigen Mann galt, eine reuige Beichte ab, worin sie unter andern Sünden auch das große Unrecht bekannte, daß dem Grafen von Antwerpen um ihretwillen geschehen sei. Sie begnügte sich aber nicht, es dem Erzbischof bekannt zu haben, sondern erzählte den ganzen Hergang der Sache auch vielen andern würdigen Männern, welche sie bei dem Könige dahin zu wirken bat, daß der Graf, wenn er noch am Leben sei, sonst aber seine Nachkommen, in den frühern Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nachher schied sie aus diesem Leben und ward mit großen Ehren begraben.

Als dem Könige dies Geständniß hinterbracht wurde, beseufzte er schmerzlich die Leiden, welche man dem verdienten Manne mit Unrecht zugefügt hatte und gab dann Befehl, im ganzen Heere und überall im Lande ausrufen zu lassen: Wer ihm den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder nachweisen könne, der solle für Jeglichen eine reichliche Belohnung empfangen, denn er habe durch das Bekenntniß der Königin erfahren, daß er des Verbrechens unschuldig gewesen, wegen dessen er vertrieben worden sei, und beabsichtige daher, ihn wieder in seine frühern Ehren und Würden, ja sogar in höhere, einzuweisen.

Der als Reitknecht verkleidete Graf vernahm diesen Aufruf und da er selber wußte, das er die Wahrheit enthalte, ging er sogleich zu Jacob und bat diesen, ihn zu Pierrot zu begleiten, denn er wolle ihnen nachweisen, was der König suche. Als sie nun Alle drei beisammen waren,

sprach der Graf, der sich endlich zu erkennen geben wollte, zu Pierrot: Pierrot, hier ist Jacob, welcher deine Schwester zur Frau hat und nie eine Mitgift empfing; damit aber deine Schwester nicht ohne Heirathsgut sei, so will ich, daß er und niemand anders die große Belohnung empfange, welche der König dem versprochen hat, welcher dich nachweist. So mag er denn dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen anzeigen und seine Gemahlin als deine Schwester Violante, mich selbst aber als den Grafen von Antwerpen, euern Vater.

Als Pierrot diese Worte vernahm, blickte er ihm scharf ins Gesicht und ihn sogleich erkennend, warf er sich weinend zu seinen Füßen, umarmte ihn und sprach: Mein Vater, seid uns tausendmal willkommen. Jacob aber, der erst jene Rede des Alten hörte und dann das Benehmen Pierrots sah, war zugleich von solchem Erstaunen und von solcher Freude bestürzt, daß er kaum wußte, was er thun solle; da er aber den Worten Glauben beimessen mußte, fing er an sich der Scheltreden zu schämen, deren er sich gegen den als Stallknecht verkleideten Grafen wohl bedient hatte, sank weinend zu seinen Füßen und bat ihn für die erfahrenen Beleidigungen demüthig um Verzeihung, welche ihm der Graf liebevoll gewährte, indem er ihn zu sich emporhob. Nachdem sie nun alle drei ihre Schicksale gegeneinander ausgetauscht und viel zusammen geweint und sich gefreut hatten, wollten Pierrot und Jacob den Grafen mit neuen Kleidern versehen; dieser aber gab es durchaus nicht zu, sondern bestand darauf, daß Jacob sich erst die verheißene Belohnung zusichern lasse und ihn dann in Knechtsgestalt dem Könige vorführe, um diesen desto mehr zu beschämen.

So ging also Jacob, welchem der Graf mit Pierrot in einiger Entfernung folgte, vor den König und erbot sich, ihm den Grafen und seine Kinder vorzuführen, wenn er ihn dem geschehenen Ausruf gemäß belohnen wolle. Der König ließ sogleich die für den Nachweis der drei Vermißten bestimmten Belohnungen, über deren Größe Jacob höchlich erstaunte, herbeischaffen und erlaubte ihm, dieselben mitzunehmen, sobald er ihm wirklich, wie er versprochen, den Grafen und dessen Kinder nachgewiesen habe. Jacob wandte sich hierauf um, ließ den Grafen, seinen Stallknecht, und Pierrot vortreten und sprach: Gnädigster Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, welche meine Gattin ist, ist nicht zugegen; ihr sollt sie aber mit Gottes Hülfe bald sehen.

Als der König dies vernahm, faßte er den Grafen ins Auge und obgleich dieser seine frühere Gestalt ganz verwandelt hatte, so erkannte er ihn doch nach kurzer Betrachtung wieder, hob den vor ihm Niederknieenden fast mit Thränen in den Augen zu sich empor, küßte und umarmte ihn. Eben so freundschaftlich empfing er Pierrot und gab dann Befehl, den Grafen mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Geräthen so reichlich zu versehen, als es seinem hohen Range gezieme, welches sogleich ausgeführt wurde. Dem Jacob erwies der König große Ehren und ließ sich alle seine frühern Schicksale erzählen. Als aber Jacob die Belohnungen wegbringen ließ, welche er für den Nachweis des Grafen und seiner Kinder empfangen hatte, sagte dieser: Nimm diese großmüthigen Geschenke unseres Herrn des Königs und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, meine und seine Enkel, nicht mütterlicher Seite von Bettlern stammen. Jacob nahm die Geschenke

und ließ seine Frau und Schwiegermutter nach Paris kommen, wo auch Pierrots Gemahlin eintraf und Alle sich mit festlichem Jubel um den Grafen versammelten, welchen der König in alle seine Güter wieder eingesetzt und höher gestellt hatte, als er zuvor gestanden. Hierauf beurlaubte sich Jeder und kehrte nach seinem Wohnsitz zurück; der Graf aber lebte noch ruhmvoller als zuvor bis an sein Ende in Paris.

12.

Die Haarschur.

Agilulf, der König der Longobarden, bestieg nach dem Beispiele seiner Vorgänger in Pavia, einer Stadt in der Lombardei, den Thron seines Reiches, nachdem er Theudelinden, die Wittwe des Autharis, des letzten Königs der Longobarden, zur Gemahlin genommen hatte: eine schöne, verständige und ehrbare Frau, die aber doch einmal ein Unglück mit einem Liebhaber hatte. Als nemlich durch die Tapferkeit und Klugheit König Agilulfs das Reich der Longobarden in Glück und Frieden stand, geschah es, daß ein Reitknecht der Königin, der, wenn gleich ein Mensch von dem niedrigsten Stande, doch weit besser als sein Gewerbe und so schön und groß von Gestalt als der König selber war, sich über die Maßen in die Königin verliebte. Da ihm aber sein geringer Stand nicht die Einsicht benommen hatte, daß eine solche Liebe wider alle Gebühr sei, so war er klug genug, sie Niemand zu entdecken, ja er wagte sie nicht einmal durch Blicke zu verrathen. Wenn er nun

gleich keine Hoffnung hatte, ihr je zu gefallen, so war er doch stolz darauf, seine Gedanken auf ein so erhabenes Ziel gerichtet zu haben und ganz im Feuer der Liebe auflodernd, verrichtete er mit weit größerer Sorgfalt als ein anderer seiner Gefährten Alles, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen werde.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie ausreiten sollte, das von ihm gewartete Pferd weit lieber als irgend ein anderes ritt, und wenn dies geschah, meinte er immer die größte Gunst erfahren zu haben, wich keinen Augenblick von ihrem Steigbügel und däuchte sich schon beglückt, wenn er nur ihre Kleider berühren durfte. Wie wir es aber so oft sich begeben sehen, daß bei verminderter Hoffnung die Liebe nur zunimmt, so geschah es auch diesem armen Reitknecht, bis es ihm zuletzt fast unerträglich fiel, sein heißes Verlangen, ohne sich von der Königin im geringsten begünstigt zu sehen, so verborgen im Herzen zu hegen; da er sich aber von dieser Liebe unmöglich losringen konnte, so faßte er mehrmals den Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Beim Nachdenken über die Todesart, welche er wählen wollte, entschloß er sich, seinen Tod durch eine Handlung herbeizuführen, welche denselben als eine Folge der Liebe darstellen möchte, die er zu der Königin getragen habe und noch trug und diese Handlung sollte darin bestehen, daß er den Versuch wagte, die Befriedigung seiner Wünsche ganz oder zum Theil zu erreichen. Zu diesem Ende wollte er aber nicht etwa mündlich mit der Königin reden, oder ihr seine Liebe in einem Briefe entdecken, denn er wußte wohl, daß er vergebens sprechen oder schreiben würde, sondern er wollte sehen, ob es ihm durch List gelänge, der Königin beizuliegen. Hierzu konnte aber weder eine andere List, noch

ein anderer Weg führen, als wenn er Mittel fand, in Gestalt des Königs, von welchem er wußte, daß er ihr nicht jede Nacht beizuliegen pflegte, zu ihr zu kommen und in ihr Zimmer zu schleichen.

Um also zu erfahren, in welcher Weise und in welchem Anzug der König seine Gemahlin zu besuchen pflege, verbarg er sich mehrere Nächte hindurch in einem großen Saale des königlichen Palastes, welcher zwischen dem Gemach der Königin und dem des Königs in der Mitte lag und so sah er denn eines Nachts den König in einen langen Mantel gehüllt, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern ein Stäblein tragend, aus seinem Gemach zu dem der Königin schreiten und ohne ein Wort zu sprechen ein= oder zweimal mit dem Stäblein vor die Kammerthür schlagen, worauf ihm sogleich geöffnet und die Kerze aus der Hand genommen ward.

Als er ihn so hineintreten und in gleicher Art zurückkehren sah, setzte er sich vor, Alles genau eben so zu machen, suchte sich einen Mantel, der dem des Königs ähnlich war, eine Kerze und eine Gerte zu verschaffen, und nachdem er sich in einem Bade gereinigt hatte, damit der Geruch des Pferdemistes der Königin nicht beschwerlich falle, oder ihr den Betrug verrathe, verbarg er sich, wie er gewohnt war, mit diesen Dingen in dem großen Saale. Sobald er aber sah, daß Alles im Schlafe liege, glaubte er, die Zeit sei gekommen, seinem Verlangen Befriedigung zu gewähren, oder dem ersehnten Tode durch eine kühne That den Weg zu bahnen: schlug sich mit Stein und Stahl, die er bei sich trug, Feuer, zündete seine Kerze an und trat in den umgeschlagenen Mantel ganz verhüllt vor die Kammerthüre und schlug zweimal mit dem Stäblein dagegen. Eine

ganz schlaftrunkene Kammerfrau öffnete sie, nahm das Licht und verbarg es; worauf er, ohne ein Wort zu sagen, hinter den Vorhang trat, den Mantel ablegte und das Bett bestieg, in welchem die Königin schlief. Er schlang sie verlangend in seine Arme, stellte sich aber übelgelaunt, weil er wußte, daß der König, wenn er übler Laune sei, nichts mit sich reden zu lassen pflege, und so erkannte er, ohne ein Wort zu sprechen, die Königin zu mehrern Malen. Obwohl es ihm aber schwer ward, von ihr zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, daß ihm ein längeres Verweilen die genossene Lust in Schmerz verwandeln möchte, nahm seinen Mantel und das Licht wieder und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus, um so schnell als möglich sein Bett zu erreichen.

Kaum mochte er bei demselben angelangt sein, als sich der König erhob und zu dem Schlafgemach der Königin ging, welche hierüber sehr verwundert war und als er das Bett beschritt und sie freundlich grüßte, sich von seiner Freundlichkeit ermuthigt fühlte und sagte: O mein Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuerung? So eben erst verließt ihr mich, nachdem ihr euch mehr als gewöhnlich mit mir ergötzt hattet und jetzt kehrt ihr gleich noch einmal zurück? Habt Acht, was ihr thut!

Als er diese Worte vernahm, vermuthete der König gleich, seine Gemahlin sei von Jemanden durch Aehnlichkeit der Gestalt und des Benehmens getäuscht worden; als ein kluger Mann aber beschloß er, da er sah, daß weder die Königin, noch sonst Jemand es bemerkt habe, sie auch nicht darauf aufmerksam zu machen, was viele Thoren nicht gethan, sondern erwiedert haben würden: Ich war nicht hier. Wer ist es, der hier war? Wie kam er her? Was ging

hier vor? Daraus wären dann viele Geschichten entstanden, durch welche er die Dame ohne ihre Schuld betrübt und ihr vielleicht Anlaß gegeben hätte, das zum zweitenmal zu wünschen, was sie einmal genossen hatte; er selbst aber würde einen Vorfall, dessen er sich nicht zu schämen brauchte, so lange er verschwiegen blieb, nur zu seiner eigenen Schande offenkundig gemacht haben. Deßhalb gab ihr der König, ohne den innern Zorn in Mienen oder Worten zu verrathen, zur Antwort: Denkt ihr denn, Frau, ich sei nicht Manns genug, wenn ich auch schon einmal bei euch gewesen wäre, noch zum andernmal wieder zu kommen? Das wohl, versetzte die Königin; dennoch aber bitte ich euch, auf eure Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Wohlan denn, entgegnete der König, so will ich euerm Rathe folgen und für diesmal, ohne euch weiter zu beunruhigen, wieder umkehren.

So nahm er denn voller Unmuth und Zorn über den, wie wohl er sah, ihm angethanen Schimpf, seinen Mantel wieder um, verließ die Kammer und beschloß, in aller Stille nach dem Thäter zu forschen, denn er war überzeugt, es müsse einer aus dem Hause sein und wer es auch sein möge, so könne er noch nicht Gelegenheit gefunden haben, es zu verlassen. Er nahm also eine Leuchte mit einem kleinen Lichtchen und ging in einen langen Saal, der sich in seiner Burg über dem Marstall befand und in welchem fast seine ganze Dienerschaft in vielen Betten schlief. Und indem er weiter bedachte, wer auch das gethan haben möge, wovon die Königin sprach, so könne sich ihm der Puls und das Herzklopfen nach jener Anstrengung noch nicht beruhigt haben, begann er schweigend bei dem Ersten der Reihe einem nach dem andern die Hand auf die Brust zu legen, um zu sehen, ob ihm das Herz schlage. Obgleich nun die andern alle

fest schliefen, so wachte doch der noch, welcher bei der Königin gewesen war; als er daher den König kommen sah und sich wohl vermuthete, was er suche, befiel ihn heftiger Schrecken, so daß das Herzklopfen, welches von der gemachten Anstrengung herrührte, noch durch die Furcht um Vieles verstärkt wurde; auch zweifelte er keinen Augenblick, daß ihm der König, wenn er dies bemerke, unverzüglich den Tod geben werde. Nun ging ihm zwar anfangs mancherlei durch den Kopf, was er thun wolle, allein da er den König ohne Waffen sah, so hielt er es für besser, sich schlafend zu stellen und abzuwarten, was der König beginnen werde.

Schon hatte der König bei Vielen nachgesucht, ohne einen zu finden, den er für den Thäter hätte halten mögen, als er auch zu diesem gelangte, dessen Herz er so heftig klopfen fühlte, daß er zu sich selbst sprach: Dies ist der Rechte, weil er aber nicht wollte, daß das, was er zu thun beabsichtigte, irgend bekannt würde, so begnügte er sich damit, ihm mit einer Scheere, die er bei sich trug, auf der einen Seite einen Büschel aus den Haaren zu schneiden, welche zu jener Zeit sehr lang getragen wurden, damit er ihn bei diesem Merkzeichen am nächsten Morgen wieder erkennen möchte; und als er das gethan hatte, entfernte er sich und ging nach seinem Gemache zurück. Jener aber, der wohl gefühlt hatte, was mit ihm vorgehe, und verschlagen genug war, einzusehen, zu welchem Zweck er so gezeichnet worden, erhob sich unverzüglich, nahm eine Scheere, deren zufällig zur Besorgung der Pferde einige im Stalle vorhanden waren, und schnitt, leise von einem zum andern schreitend, allen seinen Schlafgenossen auf gleiche Weise die Haare über dem Ohre ab und legte sich dann, ohne daß es jemand bemerkt hatte, wieder zur Ruhe nieder.

Am frühen Morgen erhob sich der König und befahl, ehe noch die Thore der Burg geöffnet würden, solle die ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als dies geschah und sie nun alle mit entblößtem Haupte vor ihm standen, hub er an, sie zu betrachten, um den heraus zu finden, welchen er geschoren hatte; da er aber sah, daß sie fast alle in gleicher Weise das Haar verschnitten trugen, erstaunte er und sprach zu sich selbst: Der, welchen ich schor, zeigt seines niedern Standes ungeachtet wahrlich hohen Verstand. Da er nun sah, daß sein Ziel ohne Aufsehen nicht zu erreichen sei, war er nicht Willens, sich um solche geringe Sache große Schmach zuzuziehen, sondern zog es vor, ihm mit einem Wort eine Ermahnung und zugleich den Beweis zu geben, daß er wohl wisse, woran er sei, weßhalb er sich an Alle wandte und sprach: Wer es gethan hat, thue es nicht wieder und so geht mit Gott. Ein anderer hätte sie Alle köpfen, oder foltern, peinlich fragen und ausforschen lassen und dadurch nur bekannt gemacht, was ein Jeder zu verhüllen bemüht sein muß; und wenn er auch den Thäter herausgebracht und vollkommene Rache an ihm genommen hätte, so würde er doch seine Schmach nicht vertilgt, sondern nur um Vieles vergrößert und überdies die Ehre seiner Gemahlin besudelt haben. Diejenigen, welche die Rede des Königs vernahmen, wunderten sich sehr und hielten lange unter sich Rath darüber, was der König wohl damit gemeint habe; aber keiner unter ihnen verstand sie, bis auf den, welchen sie betraf. Dieser war aber klug genug, es bei Lebzeiten des Königs Niemand zu entdecken und sein Leben nicht wieder eines solchen Wagestücks willen auf's Spiel zu setzen.

13.

Das edle Herz.

Nach den Berichten der Provençalen lebten in der Provence zwei edle Ritter, von welchen Jedweder sowohl Burgen als Lehnsleute unter sich hatte; der Eine hieß Herr Guillem von Roussillon, der Andere Guillem von Cabestaing. Weil sie nun beide große Tapferkeit in den Waffen bewiesen, so liebten sie sich sehr und pflegten zu allen Turnieren, Lanzenbrechen und andern Waffenspielen nicht anders als miteinander und in gleicher Rüstung zu reiten. Obgleich aber Jedweder ein eigenes Schloß bewohnte, und diese wohl zehn Miglien von einander entfernt lagen, so begab es sich doch, da Herr Guillem von Roussillon eine sehr schöne und reizende Frau zur Gemahlin hatte, daß Herr Guillem von Cabestaing sich der Freundschaft und Genossenschaft, welche zwischen ihnen bestand, ohngeachtet, in dieselbe leidenschaftlich verliebte. Auch gab er es so lange bald auf diese, bald auf jene Weise zu erkennen, daß es die Dame endlich errieth und da sie ihn als einen überaus tapfern Ritter kannte, so hatte sie Gefallen daran und begann auch ihm solche Liebe zuzuwenden, daß sie auf der Welt nichts sehnlicher als ihn begehrte und liebte und nur darauf wartete, daß er sie um ihre Gunst anspräche, was denn auch bald genug geschah, und so hatten sie mehrere Zusammenkünfte und liebten sich zärtlich.

Weil sie sich aber hierbei nicht der nöthigen Vorsicht bedienten, so geschah es, daß ihr Gemahl es bemerkte und solchen Unmuth darüber empfand, daß die Liebe, die er bis dahin zu Cabestaing getragen, sich in tödtlichen Haß ver=

kehrte, welchen er zwar besser zu verbergen wußte, als die beiden Liebenden ihr Verständniß zu verbergen gewußt hatten, sich aber fest entschloß, jenen um's Leben zu bringen. Während nun Roussillon mit diesem Vorsatz umging, geschah es, daß in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen wurde, wovon Roussillon dem Cabestaing sogleich Nachricht gab und ihm dabei sagen ließ, er möchte, wenn es ihm beliebe, zu ihm kommen, damit sie gemeinschaftlich Raths pflegen könnten, ob und wie sie das Turnier besuchen wollten. Hierüber sehr erfreut, gab Cabestaing zur Antwort, er werde unfehlbar am nächsten Tage zur Abendmahlzeit bei ihm sein. Als aber Roussillon dies vernahm, gedachte er, die Zeit sei gekommen, ihm das Leben zu nehmen, weßhalb er sich am folgenden Tage bewaffnete, mit einigen seiner Diener zu Pferde stieg und sich etwa eine Miglie von seiner Burg in einem Gebüsch, an welchem Cabestaing vorbei kommen mußte, in den Hinterhalt legte. Hier hatte er schon eine geraume Weile gewartet, als er den Cabestaing, der sich durchaus keines Arges von ihm versah, ganz unbewaffnet und zwei ebenfalls ganz unbewaffnete Diener hinter sich, des Weges kommen sah, und als er zu der Stelle gelangt war, wo er ihn haben wollte, fiel er tückisch und voll Ingrimms, eine Lanze in der Hand, aus dem Gebüsch über ihn her und rief: Du bist des Todes! Dies ausrufen und ihm die Lanze durch die Brust stoßen, war Eins. Ohne das Geringste zu seiner Vertheidigung versuchen zu können, oder ein Wort zu sprechen, fiel Cabestaing von der Lanze durchbohrt zur Erde und starb nach wenigen Augenblicken. Seine Diener hatten indessen, ohne den Angreifenden erkannt zu haben, sofort ihre Pferde gewandt und waren, so schnell sie konnten, zu der Burg ihres Herrn geflohen.

Roussillon stieg nun vom Pferde, öffnete dem Cabestaing mit einem Dolche die Brust und riß ihm mit den eigenen Händen das Herz heraus; wickelte dann dieses in ein Lanzenfähnchen ein und gab es einem seiner Diener zu tragen, welchen er Allen auf das Strengste anbefahl, daß Keiner wagen solle, von dem Geschehenen ein Wort zu sprechen, worauf er, da es unterdessen Nacht geworden war, zu seiner Burg zurückkehrte.

Die Dame, welche vernommen hatte, daß Cabestaing zum Abendessen kommen werde, erwartete ihn mit der größten Sehnsucht; da sie ihn aber nicht kommen sah, wunderte sie sich sehr und sprach zu ihrem Gemahl: Wie kommt es aber, Herr, daß Cabestaing nicht erschienen ist? Hierauf antwortete ihr Mann: Er hat mir sagen lassen, daß er vor Morgen nicht kommen könne. Hierüber zeigte sich die Dame ein wenig verstimmt.

Roussillon war kaum vom Pferde gestiegen, als er den Koch vor sich rufen ließ und zu ihm sprach: Nimm dies Eberherz und sieh, wie du das beste und wohlschmeckendste Gericht daraus bereitest, das du nur zu bereiten verstehst, und schicke es mir, wenn ich bei Tische sitze, in einer silbernen Schüssel.

Der Koch nahm es, verwandte alle seine Kunst und Sorgfalt darauf, zerhackte und versetzte es mit vielen guten Gewürzen und machte es zu einer nur allzu schmackhaften Speise. Als es Essenszeit war, setzte sich Herr Guillem mit seiner Gemahlin zu Tische; die Speisen wurden aufgetragen: er aber, von den Gedanken an das Verbrechen, das er begangen hatte, verhindert, aß nur wenig. Als ihm nun der Koch das Gericht zusandte, ließ er es der Dame vorsetzen, bemerkte, er habe heute Abend keinen Hunger und

empfahl es ihr sehr. Die Dame, der es an Eßlust nicht fehlte, kostete davon und da sie es sehr wohlschmeckend fand, verzehrte sie es völlig.

Als der Ritter sah, daß die Dame das ganze Gericht aufgegessen habe, hub er an: Nun, Frau, wie schmeckte euch diese Speise? Sie antwortete: Wahrlich, Herr, sie behagte mir sehr. So wahr mir Gott helfe, erwiederte der Ritter, das glaube ich euch gern, denn es verwundert mich nicht, wenn ihr an dem, was euch lebend mehr als Alles auf der Welt behagte, auch da es todt ist, noch Behagen findet.

Als die Dame dies hörte, stutzte sie eine Weile; dann sprach sie: Wie so? Was war es denn, was ihr mir zu essen gegeben habt? Der Ritter antwortete: Was ihr gegessen habt, war auf mein Wort das Herz des Herrn Guillem von Cabestaing, welchen ihr als ein ungetreues Weib so sehr geliebt habt. Seid versichert, es war es wirklich, denn ich selbst habe es ihm kurz vor meiner Rückkunft mit diesen meinen Händen aus der Brust gerissen.

Ob die Dame über diese Botschaft von dem, den sie über Alles liebte, Kummer empfand, ist wohl keine Frage. Nach einer Weile sprach sie: Ihr handeltet als ein ehrloser und nichtswürdiger Ritter, denn wenn ich, ohne von ihm gezwungen zu werden, ihn zum Gebieter meiner Neigungen erwählt und euch dadurch beleidigt hatte, so mußte mich, nicht ihn die Strafe treffen. Das aber wollte Gott nimmermehr, daß ich nach einer so edeln Speise, wie das Herz eines so tapfern und hochgesinnten Ritters war, je eine andere genieße.

Mit diesen Worten stand sie auf und stürzte sich, ohne nur einen Augenblick anzustehen, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenster. Dies Fenster war sehr hoch über

dem Boden, daher dieser Fall die Dame nicht blos tödtete, sondern fast ganz zerschmetterte. Als Herr Guillem dies sah, erschrak er sehr und fühlte wohl, daß er Unrecht gethan habe; überdies bewog ihn die Furcht vor dem Volk und dem Grafen von Provence, die Pferde satteln zu lassen und die Flucht zu ergreifen.

Am andern Morgen war der ganze Hergang der Sache schon rings in der Gegend bekannt, daher die Leute von der Burg des Herrn Cabestaing und die von der Burg der Dame die beiden Leichen mit großem Kummer und Wehklagen aufhoben, sie in der Burgkapelle der Dame in ein gemeinschaftliches Grab beisetzten und einige Verse darüber schreiben ließen, welche die Namen der daselbst Begrabenen und die Art und Ursache ihres Todes enthielten.

14.

Guiscardo und Ghismonda.

Tankredi, der Fürst von Salerno, wäre ein menschenfreundlicher und wohlwollender Fürst gewesen, hätte er sich nicht noch im Alter die Hände mit dem Blute zweier Liebenden besudelt. Er hatte die Zeit seines Lebens kein anderes Kind als eine Tochter und wohl ihm, wenn er auch diese nicht gehabt hätte! Der Vater war ihr mit so zärtlicher Liebe zugethan, als nur je eine Tochter von ihrem Vater geliebt werden mochte, und um dieser zärtlichen Liebe willen wußte er sich nicht von ihr zu trennen und verheirathete sie auch dann noch nicht, als sie die Zeit mannbarer

Reife schon um mehrere Jahre überschritten hatte. Endlich vermählte er sie zwar dem Sohn des Herzogs von Capua, allein nach kurzer Ehe kehrte sie verwittwet zu ihrem Vater zurück. Sie war von Gesicht und Gestalt so schön, wie nur je eine Frau gewesen sein mag und dabei jung, kräftig und vielleicht klüger, als es einem Weibe taugen möchte.

Wie sie nun bei dem zärtlichen Vater in Behagen und Ueberfluß lebte, wie es ihrem Stande geziemte und wohl bemerkte, daß der Vater vor übergroßer Liebe zu ihr wenig Sorge trug, sie wieder zu vermählen, während die Scham sie abhielt, ihn darum anzusprechen, faßte sie den Entschluß, sich wo möglich selber einen würdigen Geliebten heimlich anzunehmen.

Am Hofe ihres Vaters sah sie viele Männer verkehren, adlige und nicht adlige, wie es an den Höfen zu geschehen pflegt, und indem sie das Betragen und Benehmen Vieler darunter beobachtete, gefiel ihr vor Allen ein Jüngling in ihres Vaters Diensten, der Guiscardo hieß und zwar von geringer Abkunft, aber durch Tugenden und Wohlgezogenheit edler als alle andern war, daher sie sich, als sie ihn öfter sah und immer größeres Behagen an seinem Benehmen fand, in aller Stille auf das heftigste in ihn verliebte. Auch hatte der Jüngling, dem es eben so wenig an Klugheit fehlte, ihre Gesinnung erkannt, und sie so fest in sein Herz geschlossen, daß sein Sinn allen andern Gedanken, als dem, sie zu lieben, fast entfremdet war.

Während sich nun diese Beiden in solcher Weise heimlich liebten und die junge Dame nach nichts so sehr verlangte, als sich mit ihm zusammen zu finden, wollte sie doch, um ihm die Mittel dazu kund zu geben, das Geheimniß ihrer Liebe Niemandem anvertrauen, sondern verfiel auf

eine neue List. Sie schrieb nämlich einen Brief und zeigte ihm darin an, was er am folgenden Tage zu thun habe, um mit ihr zusammen zu sein, steckte ihn in die Höhlung eines Rohrs und gab dieses dem Guiscardo scherzend mit den Worten: Mache deiner Magd heute Abend ein Blaserohr daraus, womit sie das Feuer anschüren mag. Guiscardo nahm es und dachte wohl, daß sie es ihm nicht ohne Ursache gegeben und so gesprochen habe, weßhalb er sich entfernte und damit nach seinem Hause zurückkehrte. Hier besah er das Rohr, fand daß es gespalten war, öffnete es und entdeckte ihren Brief darin; diesen las er und als er nun wohl begriffen hatte, was ihm zu thun obliege, hielt er sich für den glücklichsten Menschen, der je auf Erden gelebt habe und traf auch gleich Anstalten, sie in der von ihr angegebenen Weise zu besuchen.

Neben dem fürstlichen Schlosse hatte man vor undenklichen Zeiten eine gehöhlte Grotte in den Berg gehauen, welche ein spärliches Licht mittelst eines mühsam in den Felsen getriebenen Luftlochs empfing, welches, weil die Höhle selbst verlassen war, Dornen und andere Gesträuche oben verdeckten. In diese Grotte nun konnte man mittelst einer geheimen Treppe, aus einem von der Dame bewohnten Zimmer im Erdgeschoß des Palastes gelangen, obgleich der Eingang durch eine starke Thür versperrt war. Auch war diese Treppe, von welcher seit einigen Jahren kein Gebrauch gemacht worden, so ganz aus Aller Andenken verschwunden, daß sich kaum noch Einer ihres Vorhandenseins erinnerte; die Liebe aber, vor deren Augen nichts zu verbergen ist, hatte sie der liebenden Dame in das Gedächtniß zurückgerufen. Damit nun Niemand Verdacht schöpfen könne, hatte sie sich in der Stille viele Tage mit ihren Dietrichen abge=

mühet, ehe es ihr gelang, jene Thüre zu eröffnen; dann war sie allein in die Grotte hinabgestiegen, hatte hier das Luftloch gesehen und dem Guiscardo geschrieben, er möge dahin zu kommen trachten, wobei sie ihm auch die ungefähre Tiefe von dem Luftloch bis zur Erde angegeben hatte.

Zur Ausführung dieses Anschlags machte sich Guiscardo sogleich einen Strick mit großen Knoten und Schlingen zurecht, um daran hinab und herauf zu steigen, kleidete sich in einen ledernen Koller, der ihn vor den Dornen schützen sollte und begab sich, ohne Jemanden ein Wort davon zu sagen, in der nächsten Nacht zu der Oeffnung, befestigte hier das eine Ende des Stricks an einen kräftigen Stamm, der in der Mündung des Luftlochs hervor wuchs, ließ sich so in die Grotte hinab und erwartete die Dame.

Diese stellte sich am folgenden Tage, als wolle sie schlafen, entließ ihre Begleiterinnen und verschloß sich in ihrer Kammer; alsdann öffnete sie die Thüre des Eingangs und stieg in die Höhle hinab, wo sie den Guiscardo fand und beide sich mit festlichem Jubel begrüßten, darauf zusammen in ihre Kammer gingen und hier einen großen Theil jenes Tages in hohen Freuden verbrachten. Als sie nunmehr sorgfältig verabredet hatten, wie sie ihre Liebe auch ferner geheim halten wollten, kehrte Guiscardo nach der Grotte zurück, worauf sie den Eingang wieder verschloß und sich zu ihren Begleiterinnen hinaus begab. In der folgenden Nacht kletterte Guiscardo an seinem Stricke empor, stieg durch die Oeffnung, durch welche er gekommen war, wieder hinaus und begab sich nach seiner Wohnung. Wie er aber einmal diesen Weg gelernt hatte, kehrte er im Verlauf der Zeit noch oft dahin zurück. Allein das Geschick, das den

Liebenden ein so langes und großes Glück beneidete, verkehrte zuletzt ihre Freude in Jammer und Klage.

Tankredi pflegte mitunter ganz allein in das Zimmer der Tochter zu kommen, wo er dann eine Weile blieb und mit ihr sprach und hierauf wieder wegging. So kam er auch eines Tages nach Tische zu ihr hinunter, als die Dame, welche Ghismonda hieß, mit allen ihren Begleiterinnen im Garten verweilte, trat, ohne von Jemand gesehen oder bemerkt zu werden, hinein und wollte, da er sie nicht fand, ihr Vergnügen nicht stören. Die Kammerfenster waren geschlossen und die Vorhänge des Bettes herabgelassen; er setzte sich zu den Füßen desselben in der Ecke auf einen Schemel, lehnte sein Haupt auf das Bett, zog den Vorhang über sich, als hätte er sich absichtlich verbergen wollen, und schlief ein.

Während er so schlief, ließ Ghismonda, die zum Unglück den Guiscardo auf diesen Tag beschieden hatte, ihre Begleiterinnen im Garten, kehrte leise in ihr Zimmer zurück, verschloß es von innen und öffnete, ohne zu bemerken, daß Jemand zugegen sei, dem schon harrenden Guiscardo die Thüre. Als sie sich nun ihrer Gewohnheit nach auf dem Bette niederließen und mit einander zu scherzen und sich zu ergötzen anfingen, geschah es, daß Tankredi erwachte und dem, was Guiscardo mit der Tochter begann, zuhörte und zusah. Hierdurch überaus schmerzlich betrübt, wollte er sie erst anfahren; allein bald entschloß er sich, zu schweigen und wo möglich verborgen zu bleiben, um hernach mit mehr Vorsicht und zu geringerer Schmach seines Hauses das ausführen zu können, was er sich schon entschieden hatte zu thun.

Die beiden Liebenden blieben, wie sie gewohnt waren, eine geraume Zeit beisammen, ohne Tankredi zu bemerken;

als es sie aber Zeit däuchte, stiegen sie von dem Bette, worauf Guiscardo nach der Grotte zurückkehrte und sie die Kammer verließ. Aus dieser ließ sich Tankredi, obwohl er schon bei Jahren war, durch ein Fenster in den Garten nieder und kehrte, ohne von Jemand gesehen zu werden, bis zum Tode betrübt zu seinem Gemache zurück. Auf seinen Befehl wurde Guiscardo in der folgenden Nacht, als er um die Zeit des ersten Schlafes aus dem Luftloch schlüpfte und der lederne Koller ihm beim Entfliehen beschwerlich fiel, von zwei Knechten ergriffen und heimlich vor Tankredi geführt.

Als dieser ihn erblickte, sprach er fast weinend zu ihm: Guiscardo, meine Güte gegen dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die du mir an meiner Tochter zugefügt hast, wie ich es heute mit eigenen Augen sah. Hierauf antwortete ihm Guiscardo nichts weiter als die Worte: Liebe vermag unendlich viel mehr als Ihr und ich. Tankredi gab nun Befehl, ihn in einem der anstoßenden Zimmer in aller Stille zu bewachen; und so geschah es. Am folgenden Tage aber begab sich Tankredi, nachdem er viele und mancherlei Vorsätze durchdacht hatte, seiner Gewohnheit zufolge, nach Tische in das Zimmer seiner Tochter, welche von dem Geschehenen noch nichts ahnete; ließ sie vor sich rufen, verschloß sich von innen mit ihr und hub unter Thränen so zu ihr zu sprechen an: Ghismonda, ich glaubte deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß zu sein, daß es mir, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, auch nach wiederholten Versicherungen nie in den Sinn gekommen wäre, daß du nur daran denken würdest, dich einem Manne, der nicht dein ehelicher Gemahl wäre, hinzugeben, geschweige denn, daß du es wirklich thun könntest: daher ich in diesem kurzen Ueberrest des Lebens, den mein Alter mir noch vorbehält, nie

eine frohe Stunde finden werde, wenn ich dessen gedenke. Hätte Gott nur gewollt, wenn du dich einmal zu solcher Sittenlosigkeit hinreißen lassen solltest, daß du einen Mann erwählt hättest, wie er deinem Adel geziemend gewesen wäre. Allein unter so Vielen, die an meinem Hofe verkehren, hast du den Guiscardo, einen Jüngling von der niedrigsten Herkunft, der an unserm Hofe so zu sagen um Gotteswillen seit der frühesten Kindheit erzogen und ernährt worden ist, auserwählt und mich dadurch in die größte Seelenbetrübniß gestürzt, in welcher ich nicht weiß, was ich über dich beschließen soll. Was den Guiscardo betrifft, den ich diese Nacht, als er durch die Oeffnung schlüpfte, ergreifen ließ und nun gefangen halte, so habe ich schon einen Entschluß über ihn gefaßt; mit dir aber weiß ich beim Himmel nicht, was ich anfangen soll. Von der einen Seite bewegt mich die Liebe, mit welcher ich dir immer zärtlicher zugethan war, als je ein Vater seiner Tochter; von der andern der gerechte Unwille, den ich über deine arge Missethat empfinde: jene will, daß ich dir vergebe; dieser verlangt, daß ich gegen meine Natur grausam wider dich verfahre. Bevor ich aber einen Entschluß fasse, wünsche ich zu hören, was du selber hierüber zu sagen hast. Und mit diesen Worten senkte er sein Angesicht nieder und weinte so heftig, als ein Kind nach den heftigsten Schlägen nur weinen könnte.

Als Ghismonda aus diesen Worten des Vaters erkannte, daß nicht nur ihre heimliche Liebe entdeckt, sondern auch Guiscardo gefangen sei, fühlte sie unsägliche Schmerzen und war einige Mal nahe daran, sie in lautem Jammer und Thränen, wie es der meisten Weiber Sitte ist, kund zu geben; aber doch bezwang ihre stolze Seele diese Schwäche,

beherrschte die Züge ihres Gesichts mit wunderbarer Kraft und faßte, in der Meinung, daß ihr Guiscardo schon todt sei, den festen Entschluß, lieber aus diesem Leben zu scheiden, als die geringste Bitte für sich einzulegen. Demnach antwortete sie dem Vater nicht wie ein unglückliches, wegen eines Fehltrittes zurechtgewiesenes Weib, sondern in unerschüttertem Gleichmuth, mit trockenen Augen und heiterm, keine Spur von Bestürzung verrathendem Angesicht in dieser Weise: Tankredi, ich bin weder zu leugnen noch zu bitten gesonnen, denn das Eine würde mir nichts helfen und des Andern Hülfe verschmähe ich; überdies aber gedenke ich auch mit Nichten deine Güte und Milde mir geneigt zu machen, sondern ich will die Wahrheit bekennen und erst meine Ehre mit unumstößlichen Gründen vertheidigen, dann aber die Größe meiner Seele in Thaten standhaft erhärten. Es ist wahr, daß ich den Guiscardo geliebt habe, daß ich ihn noch liebe und ihn lieben werde, nicht nur so lange ich lebe, denn das wäre kurze Zeit, sondern wenn man nach dem Tode noch liebt, so will ich auch dann nicht aufhören ihn zu lieben. Hierzu hat mich aber nicht sowohl meine weibliche Schwäche, als deine Saumseligkeit mich zu vermählen, und seine Trefflichkeit bewogen. Es konnte dir, Tankredi, nicht unbekannt sein, da du selber von Fleisch und Blut bist, daß die Tochter, welche du gezeugt hattest, aus Fleisch und Blut und nicht von Stein oder Eisen gebildet sei; du mußtest dich erinnern und mußt es noch heute, obwohl du jetzt alt geworden bist, wie sehr und mit welcher Gewalt die Gesetze der Natur die Jugend bestürmen und ob du gleich als Mann einen Theil deiner bessern Jahre in Waffenübungen verbracht hast, so mußtest du doch nichtsdestoweniger wissen, wie viel Muße und Wohlleben über alte, geschweige denn über junge Leute

vermögen. Ich bin mithin, als deine Tochter, von Fleisch und Blut und, weit entfernt, verlebt zu sein, noch ein junges Weib und aus beiden Gründen voll heimlischer Wünsche, die dadurch zu unwiderstehlicher Kraft in mir gediehen sind, daß ich schon einmal verheirathet gewesen bin und also erfahren habe, wie süß es ist, diese Wünsche zu befriedigen. Da ich nun ihrer Gewalt nicht widerstehen konnte, so beschloß ich, weil ich denn jung und ein Weib sei, den Weg zu verfolgen, den sie mich führen würden und gab mich der Liebe hin. Aber alle Kräfte bot ich auf, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich zwang, weder dir noch mir, so weit ich es verhindern konnte, Schande zu bereiten. Und hierzu hatten Amors Mitleid und ein günstiges Geschick mir so verborgene Wege erkundet und gewiesen, daß ich, ohne daß es Jemand erfuhr, das Ziel meiner Wünsche erreichte. Dies Alles, wer es dir auch angezeigt hat, oder wie du es wissen magst, leugne ich nicht: den Guiscardo aber habe ich nicht, wie Viele pflegen, aufs Gerathewohl erwählt, sondern nach reiflicher Ueberlegung habe ich ihn aus allen Andern erlesen, mit kluger Vorsicht ihn zu mir eingeführt und mit weiser Beharrlichkeit, sowohl von meiner Seite als von seiner, lange Zeit der Erfüllung meiner Wünsche genossen. Gerade dies aber, noch außer der Sünde, wozu die Liebe mich hinriß, scheinst du, mehr der gemeinen Meinung als der Wahrheit folgend, mir mit besonderer Bitterkeit vorzuwerfen, indem du sagst, ich habe mich einem Menschen niedern Standes ergeben, just als ob es dich nicht gekränkt haben würde, wenn ich mir einen vornehmen Mann dazu erwählt hätte. Du wirst nicht gewahr, daß du hierin nicht meinen Fehler, sondern den des Glückes rügest, welches nur allzu oft die Unwürdigen emporhebt, während es die Würdigsten in die Tiefe drückt. Aber lassen wir dies jetzt und wenden

nun einmal den Blick auf das Wesen der Dinge, so wirst du erkennen, daß unser Aller Fleisch und Blut aus gleichem Stoffe besteht und daß alle Seelen von demselben Schöpfer mit gleichen Kräften, gleichen Anlagen und gleichen Fähigkeiten geschaffen worden sind. Erst das Verdienst hat zwischen uns, die wir von Geburt Alle gleich waren und sind, einen Unterschied gesetzt und diejenigen, welche es im höhern Grade besaßen oder sich erwarben, wurden nun edel genannt; während die übrigen unedel blieben. Und obgleich abweichende Gebräuche dieses Gesetz in Schatten gestellt haben, so ist es darum doch nicht aufgehoben, noch der Natur und den guten Sitten entfremdet, und darum beweist Jeder, der edel handelt, unwiderleglich, daß er edel ist, und wenn ihn Jemand anders nennt, so beschimpft er dadurch nicht Jenen, sondern sich selbst. Sieh dich unter allen deinen Edelleuten um, prüfe ihre Tugenden, ihre Sitten und ihr Betragen und stelle ihnen Guiscardo mit den seinigen gegenüber, und wenn du dann unbefangen urtheilen willst, so wirst du gestehen müssen, daß er überaus edel ist und diese deine Edeln alle nur gemeine Menschen sind. Ich habe mich aber in Bezug auf die Tugenden und den Werth Guiscardo's auf Niemands Zeugniß, als auf das deiner Worte und meiner Augen verlassen. Wer rühmte ihn wohl jemals so sehr, als du ihn aller der preislichen Dinge willen rühmtest, die an einem Würdigen des Rühmens werth sind; und gewiß thatest du daran nicht unrecht, denn wenn meine Augen mich nicht täuschen, so hast du ihn wegen keiner Tugend gerühmt, die ich ihn nicht viel herrlicher hätte üben sehen, als deine Worte es auszudrücken vermochten; sollte hierin aber dennoch einige Täuschung bei mir untergelaufen sein, so wärst du Derjenige, der mich getäuscht hätte. Sagst du also, ich habe mich mit einem Menschen gemeinen Schlages

eingelassen, so sagst du die Wahrheit nicht. Sagtest du aber etwa mit einem armen Menschen, so könnte man dir zu deiner Schande wohl einräumen, daß du es so wenig verstanden hast, die Umstände eines würdigen Mannes in deinen Diensten zu verbessern. Doch Armuth beraubt Niemand des Adels, nur der Habe. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und Viele, die hinter dem Pfluge gehen und das Vieh hüten, besaßen und besitzen große Reichthümer. Das letzte Bedenken, dessen du gedachtest, nemlich was du mit mir beginnen solltest, kannst du dir ganz ersparen, wenn du in deinem spätesten Alter gesonnen bist zu thun, was du in deiner Jugend nicht pflegtest, nemlich den Wütherich zu spielen. Uebe alle deine Grausamkeit an mir, als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn es ein Vergehen ist: denn ich bin nicht gesonnen, dein Mitleid irgend anzuflehen; vielmehr betheuere ich dir, wenn du das, was du an Guiscardo gethan hast oder thun willst, nicht an mir ebenfalls thust, so sollen diese meine Hände es statt deiner thun. Wohlan denn, geh' hin, mit Weibern Thränen zu vergießen, oder werde ein Wütherich und richte, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben, ihn und mich mit einem einzigen Schlage hin.

Wohl erkannte der Fürst aus dieser Rede die Seelengröße der Tochter, allein er glaubte sie doch nicht so fest entschlossen, die angedeutete Drohung auszuführen, als sie zu erkennen gegeben hatte. Er verließ sie also und gab zwar den Vorsatz, wider sie selber grausam zu verfahren, völlig auf, gedachte aber durch andere Gewaltmittel ihre glühende Liebe abzukühlen und befahl zu dem Ende den beiden Knechten, welche den Guiscardo bewachten, sie sollten ihn in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe nehmen und dieses ihm, dem Fürsten, überbringen.

Am folgenden Tage ließ sich also der Fürst eine große und schöne Goldschale kommen, legte das Herz Guiscardo's hinein und schickte es der Tochter durch einen seiner vertrautesten Diener, welchen er bei Ueberreichung der Schale so zu sprechen beauftragte: Dies schickt dir dein Vater, um auch dir an Dem, was du über Alles liebst, Freude zu gewähren, wie du ihm an Dem, was er über Alles liebte, gewährt hast.

Unerschütterlich fest in ihrem schrecklichen Vorsatze hatte sich unterdeß Ghismonda, sobald ihr Vater weggegangen war, giftige Kräuter und Wurzeln kommen lassen, aus welchen sie ein Wasser bereitete, das sie zur Hand haben wollte, sobald was sie fürchtete, geschähe. Als nun der Diener mit dem Geschenk und den Worten des Fürsten kam, ergriff sie mit festem Blick die Schale, deckte sie auf und zweifelte, als sie das Herz erblickte und die Worte vernahm, keinen Augenblick, daß es Guiscardo's Herz sei; daher hob sie das Haupt zu dem Diener auf und sprach: Wahrlich, kein geringerer Sarg, als ein goldener, geziemte einem Herzen wie dieses und sehr verständig hat hieran mein Vater gehandelt. Mit diesen Worten führte sie es zum Munde, küßte es und sprach weiter: In allen Dingen und immerdar, bis zu diesem äußersten Ziel meines Lebens hat mein Vater mir die zärtlichste Liebe bewiesen; jetzt aber mehr als je zuvor und darum bitte ich dich, ihm für dies köstliche Geschenk in meinem Namen den letzten Dank zu sagen, den ich ihm jemals sagen werde.

Nach diesen Worten, neigte sie sich über die Schale, welche sie fest umarmt hielt, blickte das Herz an und sprach: O du süßeste Herberge aller meiner Freuden! verflucht sei die Grausamkeit dessen, der meinen leiblichen Augen deinen

Anblick verschafft hat; genügte es mir doch, dich mit den Augen des Geistes immerdar vor mir zu schauen. Du hast nun deinen Lauf vollbracht und Alles überstanden, was das Schicksal dir hienieden Uebles zugedacht hatte. Du hast das Ziel erreicht, dem Jeder entgegen eilt; hast alles Elend und Trübsal dieser Welt hinter dir gelassen, und von deinem Todfeind selbst ein Grab erhalten, wie es deinem Werthe gebührte. Nichts gebricht dir nun zu einer vollen Bestattung als die Thränen Derjenigen, die du im Leben so zärtlich geliebt hast, und damit auch diese dir zu Theil würden, gab es das Schicksal meinem unbarmherzigen Vater in den Sinn, daß er dich mir überschickte und ich will sie dir gewähren, obgleich ich entschlossen war, mit trockenen Augen und durch keine Empfindung getrübten Zügen zu sterben. Hast du dann den Zoll meiner Thränen empfangen, so werde ich mit deiner Hülfe ohne Säumen dazu thun, daß sich meine Seele mit der theuern vereinige, die du einst so gerne beherbergt hast. Und in welcher Gesellschaft möchte ich wohl ruhiger und sicherer den Weg zu dem unbekannten Lande antreten, als in ihrer? Ich weiß gewiß, sie weilt noch hierinnen und weidet sich an dem Schauplatz ihrer und meiner Freuden, und da ich nicht zweifeln darf, daß sie mich noch liebt, so erwartet sie wohl die meine, von welcher sie inbrünstig geliebt wird.

Als sie so gesprochen hatte, senkte sie, ohne nach Art der Weiber laut zu klagen, ihr weinendes Angesicht über die Schale, und begann unter tausend Küssen, die sie dem todten Herzen gab, nicht anders, als trage sie einen Brunnen in ihrem Haupte, einen solchen Strom von Thränen zu vergießen, daß es ein Wunder zu schauen war. Ihre Begleiterinnen, welche um sie herstanden, wußten weder, was

dies für ein Herz sei, noch was ihre Worte bedeuten sollten; doch von Mitleid ergriffen, weinten sie alle mit ihr, fragten gerührt, aber vergebens nach der Ursache ihres Weinens und beflissen sich noch weit mehr, ihr so gut sie konnten und wußten, Trost zuzusprechen.

Als sie nun genug geweint zu haben glaubte, richtete sie ihr Haupt wieder empor, trocknete sich die Augen und sprach: O, vielgeliebtes Herz, da ich nun jede Pflicht gegen dich erfüllt habe, so bleibt mir nichts weiter zu thun übrig, als meine Seele der deinen zur Begleiterin zu senden. Nach diesen Worten ließ sie sich die Flasche mit dem Wasser reichen, das sie am gestrigen Tage gebraut hatte, goß es in die Schale, welche das von ihren häufigen Thränen gebadete Herz enthielt, setzte sie ohne alle Furcht an den Mund und trank sie leer. Hierauf bestieg sie, die Schale in der Hand, ihr Bett, legte sich in der würdigsten Lage, die sie ihren Gliedern zu geben wußte, zur Ruhe, drückte das Herz ihres Geliebten an das ihre und erwartete, ohne noch ein Wort zu sagen, den Tod.

Ihre Begleiterinnen, die dies Alles sahen und hörten, ohne zu wissen, was es für ein Wasser sei, das sie getrunken habe, hatten unterdeß dem Fürsten Nachricht von dem Geschehenen gesandt, worauf Tankredi, von der Ahnung des Ausgangs ergriffen, zu der Kammer der Tochter hinabstieg, welche er in dem Augenblick erreichte, als Ghismonda sich auf ihr Bett niederlegte. Jetzt da es zu spät war, hub er an, sie mit süßen Worten zu trösten; als er aber sah, wohin es mit ihr gekommen sei, brach er in schmerzliche Thränen aus. Da sprach Ghismonda zu ihm: Spare diese Thränen, Tankredi, für ein Unglück, das dir weniger erwünscht kommt, als das meine und verschwende sie nicht um mich, denn ich

begehre sie nicht. Wen außer dir sah man wohl je um das weinen, was er selber gewollt hat? Wenn aber die Liebe, die du sonst zu mir getragen hast, noch in dir fort lebt, so gewähre mir dies als die letzte Gunst, daß, wenn du nicht dulden wolltest, daß ich heimlich und im Verborgenen mit Guiscardo leben sollte, nun meine Leiche mit der Seinigen, wohin du sie auch hast werfen lassen, öffentlich zusammen ruhe.

Das beklemmende Herzeleid verhinderte den Fürsten, ihr zu antworten. Ghismonda aber fühlte, daß sie ihr Ziel erreicht habe, drückte das todte Herz noch einmal an ihre Brust und sprach: Bleibt mit Gott, ich scheide. Ihre Augen verschleierten sich, die Sinne vergingen ihr, sie war aus diesem traurigen Leben geschieden. Dies unselige Ende nahm, wie ihr vernommen habt, die Liebe Guiscardo's und Ghismondens. Nach langer Trauer und später Reue über seine Grausamkeit ließ Tankredi die Liebenden, unter allgemeinem Bedauern aller Salernitaner, in einem gemeinschaftlichen Grabmahl ehrenvoll bestatten.

15.

Griseldis.

Schon vor langer Zeit war das Haupt des Hauses der Markgrafen von Saluzz ein junger Mann mit Namen Walther, der weder Weib noch Kind hatte und seine Zeit nur mit Jagd und Vogelfang zubrachte, ohne daß er je bedacht gewesen wäre, eine Frau zu nehmen und Kinder zu zeugen; woran er meines Erachtens nicht unweise that.

Seine Lehnsleute aber, welchen dies nicht gefiel, baten ihn zu wiederholten Malen, sich zu vermählen, damit er nicht ohne Erben und sie nicht ohne Herren verblieben; auch erboten sie sich, ihm eine Gemahlin zu suchen, die an sich selbst und durch ihre Herkunft von väterlicher und mütterlicher Seite ihnen die Aussicht auf eine glückliche Zukunft eröffne und ihn völlig zufrieden stelle. Aber Walther entgegnete ihnen: Lieben Freunde, ihr zwingt mich zu einer Sache, die ich fest entschlossen war niemals zu thun, weil ich erwogen hatte, wie schwer es sei, eine Gattin zu finden, deren Neigungen ganz mit den unsrigen übereinstimmen; wie häufig vielmehr die Beispiele des Gegentheils seien, und welch ein trauriges Leben Derjenige führe, dem eine Gattin zu Theil geworden ist, die nicht wohl zu ihm paßt. Wenn ihr aber sagt, daß ihr an den Sitten der Väter und Mütter euch die Töchter zu erkennen getraut, und daraus folgert, daß es in eurer Macht stehe, mir eine solche zu geben, die mir gefallen werde, so ist dies eine große Thorheit, angesehen, daß ich nicht wüßte, wie ihr die Väter erkennen, oder die Heimlichkeiten der Mütter ergründen solltet, und selbst wenn euch dies gelänge, so sind ja die Töchter nur allzu oft den Vätern und Müttern ganz unähnlich. Da es aber euer Wille ist, mich in diese Ketten zu schmieden, so will ich mich darein fügen, und damit ich mich, wenn es übel ausschlüge, nur über mich selbst zu beklagen habe, so gedenke ich auch selber die Wahl der Gattin zu treffen, wobei ich euch aber diese Versicherung gebe: wenn die, welche ich immer wählen möge, von euch nicht als eure Herrin geehrt wird, so sollt ihr zu euerm großen Schaden erfahren, wie sauer es mir geworden ist, mich gegen meinen Willen auf eure Bitten zu einer Heirath zu entschließen.

Die würdigen Männer erwiederten, sie seien mit Allem zufrieden, wenn er sich nur bewegen lasse, eine Frau zu nehmen.

Schon eine geraume Zeit hatte Herrn Walther das Benehmen eines armen Mädchens gefallen, die aus einem seiner Burg benachbarten Dorfe gebürtig war; auch schien sie ihm schön genug und so glaubte er mit ihr ein recht glückliches Leben führen zu können. Ohne länger zu suchen, entschloß er sich mithin, sie zu heirathen, ließ ihren Vater zu sich rufen, und wurde mit diesem, der sehr arm war, dahin einig, daß sie seine Gattin werden solle. Als dies geschehen war, rief Herr Walther alle seine Freunde und Lehnsleute zusammen und sprach zu ihnen: Lieben Freunde, es ist euer Wunsch gewesen, und ist es noch, daß ich mich entschlösse, eine Gattin zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr um euch gefällig zu sein, als weil mich selbst nach einer Frau verlangt hätte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nemlich euch eine jede gefallen zu lassen, und sie als eure Gebieterin zu ehren, welche ich immer wählen möge. Jetzt ist also die Zeit gekommen, wo ich euch mein Versprechen zu halten gedenke, und wo ich verlange, daß auch ihr das eurige haltet. Ich habe ganz in unserer Nähe ein Mädchen nach meinem Herzen gefunden, welches ich zur Frau zu nehmen und binnen wenigen Tagen in mein Haus zu führen gedenke; seid also bedacht, eine schöne Hochzeit auszurichten und ihr einen ehrenvollen Empfang zu gewähren, damit ich Ursache habe, mit der Erfüllung eures Versprechens so zufrieden zu sein, wie ihr mit der des meinigen habt.

Die guten Leute freuten sich und antworteten einhellig, sie seien es gern zufrieden: sie möge sein, wer sie wolle,

so würden sie dieselbe zu ihrer Herrin annehmen und in allen Dingen als solche ehren. Hierauf schickten sich Alle an, ein schönes, großes und fröhliches Fest zu bereiten und ein Gleiches that Herr Walther. Er ließ die Hochzeit auf das Schönste und Herrlichste zurüsten und viele seiner Freunde und Verwandten, nebst seinen vornehmsten Lehnsleuten und andern aus der Nachbarschaft dazu einladen; überdies ließ er viele schöne und reiche Kleider nach dem Maaß eines Mädchens zuschneiden, welches ihm mit derjenigen, die er zu heirathen entschlossen war, von gleichem Wuchs zu sein schien; endlich hielt er Gürtel und Ringe, und einen schönen und kostbaren Brautkranz bereit, so wie Alles, was einer Neuvermählten geziemt.

Als nun der Tag erschien, den er zur Hochzeit anberaumt hatte, stieg Herr Walther gegen die dritte Stunde des Morgens zu Pferde, und mit ihm Alle, welche ihm zu Ehren gekommen waren, und nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, hub er an und sprach: Ihr Herren, nun ist es Zeit, die junge Braut einzuholen. Hierauf machte er und seine ganze Begleitung sich auf den Weg; sie gelangten zu dem Dörfchen, und als sie das Haus ihres Vaters erreicht hatten, fanden sie das Mädchen, wie es eben in großer Eile mit Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um sich dann mit andern Frauen aufzumachen, und Herrn Walthers Braut kommen zu sehen.

Als Herr Walther sie erblickte, rief er sie bei ihrem Namen, nemlich Griseldis, und fragte sie, wo ihr Vater sei. Verschämt gab sie ihm zur Antwort: Er ist zu Hause, mein Gebieter. Herr Walther stieg nun ab, befahl Allen, ihn zu erwarten und trat allein in die ärmliche Hütte, wo er ihren Vater fand, welcher Janicola hieß, und zu ihm

sprach: Ich bin gekommen, um Griseldis zu heirathen; zuvor aber wünsche ich, in deiner Gegenwart etwas von ihr zu erfahren. Alsdann legte er ihr die Frage vor, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, bestreben wolle, ihm immer gefällig zu sein, und über Nichts, was er auch thun oder sagen möge, sich zu erzürnen; ob sie ihm gehorsam sein wolle? und viele andere ähnliche Dinge, welche sie alle mit Ja beantwortete.

Hierauf ergriff sie Walther bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Begleitung und aller Uebrigen entkleiden, und nachdem er die Gewänder, die auf seinen Befehl angefertigt worden, hatte kommen lassen, ließ er sie damit von Kopf bis zu Fuß bekleiden und ihren Haaren, so kunstlos sie geordnet sein mochten, den Brautkranz aufdrücken, worauf er die Anwesenden, welche über diesen Vorgang höchst verwundert waren, also anredete: Ihr Herren, dies ist das Mädchen, welches ich zu meiner Frau zu nehmen gedenke, wenn sie mich zum Manne will. Dann wandte er sich zu ihr, welche über sich selbst schamroth und erwartungsvoll dastand, und fragte sie: Griseldis, willst du mich zum Manne? Worauf sie erwiederte: Ja, mein Gebieter. Und ich, fuhr er fort, will dich zu meiner Frau. So verlobte er sich ihr in Gegenwart Aller; dann ließ er sie ein Reitpferd besteigen, und führte sie mit ehrenvoller Begleitung zu seinem Hause. Hier ward die Hochzeit schön und prächtig und das Fest nicht geringer, als ob er die Tochter des Königs von Frankreich gefreit hätte. Die junge Braut schien mit den Kleidern auch Benehmen und Wesen ausgetauscht zu haben und so schön sie war, so gefällig, anmuthig wohlgezogen zeigte sie sich jetzt, so daß sie nicht mehr die Tochter des Janicola

oder eines Schafhirten, sondern irgend eines vornehmen großen Herrn zu sein schien, wodurch sie Jeden in Erstaunen setzte, der sie früher gekannt hatte. Ueberdies aber war sie ihrem Gemahl so gehorsam und dienstbar, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf Erden hielt, und gleicherweise den Unterthanen ihres Gemahls so gütig und liebreich, daß Niemand war, der sie nicht mehr als sich selbst geliebt und ihr gern Ehre erwiesen hätte, indem Alle für ihr Wohl, ihr Glück und ihre Erhebung zu Gott beteten und die, welche sonst zu sagen pflegten, Walther habe wenig Klugheit bewiesen, da er sie zur Frau genommen, nun gestanden, er sei der weiseste und scharfsichtigste Mann von der Welt, da es keinem andern als ihm gelungen sei, ihre hohe Tugend unter der Hülle der Lumpen und des bäurischen Kleides zu entdecken. Und kurz, nicht blos in ihrer Markgrafschaft, sondern überall wußte sie, ehe lange Zeit verlief, von ihrer Tugend und ihren guten Werken reden zu machen und Alles ins Gegentheil zu verkehren, was etwa gegen ihren Gemahl, als er sie zur Frau nahm, gesagt worden war.

Nicht lange hatte sie mit Walther gelebt, als sie schwanger ward und zur rechten Zeit eines Mädchens genas, worüber Walther große Freude bezeigte. Bald nachher aber kam ihm ein anderer Einfall in den Sinn, nemlich durch lange Prüfung und beinah unerträgliche Leiden ihre Geduld in Versuchung zu führen: zu welchem Ende er sie zuerst mit Worten zu stacheln begann, indem er sich unmuthig stellte und sagte, seine Lehnsleute seien ihrer niedern Geburt wegen sehr unzufrieden mit ihr, besonders jetzt, da sie sähen, daß sie Kinder bringe; und besonders seien sie wegen der Geburt einer Tochter unwillig und thäten nichts

denn murren. Als Griseldis diese Worte vernahm, sprach sie, ohne ihre Züge oder ihr Benehmen im Mindesten zu ändern: Mein Gebieter, thu' mit mir was dir zu deiner Ehre und Beruhigung das Beste scheint; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, wie viel weniger ich gelte als jene, und daß ich der Ehre nicht würdig war, zu welcher mich deine Großmuth erhoben hat.

Diese Antwort war Herrn Walther sehr werth, da sie ihm zeigte, daß seine Gattin durch alle die Ehren, die er und Andere ihr erwiesen hatten, nicht hochfährtig geworden sei. Bald darauf, nachdem er der Gattin in allgemeinen Ausdrücken zu verstehen gegeben, seine Lehnsleute wollten das Mädchen, das sie geboren habe, nicht dulden, schickte er einen wohl unterrichteten Diener zu ihr, welcher mit sehr betrübtem Antlitz zu ihr sprach: Herrin, wenn ich nicht sterben will, so muß ich thun, was mein Herr mir befiehlt. Er hat mir befohlen, euer Töchterchen zu nehmen und es . . . ., mehr sagte er nicht. Als die Dame diese Worte vernahm, dem Diener ins Antlitz sah und sich dabei der Worte ihres Gemahls erinnerte, verstand sie wohl, daß er beauftragt sei, das Kind zu tödten. Sogleich nahm sie es daher aus der Wiege, küßte und segnete es, und so weh es ihr im Herzen that, sich von ihm zu trennen, legte sie es doch, ohne die Farbe zu wechseln, dem Diener in den Arm und sprach: Nimm und vollziehe genau, was mein und dein Gebieter dir aufgetragen hat, laß es aber nicht den wilden Thieren und Vögeln zum Raub, es sei denn, daß er es dir ausdrücklich befohlen hätte.

Der Diener nahm das Kind und brachte Herrn Walther Nachricht, was seine Gattin gesagt habe, worauf ihn dieser, über ihre Standhaftigkeit staunend, mit dem Kinde nach

Bologna zu einer Verwandten schickte, welche er bat, es sorgfältig zu erziehen und zu bilden, ohne Jemand zu sagen, wessen Tochter es sei.

Es geschah hierauf, daß Griseldis sich von Neuem schwanger fühlte und zur richtigen Zeit ein männliches Kind gebar, worüber Walther große Freude hatte. Weil ihm aber, was er gethan hatte, noch nicht genügte, durchbohrte er die Gattin mit noch größeren Schmerzen, indem er eines Tages mit zürnendem Antlitz zu ihr sprach: Seit du den Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten nicht mehr Frieden gewinnen, so bitter beklagen sie sich, daß ein Enkel Janicola's nach mir ihr Herr werden soll, daher fürchte ich, wenn ich nicht verjagt werden will, wiederum thun zu müssen, was ich schon einmal gethan habe, und zuletzt werde ich mich wohl gar gezwungen sehen, dich zu verstoßen und eine andere Frau zu nehmen. Griseldis hörte ihn mit geduldigem Muthe an und antwortete nichts, als dies: Mein Gebieter, sinne nur, dich zu befriedigen und deinen Wünschen zu genügen, und sei meinetwegen außer Sorgen, denn für mich hat kein Ding irgend Werth, als so weit ich sehe, daß es dir gefällt.

Wenige Tage darauf schickte Herr Walther in derselben Weise, wie er nach der Tochter geschickt hatte, auch nach dem Knaben, stellte sich wieder, als habe er ihn umbringen lassen, und sandte ihn heimlich, um ihn erziehen zu lassen, nach Bologna, wie es mit der Tochter geschehen war. Bei dieser Gelegenheit zeigte Griseldis kein anderes Gesicht, und sprach kein anderes Wort, als sie bei der Tochter gethan hatte, worüber Herr Walther höchlich erstaunte, und sich selber eingestand, kein anderes Weib vermöge das zu dulden, was sie erduldet habe. Und hätte er sie nicht, so lange

es ihm gefiel, sterblich in die Kinder vergafft gesehen, so würde er geglaubt haben, sie mache sich nichts daraus, während er jetzt überzeugt war, sie thue es als eine verständige Frau. Seine Unterthanen, welche in dem Wahn standen, er habe die Kinder tödten lassen, tadelten ihn sehr und schalten ihn grausam; mit der Frau aber hatten sie das größte Mitleid. Diese erwiederte aber den Frauen, welche ihr über diesen Tod der Kinder Mitleid bezeigten, nichts Anderes, als ihr müsse Alles Recht sein, was dem gefalle, der sie erzeugt habe.

Als aber seit der Geburt des Mädchens mehrere Jahre hingegangen waren, schien es Herrn Walther Zeit, ihre Duldsamkeit der letzten Probe zu unterwerfen, weßhalb er gegen Viele der Seinigen erklärte, er könne es nicht länger ertragen, Griseldis zur Frau zu haben. Er sehe jetzt ein, daß es ein unbedachter Jugendstreich gewesen sei, sie zu nehmen, und daher werde er es nach Kräften bei dem Pabst zu bewirken suchen, daß ihm erlaubt werde, eine andere Frau zu nehmen und Griseldis zu verstoßen. Hierüber ward er zwar von vielen würdigen Leuten bitter zurecht gewiesen, welchen er aber nichts erwiederte, als es könne nicht anders sein.

Als die Frau hiervon hörte und nun gewärtigen mußte, ehstens wieder zu der Hütte ihres Vaters zurückzukehren, um wohl gar wieder, wie sie sonst gethan hatte, die Schafe zu hüten, während sie eine andere Frau im Besitz dessen sehen sollte, den sie mit ganzer Seele liebte, begann sie sich innigst zu betrüben, entschloß sich aber, wie sie die übrigen Unbilden des Geschicks ertragen habe, so auch noch diese mit unverwandtem Angesicht zu überstehen.

Nicht lange nachher ließ Herr Walther nachgemachte Briefe aus Rom anlangen und spiegelte seinen Unterthanen

vor, der Pabst habe ihm darin nachgelassen, eine andere Frau zu nehmen und Griselden zu verstoßen. Diese ließ er also vor sich kommen und sprach in Anwesenheit vieler Zeugen zu ihr: Frau, mit Erlaubniß des Pabstes kann ich eine andere Gattin nehmen und dich verstoßen, und weil nun meine Vorfahren edle und große Herren, die deinigen aber stets Bauern gewesen sind, so will ich nicht, daß du länger meine Gemahlin sein sollst, sondern mit der Mitgift, die du mir zugebracht hast, kehre zu Janicolas Hütte zurück, während ich eine andere, für mich passendere, die ich schon gefunden habe, heimführen will.

Als dies Griseldis vernahm, hielt sie nicht ohne große Mühe, und weit über die Natur der Weiber hinaus, die Thränen zurück und erwiederte: Mein Gebieter, ich erkannte stets, daß meine niedere Geburt sich in keiner Weise zu euerm Adel schicke; was ich bei euch gewesen bin, dafür fühlte ich mich immer euch und Gott dankbar verpflichtet, betrachtete es nie als ein Geschenk, das ich mir aneignen dürfe, sondern sah es nur für mir geliehen an. Gefällt es euch nun, es zurückzufordern, so muß es auch mir gefallen, es zurückzugeben. Hier ist der Ring, mit welchem ihr euch mir verlobtet, nehmt ihn zurück. Ihr befehlt mir, das Heirathsgut mitzunehmen, das ich euch zubrachte; dies zu thun, werdet ihr keines Zahlmeisters, noch ich einer Börse oder eines Saumrosses bedürfen, denn ich habe noch nicht vergessen, daß ihr mich nackt empfinget. Und wenn ihr es für recht haltet, daß dieser Leib, in welchem ich die Kinder getragen habe, die ihr gezeugt hattet, Aller Augen ausgesetzt werde, so will ich auch nackt von dannen gehen, ich bitte euch aber, mir als Preis der Jungfrauschaft, die ich euch zubrachte, und nicht mit hinwegnehme, zu erlauben, wenigstens ein Hemde über meine Mitgift mit hinwegnehmen zu dürfen.

Herr Walther, der mehr zum Weinen als zu allem Andern Lust hatte, hielt doch mit unerweichtem Antlitz Stand und sprach: So nimm denn ein Hemde mit hinweg. Die Umstehenden baten ihn, ihr wenigstens ein Kleid zu schenken, damit man Diejenige, welche dreizehn Jahre und länger seine Gattin gewesen sei, nicht so ärmlich und schmählich aus seinem Hause gehen sähe, wie es geschehen würde, wenn sie im Hemde ginge. Aber alle Bitten waren vergebens, und so verließ denn Griseldis, nachdem sie Alle Gott empfohlen hatte, im bloßen Hemde, baarfuß und baarhaupt sein Haus und kehrte unter Weinen und Wehklagen Aller, die es sahen, zu ihrem Vater zurück. Janicola, der es nie für möglich gehalten hatte, daß Herr Walther seine Tochter wie eine rechtmäßige Gattin behandeln werde und daher von Tag zu Tag diesem Fall entgegensah, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, welche sie an dem Morgen abgelegt, als Walther sich ihr verlobte: diese holte er hervor; sie legte sie an und gab sich nun wieder den geringfügigen Dienstleistungen im väterlichen Hause, wie sie es früher gewohnt gewesen, hin, den heftigen Angriff des feindlichen Geschicks mit starker Seele ertragend.

Als Walther dies ausgeführt hatte, gab er bei den Seinigen vor, er habe die Tochter eines der Grafen von Panago gefreit, ließ zu der Hochzeit große Zurüstungen machen und schickte dann nach Griseldis, damit sie zu ihm käme. Als diese erschien, sprach er zu ihr: Ich führe nun die Braut heim, der ich mich neuerdings verlobt habe, und möchte ihr bei ihrer ersten Ankunft gern Ehre bezeigen; du weißt aber, daß ich keine Weiber im Hause habe, welche die Zimmer auszuschmücken und vieles Andere zu besorgen wissen, was zu solchen Festen gehört: darum bringe du, die sich am besten auf diese häuslichen Dinge versteht, Alles

in Ordnung, was hier zu thun ist, und laß die Frauen dazu einladen, welche du willst, und empfange sie, als ob du hier noch Herrin wärst; hernach, wenn die Hochzeit vorüber ist, magst du zu deinem Hause zurückkehren.

Obgleich diese Worte alle gleich Messern in Griseldis Herz schnitten, welches der Liebe, die es zu ihm gehegt, nicht so leicht als der Gunst des Glücks hatte entsagen können, gab sie doch zur Antwort: Mein Gebieter, ich bin fertig und bereit. Sie betrat also in ihren groben Romagnakleidern das Haus wieder, das sie erst kürzlich im bloßen Hemde verlassen hatte, fing hier an die Gemächer zu fegen und in Ordnung zu bringen, Wand- und Sitzteppiche auszuspreiten, die Küche zu besorgen und zu Allem, als wäre sie die geringste Magd des Hauses, hülfreiche Hand zu leisten und davon ließ sie nicht eher ab, bis Alles bereit und in Ordnung war, wie es sich geziemte. Als dies geschehen war, ließ sie in Walthers Namen alle Frauen der Umgegend einladen und begann das Fest zu erwarten. Als nun der Hochzeittag erschien, empfing sie zwar in ihren ärmlichen Kleidern, doch mit dem Anstand und dem Wesen einer Dame, alle Frauen, die am Hofe erschienen, mit heiterm Angesicht.

Herr Walther, der seine Kinder in Bologna sorgfältig von der Verwandten hatte erziehen lassen, welche im Hause der Grafen von Panago vermählt war, und dessen Tochter jetzt in ihrem zwölften Jahre und das schönste Wesen war, das man je gesehen, während der Knabe erst sechs Jahre zählte, hatte inzwischen nach Bologna zu seinem Verwandten geschickt und ihn bitten lassen, doch mit seiner Tochter und seinem Sohn nach Salutz zu kommen und es so einzurichten, daß er eine ehrenvolle und glänzende Begleitung mit sich führe; dabei möge er zu Allen sagen, er

führe ihm das Mädchen zur Frau zu, Niemand aber das Geringste davon wissen lassen, daß es sich anders verhalte.

Der Edelmann that wie ihm der Markgraf geboten, machte sich auf den Weg und erreichte nach einigen Tagen mit dem Mädchen, ihrem Bruder und einer ehrenvollen Begleitung zur Stunde des Imbisses Salutz, wo er die Einwohner und viele aus der Nachbarschaft versammelt fand, welche die neue Braut Walthers erwarteten. Als diese von den Frauen empfangen und in den Saal geführt wurde, wo die Tische errichtet waren, trat Griseldis, so wie sie war, ihr mit festem Angesicht entgegen und sprach: Willkommen sei meine Gebieterin.

Die Frauen, welche Herrn Walther viel, aber vergebens gebeten hatten, daß er Griseldis entweder in ihrer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von den Kleidern leihen möge, die einst die ihrigen gewesen, damit sie doch nicht so vor seinen Gästen erscheinen dürfe, wurden nun zu den Tischen geführt, wo man anfing, sie zu bedienen. Das Mädchen wurde von Jedermann betrachtet und Alle gestanden, Walther habe einen guten Tausch gethan; unter Andern rühmte Griseldis sie sehr, sowohl sie als ihren Bruder.

Walther, welcher nun von der Geduld seiner Gattin so viel Proben gesehen zu haben meinte, als er nur wünschen mochte, und wohl erkannte, daß so unerhörte Vorgänge sie nicht im Geringsten verändert hatten, welches er aber ihrer Beschränktheit nicht zuschreiben durfte, da er ja ihren Verstand kannte, hielt es nun endlich an der Zeit, sie den bittern Gefühlen zu entreißen, welche sie, wie er nicht zweifelte, unter dem festen Antlitz verbarg. Er ließ sie also vor sich kommen und redete sie lächelnd in Aller Gegenwart so an: Nun, wie gefällt dir unsere neue Braut? Mein Gebieter, antwortete Griseldis, sie gefällt mir sehr wohl

und wenn sie, was ich gern glaube, so verständig als schön ist, so zweifle ich nicht, daß ihr mit ihr als der glücklichste Herr von der Welt leben werdet; darum aber bitte ich euch, so viel ich kann, ihr die Schmerzen zu ersparen, welche ihr eurer ersten Gattin verursachtet, denn ich glaube kaum, daß sie im Stande wäre, sie zu ertragen, theils, weil sie noch sehr jung ist, theils, weil sie in Gemächlichkeit aufgewachsen ist, während jene von Jugend auf beständigen Mühen unterworfen war.

Als Herr Walther sah, daß sie in der festen Ueberzeugung, jene sei seine Gattin, dennoch in allen Dingen nur gut von ihr rede, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sprach: Griseldis, es ist endlich Zeit, daß du den Lohn deiner langen Geduld erndtest, und daß Alle, die mich bisher für grausam und unmenschlich gehalten haben, erfahren, wie Alles, was ich that, zu einem vorausgesehenen Zweck geschah, denn ich wollte dich lehren Frau zu sein, Jene lehren Frauen zu wählen und zu halten und mir selbst, so lange ich mit dir zu leben hätte, eine beständige Ruhe verschaffen. Daß mir dies nicht gelingen werde, hatte ich, als ich heirathete, große Furcht. Um nun eine Probe davon zu haben, kränkte und schmerzte ich dich auf alle die Weise, die dir erinnerlich ist. Und weil ich nun niemals bemerkt habe, daß du dich in Worten oder Werken von meinem Willen entfernt hättest, und nun überzeugt bin, daß ich mit dir das Glück genießen kann, das ich mir wünschte, so gedenke ich dir jetzt in einer Stunde Alles das zurückzugeben, was ich dir Jahre lang vorenthielt und mit der höchsten Freude die Schmerzen zu vergütigen, die ich dir verursachte. Somit empfange denn mit frohem Herzen diese, welche du für meine Braut hieltest, und ihren Bruder, als deine und meine Kinder. Es sind dieselben, von welchen du und viele andere

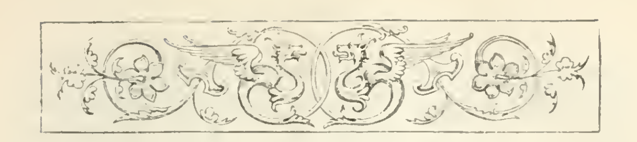
lange Zeit geglaubt haben, daß ich sie grausamer Weise hätte umbringen lassen; ich aber bin dein Gemahl, der dich über Alles in der Welt liebt und sich rühmen zu dürfen glaubt, daß wohl Niemand auf Erden mehr Ursache hat, mit seiner Gattin zufrieden zu sein. Mit diesen Worten umarmte und küßte er sie, dann erhob er sich mit ihr, die vor Freude weinte, und beide begaben sich zu dem Sitze ihrer Tochter, die über das Gehörte ganz erstaunt war. Sie umarmten sie zärtlich, so wie ihren Bruder, und enttäuschten sie und Alle, welche hier zugegen waren. Hocherfreut erhoben sich nun die Damen vom Tische, traten mit Griseldis in ein Seitengemach, entkleideten sie hier unter bessern Vorzeichen ihrer groben Gewänder, legten ihr eins ihrer eigenen stattlichen Kleider an und führten sie als Dame, welches sie freilich auch in den Lumpen geschienen hatte, wieder in den Saal. Hier gab sie sich der Freude an ihren Kindern hin, während alle Anwesenden über diesen Ausgang höchst vergnügt waren, so daß sie die Feste und Lustbarkeiten vervielfachten und noch auf mehrere Tage ausdehnten; Herrn Walther hielten sie nunmehr für einen weisen Mann, obgleich ihnen die Proben, welchen er seine Gattin unterworfen hatte, allzuschwer und bitter schienen; vor Allem aber priesen sie Griseldis als weise und verständig.

Nach einigen Tagen kehrte der Graf von Panago nach Bologna zurück und Walther enthob nun auch den alten Janicola seiner Feldarbeit und richtete ihn wie seinen Schwiegervater ein, so daß er geehrt und in großer Zufriedenheit lebte und so sein Alter beschloß. Er selbst aber verheirathete nicht lange nachher seine Tochter ehrenvoll, und lebte dann mit Griseldis, die er stets aus allen Kräften liebte und schätzte, ein langes und glückliches Leben.

III.

Novellen des Sacchetti.





1.

Lob und Tadel.

Der alte König Eduard von England war ein Fürst von großem Ruhm und vieler Tapferkeit und dabei so verständig, als man aus folgender Geschichte zum Theil erkennen mag. Es lebte nemlich zu seinen Zeiten zu Linari im Enzethal in der Grafschaft Florenz ein Siebmacher mit Namen Parcittadino. Diesem kam es in den Sinn, die Siebmacherei an den Nagel zu hängen und Hofmann zu werden, in welchem Gewerbe er auch bald hübsche Erfahrung gewann. Während er sich so in den höfischen Künsten versuchte, entstand in ihm ein lebhafter Wunsch, den besagten König Eduard zu besuchen und dies nicht ohne Grund, sondern weil er gar viel Rühmens von seiner Großmuth und Milde, insonderheit gegen seines Gleichen, vernommen hatte.

In solchen Gedanken machte er sich eines Tages auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er England und die Stadt London erreichte, wo der König sich aufhielt. Er betrat den königlichen Palast, schritt durch Thüren und Thore und gelangte in den Saal, wo der König Hof zu halten pflegte, und fand ihn mit seinem Haushofmeister im

Schachspiel vertieft. Parcittadino näherte sich dem Könige, kniete nieder und grüßte ihn ehrfurchtsvoll; der König nahm aber noch nicht mehr Rücksicht auf ihn, als bei seinem ersten Eintreten, ja er schien ihn nicht zu bemerken und Parcittadino verblieb eine geraume Zeit in dieser Stellung. Da er aber sah, der König achte nicht auf ihn, erhob er sich wieder und begann zu sprechen: Gesegnet sei der Tag und die Stunde, die mich dahin geführt haben, wohin mich immer verlangte, nemlich zu dem Anblick des edelsten, weisesten und tapfersten Königs der gesammten Christenheit, denn nun darf ich mich vor allen meines Gleichen brüsten, da mir die Ehre zu Theil geworden ist, die Blume aller Könige zu schauen. O welcher Gnade hat das Glück mich gewürdigt! Wenn ich des heutigen Tages zum Sterben käme, so würde ich mit freudigem Herzen den letzten Schritt thun, sintemalen ich jene durchlauchtige Krone von Angesicht zu Angesicht schaue, die wie das Eisen, der Magnet die ganze Welt an sich zieht, und mit dem Wunsch erfüllt, ihrer Glorie ansichtig zu werden.

Kaum hatte Parcittadino seine Rede so weit hinausgeführt, als der König sich vom Spiel erhob, den Parcittadino ergriff, ihn zur Erde riß und ihm mit Faustschlägen und Fußtritten so begegnete, daß er ihn garstig zurichtete. Als der König das gethan hatte, kehrte er ruhig zu seinem Schachspiel zurück.

Ganz bestürzt erhob sich Parcittadino von der Erde; kaum wußte er noch, wo er sich befand; und fast bedäuchte ihn nun, er habe so manchen Schritt vergebens gethan und auch das Lob an den König verschwendet. So stand er wie ein Sinnloser und wußte nicht, was er beginnen sollte. Endlich faßte er sich ein Herz und wollte den Versuch machen,

ob es ihm vielleicht besser ausschlüge, wenn er dem Könige ganz entgegengesetzte Dinge sagte, da ihm das Lob so übel aufgenommen worden war. Er hub also an und sprach: Verwünscht sei der Tag und die Stunde, die mich an diesen Ort geführt haben! Ich glaubte, ich sei gekommen, einen edeln König zu schauen, wie der Ruf ihn pries, und bin gekommen, einen bösen König zu sehen; ich glaubte, ich sei gekommen, einen weisen und verständigen König zu sehen und bin zu einem unerkenntlichen und undankbaren gekommen, zu einem boshaften Könige, der aller Ungerechtigkeit voll ist; ich glaubte, ich sei gekommen, einen heiligen und gerechten Fürsten zu begrüßen, und bin zu einem gekommen, der Gutes mit Bösem vergilt, denn das beweist der Augenschein, da er mich Armseligen, der ihn ehrte und lobpries, so zugerichtet hat, daß ich nicht weiß, ob ich je wieder ein Sieb werde machen können, wenn ich einst zu meinem Handwerk sollte zurückkehren müssen.

Bei diesen Worten erhob sich der König zum Zweitenmal, und noch heftiger als zuvor, trat an die Thüre und rief einen seiner Hofdiener. Als dies Parcittadino sah, da kann man sich denken, welcher Schreck ihn ergriff: er schien eine zitternde Leiche und zweifelte nicht, der König werde ihn hinrichten lassen; denn als er sah, daß er jenen Hofdiener herbeirief, bildete er sich ein, er rufe einen Schergen, der ihn ans Kreuz schlagen solle. Als aber der Hofdiener kam, sprach der König zu ihm: Gehe hin, und gieb diesem Manne das und das meiner Staatskleider, und bezahle ihn damit für die Wahrheit, die er mir gesagt hat, denn für seine Lügen habe ich ihn schon selber ausbezahlt. Der Hofdiener ging eilends und brachte dem Parcittadino eines der schönsten königlichen Kleider, mit so viel Perlen und

edeln Steinen an den Knöpfen, daß es, die Fußtritte und Faustschläge, die er empfangen hatte, ungerechnet, wohl dreihundert Gulden und darüber werth war. Parcittadino, welcher gleich argwöhnte, daß dies Kleid keine Schlange, noch ein Basilisk sei, und ihn also nicht beißen werde, nahm es blindlings an; dann faßte er wieder Muth, legte es sich an und stellte sich so dem Könige vor, indem er sprach: Gnädiger Herr, wenn ihr mich für meine Lügen immer so bezahlen wollt, so werde ich selten die Wahrheit sprechen.

Als sich der König eine Weile an ihm belustigt hatte und er des Aufenthalts am Hofe überdrüßig wurde, nahm er Urlaub und reiste nach der Lombardei zurück, wo er die Höfe aller Herren besuchte und diese Geschichte erzählte, welche ihm hier mehr als noch einmal dreihundert Gulden einbrachte, womit er nach Toscana zurückkehrte, und in Linari seine armen, in saurer Arbeit ganz verkommenen Verwandten vom Siebmachergewerbe in seinem Staatskleide besuchte. Diese machten große Augen; er aber sprach zu ihnen:

Am Boden keucht' ich unter Schläg= und Tritten,
Eh ich in England dieses Kleid erstritten.

2.

Der Müller und der Abt.

Bernabo, Herr von Mailand, war zu seiner Zeit gefürchteter, als irgend ein anderer Fürst, und obgleich er grausam war, so besaß er doch dabei einen guten Theil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, daß er einen reichen Abt, welcher

die Nachlässigkeit begangen hatte, zwei Herrn Bernabo gehörige Doggen nicht recht zu halten, so daß diese rändig geworden waren, zu einer Geldbuße von viertausend Spezies-thalern verurtheilte. Als der Abt dies Urtheil vernahm, fing er an um Gnade zu flehen. Aber Bernabo antwortete: Wenn du mich über vier Dinge ins Klare setzest, so will ich dir ganz und gar vergeben. Diese vier Dinge, die du mir sagen sollst, sind folgende:

Wie weit ist es von hier bis zum Himmel?
Wie viel Wasser enthält das Meer?
Was machen sie in der Hölle?
Wie viel bin ich werth?

Als der Abt diese Aufgaben hörte, fing er an zu seufzen, und es schien ihm, als wäre er nun schlimmer daran als zuvor. Um indeß Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn sich abkühlen zu lassen, sagte er, er möge ihm gnädigst eine Frist verstatten, um so hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm den ganzen folgenden Tag Bedenkzeit, und begierig, den Ausgang der Geschichte zu hören, verlieh er ihm sicheres Geleit zur Rückkehr. Gedankenvoll und sehr tiefsinnig kehrte der Abt zu seiner Abtei zurück und keuchte wie ein Pferd, wenn es scheu wird. Daselbst angelangt, begegnete er einem seiner Müller; als der ihn so niedergeschlagen sah, fragte er: Was ist euch, Herr, daß ihr so keucht? Der Abt antwortete: Ich habe wohl Ursache, denn der Fürst ist gutes Willens, mich dem Teufel in den Rachen zu jagen, wenn ich ihn nicht über vier Dinge ins Klare setze, die selbst Salomon und Aristoteles zu hoch gewesen wären. Und was sind das für Dinge? fragte der Müller. Der Abt sagte es ihm. Darauf sprach der Müller nach einigem Nachsinnen zum Abte: Wenn es

euch recht ist, so will ich euch wohl aus dieser Verlegenheit helfen. Wollte Gott, sprach der Abt. Gott und alle Heiligen, sprach der Müller, werden es, denk' ich, schon wollen. Da begann der Abt, der nicht wußte wie ihm geschah, und sprach: Wenn du das ausrichtest, so nimm dir von mir, was du willst, denn nichts in der Welt kannst du von mir fordern, das ich dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist. Der Müller versetzte: Dies will ich euerm Belieben überlassen. Wie willst du es aber anfangen, fragte der Abt? Herr antwortete der Müller, ich will mir euern Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheren und morgen früh bei guter Zeit vor Herrn Bernabo treten und sagen, ich sei der Abt, und alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, daß ich denke, er soll zufrieden sein.

Der Abt konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Am andern Morgen begab sich also der Müller zum Abt und machte sich bei guter Zeit auf den Weg. Als er an dem Thor anlangte, wo der Herr innen wohnte, klopfte er an und sagte, der und der Abt wolle dem Herrn auf gewisse Dinge antworten, die er ihm aufgegeben. Der Herr, begierig zu hören, was der Abt sagen könne, und verwundert, daß er so bald wieder da war, ließ ihn herbeirufen. Der Müller trat vor ihn, stellte sich ein wenig in den Schatten, machte seine Verbeugung, strich mit der Hand öfters über das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid sagen könne, die er ihm aufgegeben, antwortete er: Ja, Herr. Ihr fragtet mich erstlich: Wie weit es von hier bis zum Himmel ist?

Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechs und dreißig Millionen und acht

hundert vier und fünfzig tausend zwei und siebzig und eine halbe Meile und zwei und zwanzig Schritte. Der Herr sprach: Du hast es sehr genau angesehen. Wie aber beweisest du das? Laßt es ausmessen, antwortete er, und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen.

Zum Andern fragtet ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält. Dies ist mir sehr sauer geworden herauszubringen, denn es steht nicht fest und kommt immer neues hinzu; aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünf und zwanzig tausend neunhundert und zwei und achtzig Millionen Stückfaß, sieben Anker, zwölf Kannen und zwei Becher sind. Da sprach der Herr: Wie weißt du das? Der Müller antwortete: Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn ihr es nicht glaubt, so laßt Anker holen und es nachmessen. Befindet ihr es anders, so laßt mich viertheilen.

Drittens fragtet ihr mich, was sie in der Hölle machen? In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder als ihr hier auf Erden. — Welchen Beweis hast du dafür? — Er antwortete: Ich habe einmal einen gesprochen, der da gewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt: wenn ihr es also nicht glaubt, so schickt hin und laßt nachsehen.

Viertens endlich fragtet ihr mich, wie viel ihr werth seid, und ich sage neun und zwanzig Silberlinge. Als Herr Bernabo dies hörte, wandte er sich voller Wuth zu ihm und sagte: Daß dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf? Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort: Herr, vernehmt erst den

Grund. Ihr wißt, daß unser Herr Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde: ich rechne, daß ihr einen Silberling weniger werth seid als er.

Als dies Herr Bernabo hörte, ward es ihm auf einmal deutlich, daß dies der Abt nicht wäre. Er sah ihm starr ins Gesicht und überzeugt, daß dies ein Mann von viel höhern Einsichten sei, als der Abt, sprach er dreist: Du bist nicht der Abt. Man kann sich den Schrecken denken, welchen der Müller hatte. Er warf sich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Knie, bat um Gnade und gestand dem Herrn, daß er der Müller des Abts sei und wie und warum er in dieser Verkleidung vor seine Hoheit gekommen, und Alles dies mehr um ihm einen Spaß zu machen, als aus böser Absicht. Als dies Herr Bernabo vernahm, sprach er: Wohlan denn, da er dich zum Abt gemacht hat, und du mehr werth bist als er, so will ich dich beim Namen Gottes darin bestätigen. Du sollst also hinfort der Abt sein und er der Müller; auch sollst du alle Einkünfte des Klosters haben, und er die der Mühle. Und so mußte es gehalten werden, so lange er lebte, daß der Abt Müller war und der Müller Abt.

Einige haben berichtet, diese oder eine ähnliche Geschichte sei dem Pabst . . . . begegnet, welcher einem Abt zur Buße eines begangenen Fehls die Aufgabe gestellt habe, die vier oben genannten Fragen zu beantworten und noch eine darüber, nemlich, welches das merkwürdigste Ereigniß sei, das ihm im Leben begegnet wäre? Der Abt bat um Frist, kehrte nach der Abtei zurück, versammelte hier alle Mönche und Klosterverwandten bis auf den Koch und den Gärtner, erzählte ihnen, welche Fragen er dem Pabst beantworten solle, und bat sie um Rath und Beistand. Da standen sie

Alle wie unsinnig da und wußten nicht, was sie antworten sollten. Als aber der Gärtner sah, daß sie Alle verstummten, hub er an: Herr Abt, da diese hier Alle kein Wort hervorbringen, so will ich der sein, der redet und handelt. Ich hoffe euch aus dieser Verlegenheit zu helfen, gebt mir aber eure Kleider, daß ich als Abt vor ihm erscheinen kann, und laßt diese Mönche mir folgen. So geschah es, und als sie vor den Pabst kamen, sagte er, der Himmel sei dreißig Schrei hoch. Vom Wasser des Meeres sagte er: Laßt die Mündungen der Ströme erst verstopfen, die hineinfallen, dann wird es zu ermessen sein. Den Werth seiner Person schätzte er auf acht und zwanzig Silberlinge, denn er rechne ihn zwei Silberlinge geringer an als Christus, dessen Statthalter er sei. Das merkwürdigste Ereigniß seines Lebens, sagte er, sei gewesen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden; und in dieser Würde wurde er bestätigt.

3.

Die drei Gebote des Vaters.

In Siena lebte vor Zeiten ein reicher Bürger, der einen einzigen, etwa zwanzigjährigen, Sohn hatte, welchem er, als er zu sterben kam, unter andern Vorschriften die drei folgenden gab: Erstens, nie mit Jemanden so viel zu verkehren, daß er diesem zum Ueberdruß werde; zweitens, wenn er eine Waare oder sonst etwas gekauft habe, woran er einen Gewinn machen könne, so solle er diesen hinnehmen und auch noch Andern Gewinn daran übrig lassen; drittens, wenn er ein Weib nehme, so solle er eins aus der nächsten

Nachbarschaft wählen, und wenn dies nicht sein könne, lieber eins aus seinem eigenen Lande, als aus andern entlegenen. Der Vater starb und der Sohn hinterblieb mit diesen drei Vorschriften.

Lange Zeit hatte dieser Jüngling mit einem aus dem Hause der Forteguerra verkehrt, welcher stets ein Verschwender gewesen war und jetzt einige mannbare Töchter hatte. Seine Verwandten setzten ihn täglich wegen seines Aufwandes zur Rede, es half aber nichts. Nun geschah es, daß jener Forteguerra eines Tages für unsern Jüngling und mehrere andere ein herrliches Gastmahl bereiten ließ, als seine Verwandten ihn deshalb vornahmen und sprachen: Was thust du, Unglücklicher? Willst du dem aufs Gerathewohl noch zugeben, der ein so großes Vermögen geerbt hat, und dem du täglich die Ausstattung zahlst für deine mannbaren Töchter? Sie sprachen so lange, bis Jener wie verzweifelt aus dem Hause ging, alle Speisen, die in der Küche bereitet wurden, wieder abbestellte, dann eine Zwiebel nahm, sie auf die schon gedeckte Tafel legte und den Befehl hinterließ, wenn der bewußte junge Mann zu Tische käme, so solle man ihm sagen, er möge die Zwiebel essen, denn es sei nichts anders da und Forteguerra speise nicht daheim.

Als die Essensstunde kam, begab sich der Jüngling nach dem Hause, zu welchem er geladen war, und als er in den Saal trat, fragte er die Gattin seines Freundes nach ihm. Diese antwortete, er sei nicht zu Hause und speise nicht daheim; er habe aber hinterlassen, wenn er käme, so solle er jene Zwiebel essen, denn anders sei nichts da. Bei diesem Gerichte gedachte der Jüngling des ersten Gebots seines Vaters, und wie übel er dasselbe befolgt habe; nahm die Zwiebel, umwickelte sie mit einem Bindfaden und hing sie an die Decke des Saals, in welchem er zu speisen pflegte.

Nicht lange darauf kaufte er ein Reitpferd für funfzig Goldgulden, und einige Monate nachher konnte er es für neunzig verkaufen, wollte es aber nicht lassen, sondern sagte, er müsse hundert dafür haben. Dabei blieb es; eines Nachts aber ward das Pferd von Schmerzen überfallen und starb daran. Als dies der Jüngling bedachte, erkannte er, daß er das zweite Gebot des Vaters übel befolgt habe, schnitt dem Pferde den Schwanz ab und hing ihn an die Decke neben die Zwiebel.

Als er sich hierauf verheirathen wollte, fügte es der Zufall, daß er weder in der Nachbarschaft, noch in ganz Siena ein Mädchen finden konnte, das ihm gefiel, weßhalb er in mehrern Ländern zu suchen begann und zuletzt nach Pisa gelangte, wo er einem Notar begegnete, der früher in Siena Geschäfte gehabt hatte und seines Vaters Freund gewesen war. Daher kannte ihn dieser Notar, nahm ihn sehr freundlich auf und fragte ihn, was er in Pisa für Geschäfte habe? Der Jüngling antwortete, er suche sich ein schönes Mädchen zur Braut, denn in ganz Siena könne er keine finden, die ihm gefiele. Wenn dies ist, entgegnete der Notar, so hat dich Gott hierher gesandt und sollst hier wohl bedient werden, denn ich habe hier ein Mädchen aus dem Hause der Lanfranchi unter den Händen, das schönste, das man je sehen mochte, und hätte wohl Lust, sie zu der deinigen zu machen. Dem Jüngling gefiel es und kaum konnte er die Zeit erwarten, bis er sie zu sehen bekäme. Als er sie aber gesehen hatte, machte er den Handel richtig und verabredete die Zeit, wann er sie nach Siena führen solle.

Dieser Notar war von den Lanfranchi bestochen und das Mädchen unehrbar, denn da sie mit einigen jungen

Pisanern zu thun gehabt, hatte sie nachher nicht mehr Gelegenheit gefunden, sich zu verheirathen, und darum gedachte dieser Notar ihre Verwandten von dieser Last zu befreien und sie dem Sieneser anzuhängen. Er traf also mit ihrer Kammerfrau, welche Frau Bartolomea hieß und vielleicht die Kupplerin gespielt hatte, die nöthige Abrede; denn sie war seine Nachbarin und die junge Braut pflegte mit ihr bald hier bald da ihrem Vergnügen nachzugehen. Als nun Alles in Ordnung und auch für die Begleitung gesorgt war, unter welcher sich auch einige der Jünglinge befanden, welche sie in der Liebe unterrichtet hatten, machten sie sich mit der Braut und dem Bräutigam auf den Weg nach Siena, wohin dieser Boten sandte, um Alles zu ihrem Empfang in Bereitschaft zu setzen.

Als sie auf der Reise waren, zeigte sich einer der Jünglinge, die sich in ihrem Gefolge befanden, so traurig, als ob es sein letzter Gang wäre, denn er bedachte, wie sie nun nach einem fremden Lande verheirathet werde und er ohne sie nach Pisa zurückkehren müsse. Er legte diesen Gram so lange mit Gedanken und Seufzern an den Tag, bis der Bräutigam ihres Einverständnisses gewahr wurde; denn das Sprüchwort hat nicht Unrecht, welches sagt, daß die Liebe und der Husten nicht zu verbergen sind. Kaum hatte er dies bemerkt, als er argen Verdacht schöpfte und nicht eher ruhte, bis er völlig erkannt hatte, von welchem Gewicht das Mädchen sei und wie der Notar ihn verrathen und betrogen habe. Als sie daher nach Staggia gelangten, bediente er sich folgender List. Er äußerte, er wolle zu guter Zeit zu Nacht speisen, weil er am Morgen vor Tagesanbruch nach Siena eilen wolle, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; welches er so sagte, daß der verliebte junge Mann

es hören konnte. Die Kammern, in welchen sie die Nacht über schliefen, lagen dicht neben einander; in der einen schlief der Bräutigam, in der andern die Braut mit der Kammerfrau und in der dritten zwei junge Männer, von welchen der eine feine Ohren genug gehabt hatte, die Aeußerung des Sienesers aufzufangen.

Am Morgen nun erhob sich der Bräutigam etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, um, wie er zu verstehen gegeben hatte, nach Siena vorauszueilen Er ging hinunter, setzte sich zu Pferde und ritt etwa vier Büchsenschüsse weit gegen Siena, worauf er die Zügel wandte und im langsamen Schritt nach Staggia zurückritt. Er näherte sich leise der Herberge, band sein Pferd an einem Thürringe fest und ging hinauf nach dem Saale. Hier trat er an die Thüre der Kammer, worin die Braut schlief, lauschte leise und überzeugte sich, daß sie den Jüngling bei sich habe, worauf er die schlecht verriegelte Thüre erbrach und hineintrat. Dann ging er sacht zu dem Bettspinde, suchte nach einem der Kleidungsstücke des Jünglings und fand dessen Beinkleider. Die in dem Bette bemerkten ihn nicht oder stellten sich aus Furcht, als schliefen sie. Er aber nahm die Beinkleider, verließ die Kammer, eilte die Stiege hinab, setzte sich mit den Beinkleidern zu Pferde und eilte nach Siena. Als er nun nach Hause kam, hing er sie an die Decke neben die Zwiebel und den Pferdeschwanz.

Am andern Morgen erhob sich in Staggia die Braut mit ihrem Liebhaber. Der Jüngling aber, der seine Beinkleider nicht fand, setzte sich ohne dieselben mit der übrigen Gesellschaft zu Pferde und ritt gen Siena. Sie erreichten das Haus, wo die Hochzeit sein sollte, und stiegen ab. Als sie sich nun zu einem Gabelfrühstück unter die drei

aufgehängten Dinge setzten, wurde der Jüngling gefragt, was sie bedeuteten? Er antwortete: Ich will es euch sagen und bitte euch Alle, mir zuzuhören. Es ist nicht lange her, daß mein Vater starb, und mir drei Gebote hinterließ. Das erste lautete so und so — und deßhalb nahm ich diese Zwiebel und hängte sie hier auf. Zweitens befahl er mir so und so, und auch hierin gehorchte ich ihm nicht, und als das Pferd starb, schnitt ich ihm den Schwanz ab und befestigte ihn hier an der Decke. Zum dritten befahl er mir, so nahe als möglich in der Nachbarschaft zu heirathen: ich aber nahm mir kein Weib aus der Nähe, sondern ging bis nach Pisa und nahm dieses Mädchen, weil ich glaubte, sie sei, was alle sein sollten, die sich verheirathen, eine Jungfrau. Unterwegs aber lag der junge Mann, welcher hier sitzt, in der Herberge bei ihr; ich kam leise zu ihnen, fand seine Beinkleider, nahm sie mit mir und befestigte sie hier an der Decke, und wenn ihr mir nicht glaubt, so sucht bei ihm darnach, denn er trägt keine. Und so befand es sich. Nach Tische also, fuhr er fort, nehmt ihr dieses gute Mädchen und begebt euch wieder nach der Heimath, denn ich will sie nicht wieder sehen, geschweige denn Hochzeit mit ihr machen. Dem Notar, der mir guten Rath gab, die Heirath stiftete, und den Vertrag zu Papiere brachte, mögt ihr sagen, er solle einen Spinnrocken damit bekleiden. Und so geschah es.

4.

Das Vermächtniß.

Als Basso Della Penna zu sterben kam, war es eben Sommerzeit und die Sterblichkeit in Ferrara so groß, daß

die Frau es nicht wagte, sich dem Manne zu nahen, und der Sohn den Vater vermied, der Bruder den Bruder, indem diese Krankheit, wie jeder weiß, der sie gesehen hat, sich sehr leicht mittheilte. Nun wollte er ein Testament machen und ließ, da er sich von allen den Seinigen verlassen sah, den Notar niederschreiben, seine Kinder und Erben sollten verpflichtet sein, alle Jahre am St. Jakobstag im Julimonat einen Scheffelkorb reifer Birnen an einem von ihm bezeichneten Orte den Fliegen zu geben. Als nun der Notar sagte: Basso, mußt du noch Scherz treiben? versetzte er: Schreibt, wie ich euch sage, denn in dieser meiner Krankheit haben mich alle Freunde und Verwandten verlassen und nur die Fliegen sind mir getreu geblieben. Da ich ihnen nun so verbunden bin, so würde ich nicht hoffen dürfen, bei Gott Gnade zu finden, wenn ich mich ihnen nicht dankbar erwiese. Und damit ihr seht, daß ich nicht scherze, sondern im Ernst rede, so schreibt, wenn dies nicht alle Jahre geschehe, so sollten meine Kinder enterbt sein, und mein ganzes Eigenthum einer milden Stiftung zufallen. Zuletzt sah sich der Notar genöthigt zu schreiben, wie er es haben wollte.

5.

Gonnellas Heimkehr.

Der Markgraf Obizzo von Ferrara befahl eines Tages seinem Hofnarren Gonnella, entweder, weil dieser etwas wider ihn verbrochen hatte, oder weil er sich einen Spaß mit ihm zu machen gedachte, mit ausdrücklichen Worten, er

solle sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr betreffen lassen, widrigenfalls ihm das Haupt abgeschlagen werde. Kaum hatte dies Gonnella vernommen, so begab er sich nach Bologna, miethete sich einen Rollwagen, füllte denselben mit bolognesischer Erde an, und nachdem er mit dem Wagenführer über den Preis einig geworden war, bestieg er denselben und kehrte auf diesem Rollwagen zurück vor den Markgrafen Obizzo. Als dieser den Gonnella in solcher Weise zurückkehren sah, wunderte er sich und sprach: Gonnella, habe ich dir nicht verboten, meinen Grund und Boden wieder zu betreten, und nun wagst du es auf einem Rollwagen vor mir zu erscheinen? Was soll das heißen? Verachtest du meine Gebote? Zugleich befahl er seiner Dienerschaft ihn zu verhaften. Aber Gonnella sprach: Herr, hört mich an, und laßt mir Recht widerfahren, denn wenn ihr findet, daß ich im Unrecht bin, sollt ihr mich an den Galgen hängen lassen. Der Markgraf war neugierig zu hören, was er sagen werde, denn er erwartete wohl, daß es wieder ein frischer Witz sein werde. Er rief also seinen Dienern zu: Verziehet eine Weile, und laßt ihn reden. Da begann Gonnella und sprach: Herr, ihr befahlt mir, euern Grund und Boden nicht mehr zu betreten, weßhalb ich mich eilends nach Bologna begab und diesen Wagen mit bolognesischem Grund und Boden füllen ließ. Diesen betrat und betrete ich noch jetzt und nicht den euern, noch den von Ferrara. Als der Markgraf dies vernahm, nahm er diesen Grund mit großer Ergötzung für gültig an und sprach: Gonnella, du bist eine sinntäuschende Nachtjacke (gonnella), so bunt und schillernd von Farbe, daß mir weder List noch Kunst wider dich aushilft. Bleibe, wo es dir beliebt, denn ich lasse dir den Sieg. Und durch diese spaßhafte List gewann

er die Erlaubniß in Ferrara zu bleiben, schickte den Rollwagen nach Bologna zurück und galt nun noch mehr als zuvor bei dem Markgrafen.

6.

Die kalbende Kuh.

In einer toskanischen Stadt, die ich aus Schonung so wenig als die Amtleute, von welchen die Rede sein soll, irgend zu bezeichnen gedenke, bestand einst und besteht vielleicht noch ein großes von Bürgern besetztes Amtsgericht, welches Macht und Auftrag hatte, alle zwischen Bürgern sowohl als Bauern vorfallenden Streitigkeiten zu schlichten und seinen Urtheilen Vollzug zu geben. Nun hatten zwei reiche Viehhändler einen Rechtsstreit im Betrage von dreihundert Liren und darüber, welcher vor diesem Amte verhandelt werden sollte, und da derselbe nicht so bald entschieden wurde, als der Eine von beiden wünschte, der vielleicht auch fürchtete, es möchte ihm Unrecht geschehen, so gedachte er demjenigen der besagten Amtsrichter, welcher am Meisten gelte, und ihm am Besten Beistand leisten könne, ein Geschenk zu machen. Als er nun Alles wohl überlegt und in Erfahrung gebracht hatte, daß der Richter ein schönes Landgut besitze, welches er aber aus Mangel an baarem Gelde nicht immer mit dem nöthigen Hornvieh zu versehen wisse, so beschloß er, sich ihm anzuvertrauen: ihm einen Besuch zu machen, sich ihm zu empfehlen, damit er ihm die Stange halte und zu seinen Gunsten spreche: ihm auch einen Ochsen zum Geschenk zu machen, deren er eine große

Zahl besaß. Gedacht, gethan. Der gute Mann ließ sich nicht lange bitten und nahm den Ochsen.

Der Andere, der mit dem Geschenkgeber des Ochsen in Streit lag und hiervon nichts wußte, hatte einen ähnlichen Einfall und dachte bei sich selbst: Der und der ist der einflußreichste Mann beim Gerichte; ich möchte ihm wohl ein Geschenk machen, damit er mein Recht unterstützte. Auch erwog er die häuslichen Umstände des Mannes, wie er so schöne Ställe habe um Vieh zu halten und doch aus Mangel am Gelde keins halte u. s. w. Demzufolge begab er sich zu ihm, empfahl ihm seine Sache, schenkte ihm eine Kuh und sprach: Ich hoffe, ihr werdet sie mir zu Liebe in euern Stall stellen. Der Richter nahm sie an, und hatte nun den Ochsen sammt der Kuh, ohne daß der Eine von dem Geschenk des Andern Kunde hatte. Einige Tage nachher aber, als die Viehhändler ihren Streit vor dem Gerichte verhandelten und die Sache sich zu Gunsten des Einen zu wenden schien, welcher den Ochsen geschenkt hatte, sagten die Beisitzer zu dem ihrer Gefährten, welcher der Einflußreichste war: Was dich hierin gutdünkt, dünkt auch uns gut. Der Richter aber schwieg und sprach kein Wort. Als nun der Viehhändler, der dem verstummenden Richter den Ochsen geschenkt hatte, bemerkte, daß er nicht spreche, fuhr er, in der Erwartung, daß er zu seinen Gunsten entscheiden werde, mit der Sprache heraus und sagte: Was sprichst du nicht, Ochse? worauf jener antwortete: Weil die Kuh es nicht zugiebt. Da sah Einer den Andern an: Was sollte das heißen, was Jener sagte? Als sie ihn nun fragten, gab er vor, er habe zu sich selbst gesprochen. Der Richter aber, der von der Kuh gesprochen hatte, erzählte ihnen, es sei eine sprüchwörtliche Redensart bei den Viehhändlern, wenn sie im Rechts-

streit begriffen seien, denjenigen, welcher Recht behalte, Ochs zu nennen, den aber, welcher den Kürzern zöge, Kuh. Es begab sich indeß, wie es auch zugehen mochte, daß derjenige, welcher die Kuh geschenkt hatte, im Streit obsiegte, vielleicht darum, weil die Kuh, die dazumal, als sie geschenkt wurde, trächtig gewesen war, um die Zeit des Urtheilsspruchs ein Kalb geworfen hatte.

7.

Die drei Blinden.

In St. Lorenz bei St. Ursula in der Stadt Florenz wohnten einige Blinden, welche von Almosen lebten. Des Morgens standen sie in aller Frühe auf und der eine ging nach der Wohnung des Nunzius, der andere zum St. Michelsgarten, der dritte sang in den Vorstädten. Zuweilen verabredeten sie sich, nach vollbrachtem Frühwerk beim St. Lorenzthurm zum Imbiß zusammen zu kommen, wo ein Wirth wohnte, der ihresgleichen zu beköstigen pflegte. Eines Tages waren hier ihrer Zweie zu Tische und als sie gegessen hatten, fiel das Gespräch auf ihre Armuth und ihre Errungenschaft, und der eine sprach: Ich erblindete vor etwa zwölf Jahren und habe an tausend Liren erworben. Der andere sprach: O ich armer Unglücklicher, ich bin erst seit so Kurzem erblindet, daß ich nicht mehr als zweihundert Liren zusammen gebracht habe. Und wie lange ist es her, fragte der erste, daß du erblindet bist? Etwa drei Jahre, erwiederte Jener. Darüber kam ein dritter Blinder hinzu, welcher Lazzero da Corneto hieß, und sprach: Gott grüß

euch, lieben Brüder. Jene versetzten: Wer bist du? Lazzero erwiederte: Ich tappe im Finstern wie ihr. Wovon sprecht ihr? fuhr er fort. Sie erzählten ihm, es sei die Rede von ihrem Gewerbe. Da sprach Lazzero: Ich bin blind geboren und wenn ich das Geld noch besäße, das ich erworben habe, ich wäre der reichste Blinde der Maremma. Ich sehe wohl, sagte der dreijährige Blinde, daß ich keinen finde, der nicht bessere Geschäfte gemacht hätte als ich.

Wie sie nun alle drei zusammen saßen, hub der Eine an und sprach: Die vergangenen Jahre lassen wir nun einmal bewenden; wäre es aber nicht klüger, wenn wir für die Zukunft Gemeinschaft machten, und was wir gewinnen, zu gleichem Recht unter uns theilten? Dann würden wir uns immer zusammenhalten und im schlimmsten Fall nur einen Führer gebrauchen. Dieser Vorschlag fand Beifall, sie reichten sich die Hände über den Tisch und beschworen den Bund.

Sie hatten schon einige Zeit in Gemeinschaft gelebt, als ein Schalk, der sie bei Abschließung ihres Bündnisses belauscht hatte, ihnen eines Mittwochs am St. Lorenzthor begegnete und Einem von ihnen einen Pfennig gab mit den Worten: Theilt diesen Groschen unter euch Dreien. Dies setzte er einige Zeit fort, denn so oft er sie an ihren Standplätzen fand, schenkte er ihnen einen Pfennig und sprach: Theilt diesen Groschen unter euch. Eines Tages sprach Einer von ihnen, der diesmal das Almosen in Empfang genommen hatte: Meiner Seele, der Groschen, der uns gegeben worden ist, scheint mir so klein wie ein Pfennig. Die andern versetzten: Wo ist er? Laßt uns doch nicht jetzt schon anfangen uns zu betrügen. Jener erwiederte: Wie kann ich euch betrügen! was mir gegeben wird, stecke

ich in den Beutel, wie ihr auch thut. Brüder, mahnte Lazzero, die Rechtschaffenheit ist eine schöne Sache. Dabei blieb es für diesmal, sie fuhren fort zu sammeln und machten aus, alle acht Tage den Gewinn zusammen zu schießen und nach Dritteln zu theilen. Einige Tage nachher, in der Mitte des Augusts, entschlossen sie sich ihrer Gewohnheit nach, zum Fest unserer lieben Frau nach Pisa zu gehen. Ein Jeder machte sich mit seinem abgerichteten Hund an der Hand und mit seinem Bettelnapf, wie sie zu gehen pflegen, auf den Weg; unterwegs sangen sie das Intemerata in jedem Dorf, und als sie St. Gonda am Sonnabend erreichten, welches ihr Abrechnungstag sein sollte, begehrten sie von dem Wirth, bei dem sie einkehrten, ein Zimmer für sie Dreie zusammen, um in der Nacht ihre Geschäfte abzumachen. Der Wirth wies ihnen eins an, welches sie mit ihren Hunden und Koppelriemen betraten. Als es nun Zeit war, sich in der Kammer zur Ruhe zu legen, sprach der Eine, mit Namen Salvadore: Zu welcher Stunde wollen wir unsere Rechnung abschließen? Sie vereinigten sich: wenn der Wirth und seine Leute zu Bette seien; und so geschah es. Da sprach der dritte Blinde, welcher Grazia hieß und die kürzeste Zeit blind gewesen war, zu seinen Gefährten: Setze sich Jeder und zähle die Münze, die er hat, in seinen Schoß, und dann laßt uns abrechnen, und derjenige, welcher am meisten hat, mag den schadlos halten, der am wenigsten hat. Dies ward beliebt, und jeder fing an zu zählen. Als dies geschehen war, hub Lazzero an: Ich finde nach meiner Zählung drei Liren, fünf Dreier und vier Pfennige. Salvadore sprach: Ich habe drei Liren und zwei Pfennige gezählt. Da sprach Grazia: Schön, schön, ich habe nur sieben und vierzig Dreier. Was zum Teufel, riefen die Andern,

was soll das heißen? Ich weiß nicht, sprach Grazia. — Wie, du weißt nicht? Du mußt einige Silbergroschen mehr empfangen haben als wir und die willst du uns so vorenthalten? Das ist ja eine Wolfsgesellschaft mit dir! Du heißest Grazia (Gunst), uns aber bist du mißgünstig. Jener entgegnete: Ich wüßte nicht, worin; denn als Jener sagte, er gäbe einen Groschen, schien es mir ein Pfennig. Was es nun war, weiß ich nicht; ich steckte es in den Beutel, wie ich euch sagte; ich werde allerwege so rechtschaffen sein als ihr, die ihr mich zum Verräther und Räuber machen wollt. Salvadore versetzte: Wohl bist du das, denn du raubst uns das Unsrige. Das lügst du in deinen Hals hinein, erwiederte Grazia. — Nein du lügst, nein du — und hiermit fuhren sie auf einander los und schlugen sich mit Fäusten und die Geldstücke flogen auf den Estrich. Als Lazzero sah, daß es zum Handgemenge komme, nahm er seinen Stock und schlug unter sie um sie zu trennen. Als Jene aber den Stock empfanden, griffen sie auch nach den ihrigen und fingen an sich zu prügeln, daß bald alles Geld auf dem Boden lag. Der Streit ward immer heftiger; sie schrien und schlugen mit den Stöcken und dazwischen bellten ihre Hunde und fuhren bald Diesem bald Jenem mit den Zähnen nach den Waden und dann schlugen die Blinden mit den Stöcken nach den Hunden, daß diese heulten, und so schien es ein wahres Turnier.

Der Wirth, welcher unter ihnen mit seiner Frau schlief, sprach zu dieser: Sollten wir Gespenster da oben haben? Sie erhoben sich beide, gingen mit einem Licht hinauf und riefen: Schließt auf. Die Blinden aber, vom Streit erhitzt, hörten nicht besser als sie sahen. Da stieß der Wirth die Thüre mit Gewalt auf, trat hinein und bekam,

da er die Blinden zu scheiden versuchte, einen Schlag ins Gesicht. Darauf faßte er einen von ihnen, warf ihn zu Boden und rief: Was zum Henker sitzt euch für ein Wurm im Kopfe? Dann nahm er seinen Stock, prügelte sie alle drei durch und rief: Schert euch aus dem Hause. Die Frau des Wirths, die sich auch herzuwagte und schnatterte, wie die Weiber pflegen, faßte einer der Hunde beim Saum ihres Rockes und riß ein gutes Stück heraus. Zuletzt ging den Blinden, die sich tüchtig durchgewalkt fühlten, der Athem aus, jeder fiel in eine andere Ecke und Lazzero schrie: Ach, Herr Wirth, ich bin des Todes. Das ist die Strafe Gottes, versetzte der Wirth; schert euch aus meinem Hause. Jene aber klagten ihr Leid und sprachen: Ach, Herr Wirth, seht nur wie wir zugerichtet sind, unsere Gesichter triefen von Blut, und was noch schlimmer ist, all unser Geld liegt auf der Erde. Was Geld, rief der Wirth, hohl euch der Henker, ihr habt mir fast das Auge aus dem Kopf geschlagen. Lazzero sprach: Vergieb uns, es war unser Wille nicht, Gott hat es so gefügt. — Ich sage euch, geht mir aus dem Hause. Jene versetzten: Gieb uns unser Geld wieder, so thun wir was du befiehlst. Der Wirth ließ das Geld auflesen, dessen Betrag er kaum zur Hälfte angab und sprach: Es sind keine fünf Liren; eure Zeche beträgt zwei Liren: da bleiben drei; ich gehe aber auf der Stelle zum Vicariat und fordre Recht gegen euch, denn ihr habt euch an mir vergriffen und eure Hunde haben meiner Frau das Kleid zerrissen.

Als die Blinden dies hörten, riefen sie mit einer Stimme: Guter Freund, um Gotteswillen, richt uns nicht zu Grunde: nimm von uns so viel wir vermögen und laß uns mit Gott ziehen. Der Wirth entgegnete: Wohlan

denn, da ich nicht weiß, ob ich nicht das Auge verliere, so zahlt mir den Arztlohn, und das Kleid meiner Frau, das mich neu sieben Liren kostete. Endlich gaben die Blinden dem Gastwirth das zur Erde gefallene Geld, welches neun Liren und zwei Dreier betrug und eine gleiche Summe, die sie noch bei sich trugen; dann baten sie den Wirth um Verzeihung für die Unruhen der Nacht und machten sich, so zerschlagen, wie sie waren, lendenlahm, mit geschwollenen Gesichtern und verrenkten Armen, vor Furcht so schnell aus dem Staube, daß sie am Morgen das Gebiet von Pisa erreichten. Hier gingen sie in eine Schenke und fingen an, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen. Der Wirth, der sie so blutig und wie mit allen Hunden gehetzt aussehen sah, verwunderte sich und sprach: Wer hat euch so zugerichtet? Sie antworteten: Das kann dir einerlei sein. Ein Jeder ließ sich ein Viertel Wein reichen, mehr um sich die Wunden und Beulen im Gesicht auszuwaschen, als zum Trinken. Als dies geschehen war, hub Grazia an: Wißt ihr was? Ich habe redlich für euern Vortheil, wie für den meinen, gesorgt und bin nie ein Dieb noch Verräther gewesen; dafür habt ihr mir übel gelohnt und mich an Leib und Gut fast zu Grunde gerichtet. Besser eine kurze Thorheit, als eine lange: ich sage mit Jenem: eins, zwei, drei, unsre Gesellschaft ist vorbei; ich will nichts mehr mit euch zu schaffen haben: der Wirth soll mein Zeuge sein. Die beiden Andern entgegneten: Du heißest Gunst (Grazia); aber mag dir Gott so günstig sein, wie du es uns gewesen bist. Darauf ging Jener allein nach Pisa; Lazzero und Salvadore aber setzten ihre Reise zu dem Feste zusammen fort. Und weil sie nicht allein blind, sondern auch von Stockschlägen zerarbeitet waren, wurde in Pisa allen dreien reichliches Almosen zu Theil, so daß sie sich nicht nur über die ausgestandenen Schläge be=

ruhigten, sondern sie auch um keinen Preis hätten missen mögen, nur um des Vortheils willen, den sie daraus hervorgehen sahen.

8.

Die drei Tauben.

Die vorige Geschichte von drei Blinden veranlaßt mich eine andere zu erzählen, die einem meiner genauesten Freunde widerfuhr und wie jene von drei Blinden handelte, so diese von drei Tauben. Mein bemeldeter Herzensfreund war Stadtrichter in einem kaum fünf und zwanzig Miglien von Florenz entlegenen Orte und gegen das Ende seiner Verwaltung hatte er einst einen Rechtsstreit zu entscheiden, als man ihm schon einen Nachfolger ernannt hatte, der stocktaub war. Dem zeitigen Stadtrichter war dies wohl bekannt, denn wenn die größte der drei Glocken in Florenz geläutet wurde und seine Nachbarn sahen, daß er es nicht höre, hoben sie die Finger in die Höhe und gaben ihm ein Zeichen, daß er nach Hause gehen solle, damit er nicht von den Scharwächtern ergriffen würde, und so war es denn überall kein Geheimniß, daß nach einem Monat der taube Stadtrichter sein Amt antreten solle. Nun geschah es eines Tages, daß eine Frau mit ihrem Bruder zu meinem Freunde, dem Stadtrichter kam, und so zu sprechen begann: Herr Stadtrichter, ich klage Gott und euch das große Leid, das mir mein Nachbar mit Unrecht zugefügt hat. Er ist mir hinten durch mein enges Gäßchen eingebrochen und hat mir den Feigenbaum in meinem Garten ganz beschädigt und verdorben. Ich bitte euch also, was er mir krumm gemacht hat,

da es bei euch steht, wieder grad und recht zu machen. Als dies der Stadtrichter hörte, kam ihm fast das Lachen an, doch bezwang er sich noch. Darauf fuhr die Frau fort: Und mein Bruder hier hat eine halbe Woche Tagelohn von ihm zu fordern und den Werth eines Esels, den er ihm verdarb, obgleich er nichts als Gutes von euch gesprochen hatte. Der Stadtrichter fragte ihn hierauf, ob es wahr sei, was die Frau sage? Er antwortete: Herr Stadtrichter, ich höre nicht was ich sehe, aber meine Schwester hat euch gesagt, wie sich die Sache verhält. Der Stadtrichter rief nun den Gerichtsboten und ließ den Nachbar, der den Feigenbaum beschädigt haben sollte, auf den nächsten Morgen vorladen.

Des andern Tages erschien also die Klägerin mit ihrem Bruder so wie der Beklagte vor den Schranken. Der Stadtrichter sprach: Gute Frau, was fordert ihr von diesem Manne? Sie machte nun ihre Rechnung für den Feigenbaum, und die ihres Bruders, der ein tauber Tölpel war. Alsdann wandte sich der Richter zu der Gegenpartei und fragte, ob das richtig sei, was die Klägerin vorbringe? Der Beklagte kehrte die Ohren hin und her und sprach: Herr Stadtrichter, ich höre nicht gut. Ein Mann, der ihm zur Seite stand, sagte dem Stadtrichter, der Beklagte sei harthörig; legte dann den Mund an dessen Ohren und schrie laut: Der Stadtrichter fragt, ob das wahr sei? Der Beklagte antwortete: Ich weiß nicht, was ich hierauf antworten soll. Da sprach die Klägerin: Er stellt sich wie aus den Wolken gefallen; es ist wohl wahr, daß er etwas taub ist, aber er hört recht gut, wenn er hören will. Hierauf erklärte der Stadtrichter, um von der Sache loszukommen, der Frau, er befehle, die Parteien sollten sich dem Austrage eines gemeinschaftlichen Freundes unterwerfen; und dies

ließ er auch dem Beklagten ins Ohr rufen. Sie fanden auch bald einen solchen Freund, worauf der Stadtrichter ihnen sagen ließ, sie sollten am nächsten Tage mit dem Schiedsrichter vor ihm erscheinen. Am andern Morgen gestellten sie sich demnach alle vor dem Stadtrichter, welcher den Bescheid ertheilte, nach angehörter Sache müsse dieselbe bei Strafe von fünf und zwanzig Liren binnen drei Tagen abgemacht sein. Der Schiedsrichter stand da, wie aus Holz geschnitzt, und wenn die Parteien am Gehör behindert waren, so schien der Schiedsrichter stocktaub. Viele Leute aus der Stadt waren zugegen, die sich fast das Zwerchfell zersprengten vor Lachen. Endlich sprach der Stadtrichter: Gute Frau, hier ist Keiner, der hören kann, als ihr, deßwegen wende ich mich an euch, denn ich will in dieser Sache ein Urtheil fällen. Die Klägerin, welche schon glaubte, sie solle für ihren Feigenbaum entschädigt werden, versetzte: Thut das, ich bitte euch um Gotteswillen. Das Urtheil, das ich spreche, fuhr der Stadtrichter fort, ist dieses: Da ich sehe, daß beide streitende Parteien taub sind und der Schiedsrichter, den sie erwählt haben, ebenfalls taub ist, ich aber euch weder verstehen, noch durch Zeichen mit euch reden kann, so überlasse ich, in Betracht, daß binnen einem Monat der neue Stadtrichter sein Amt antritt, diesem die Entscheidung. Die Klägerin, welche nicht taub war, bekreuzte sich und bat den Stadtrichter selbst zu entscheiden, damit sie nicht so lange auf Schadloshaltung für ihren Feigenbaum warten müsse. Aber der Stadtrichter sprach: Wie ich gesagt habe, so hat es sein Bewenden. Geht mit Gott. Die Klägerin und die beiden Tauben gingen heim; die Umstehenden aber, welche das Urtheil vernommen hatten, verstanden sehr wohl was der Stadtrichter sagen wollte. Nichts anders nemlich, als dies: da sie alle drei taub seien, so sollten sie den

tauben Stadtrichter abwarten; dieser werde alsdann, da er mit den Sitten und Gebräuchen der Tauben Bescheid wisse, den Streit der Tauben taub entscheiden, wie es unter Tauben billig sei.

9.

Die großen Fische verschlingen die kleinen.

Vor langer Zeit lebte in Modena die Wittwe eines ziemlich begüterten Kaufmanns, Frau Cecchina genannt, der ihr jüngst verstorbener Gatte einen etwa zwölfjährigen Knaben hinterlassen hatte. Wie es aber in der ganzen Welt zu geschehen pflegt, daß die Wittwen und Waisen als geduldige Schafe und Lämmer viel von den Wölfen auszustehen haben, wo diese sich nur zeigen, so erging es auch dieser guten Frau, welcher die mächtigen Bürger heute dieses, morgen jenes Stück ihres Erbes wegnahmen. Zuletzt nahmen, man darf wohl sagen, r a u b t e n sie ihr ein Grundstück und sie, die keinen Anwalt fand, ihre Sache zu führen, gerieth in der Verzweiflung auf einen wunderlichen Einfall. Sie bat einen befreundeten Nachbarsmann, ihr einen großen Dienst zu leisten, der darin bestehen solle, daß er ihr, nur für einen Tag, eine tragbare Kirchenglocke verschaffe. Der gute Mann that nach ihrem Wunsch und brachte ihr die Glocke. Darauf sprach sie, es war just in der Fastenzeit, zu ihrem Freunde: Nun bitte ich dich, geh mit mir und meinem Sohne nach dem Fischmarkt und kaufe mir zwei Fische, einen großen und einen ganz kleinen, und wenn du sie gekauft hast, so stecke den kleinen dem großen in den

Rachen und so tragen wir sie dann beide unverhüllt nach Hause, daß ein Jeder sie sehen kann; mein Sohn aber soll die Glocke in der Hand tragen und läutend neben dir hergehen und ich zu deiner andern Seite; wenn dann Einer fragt, was das bedeute, so laß mich antworten.

Der Nachbar verwunderte sich sehr und fragte, warum sie das thun wolle? Aber die Frau antwortete: Thu, was ich dich bitte, du wirst schon sehen, warum es geschieht. Der Nachbar versetzte: Ich bin es zufrieden. Die Frau warf also einen Mantel um, gab die Glocke ihrem Sohne und wies ihn an, nicht zu läuten, als wann sie es ihm gebiete; und so machten sie sich alle drei auf den Weg nach dem Fischmarkt. Als sie hier ankamen, sah sich die Frau um und sprach dann zu ihrem Freunde: Kaufe diesen großen Hecht und einen der kleinen Fischchen, die auf jener Seite feilgeboten werden. Der Nachbar that es, öffnete dem Hecht den Gaumen und steckte ihm den kleinen Fisch zur Hälfte hinein. Die Wittwe zeigte ihm, wie er den Fisch tragen müsse, daß ihn ein Jeder sehen könne. Dann sprach sie zu ihrem Sohne: Halte dich an unseres Nachbars Seite und läute unaufhörlich die Glocke. Und nun, fuhr sie fort, laßt uns nach Hause gehen. Sie machten sich also in diesem Aufzuge auf den Weg, der Nachbar zeigte die Fische und der Knabe läutete die Glocke, daß das Volk zusammenlief. Die Leute fragten: Was habt ihr, Frau Cecchina? Was stellt dies vor? Jeder hatte eine andere Frage zu thun. Sie aber antwortete Allen gleich: Die großen Fische verschlingen die kleinen, und so beschied sie einen Jeden und sprach kein anderes Wort, bis sie nach Hause kam. Als sie sich aber heiser gesprochen, der Sohn müde geläutet und der Nachbar das Sinnbild aller Welt vorgezeigt hatte, sahen sie doch kaum einen andern Gewinn davon, als daß sie den

großen wie den kleinen Fisch kochten und zum Imbiß verzehrten. Dies geschah zu der Zeit, als die Pigli Herren von Modena waren. Ohne Zweifel verstanden Viele die Wittwe recht wohl und machten nur Miene, sie nicht zu verstehen. Jeder Fürst aber, der zugiebt, daß die Wittwen und Waisen beraubt werden, darf gewiß sein, daß seine Herrschaft ein trauriges Ende nehmen werde. Das erfuhren auch die damaligen Herren von Modena; denn kurze Zeit nachher verloren sie die Herrschaft und das Land kam in die Gewalt der Gonzagas.

10.

Alle Glocken lauten.

Ein ähnlicher Einfall war der folgende, der aber weit mehr Erfolg hatte. Als Francesco de Manfredi Herr von Faenza war, welches er als ein weiser und würdiger Fürst so prunklos beherrschte, daß er mehr ein reicher Bürger, als ein regierender Herr schien, geschah es nemlich, daß einer der angesehensten Männer der Stadt ein Landgut besaß, an welches ein Grundstück stieß, das einem armen Landwirth gehörte. Oftmals hatte er es kaufen wollen, und ihm deßhalb Anträge gemacht, aber stets war ihm dies fehlgeschlagen, denn der arme Mann, der es, so gut er konnte, bestellte und so seinen Unterhalt gewann, hätte lieber sich selbst als sein Stück Land verkauft. Da nun der reiche Bürger sah, daß er in Güte nicht zu seinem Zwecke gelangen könne, gedachte er Gewalt zu gebrauchen, und da nur ein kaum merklicher Graben zwischen seinem Grundstück und dem des Armen die Grenze bildete, so pflügte er alle

Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, einige Furchen darüber hinaus, wodurch er ihn jährlich um mehr als Armslänge verkürzte. Der arme Mann, der das wohl bemerkte, wagte es doch nicht, ein Wort zu sagen, außer daß er einigen Freunden heimlich sein Leid klagte. In einigen Jahren aber rückte die Sache so weit vorwärts, daß er in kurzer Zeit sein ganzes Eigenthum allmählig eingebüßt haben würde, wenn nicht ein Kirschbaum auf seinem Felde gestanden hätte, den zu überschreiten doch allzugewagt schien, weil Jedermann wußte, der Kirschbaum stehe auf dem Felde des Armen.

Der gute Mann, der sich so berauben sah, wollte vor Unmuth und Aerger vergehen; da er sich aber nicht beschweren, ja nicht einmal murren durfte, steckte er sich eines Tages wie ein Verzweifelter, zwei Goldgülden in Scheidemünze in die Tasche und lief zu allen großen Kirchen in Faenza, wo er sich für Geld und gute Worte versprechen ließ, daß zu einer gewissen Stunde zwischen der Vesper und None alle Glocken geläutet werden sollten.

So geschah es wirklich, die Geistlichen nahmen das Geld an und zur bestimmten Stunde erklangen alle Glocken in hellem Geläute, so daß Alles aufhorchte und einer den andern ansah und fragte: Was bedeutet das? Unterdessen lief der arme Mann wie außer sich durch die Straßen. Ein Jeder, der ihn sah, rief ihm zu: He da, was lauft ihr? Weßhalb lauten die Glocken? Er aber antwortete: Weil die Gerechtigkeit gestorben ist, und an einer andern Stelle gab er zur Antwort: Für die Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist. Und so verbreitete er diese Antwort mit dem Schall der Glocken durch die ganze Stadt, so daß endlich der Fürst, als er fragte, warum die Glocken lauteten, zur Antwort erhielt: Man wisse keinen andern

Grund als den, welchen ein gewisser Mann angebe, den man durch die Stadt laufen sehe. Darauf schickte der Fürst nach ihm und er gestellte sich nicht ohne große Furcht. Als der Fürst ihn erblickte, redete er ihn an: Nun sprich, was soll das heißen, was du in der ganzen Stadt aussprengst und was bedeutet das Glockengeläute? Er antwortete: Mein Gebieter, ich will es euch sagen; zuvor aber bitte ich, laßt mich euch empfohlen sein. Euer Bürger N. N. hat meinen Acker kaufen wollen; da ich ihn aber nicht verkaufen wollte, hat er mir alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, bald eine bald zwei Ellen abpflügen lassen, bis er an einen Kirschbaum gekommen ist: denn da konnte er nicht weiter gehen, wenn es nicht zu auffallend werden sollte. Gott habe ihn selig, der ihn gepflanzt hat! Wenn er nicht dagewesen wäre, so hätte mein Nachbar jetzt das ganze Land. Da mir nun von einem so reichen und mächtigen Mann mein Eigenthum genommen wurde, und ich ein armer Teufel bin, so entschloß ich mich nach langem Kummer und Leidwesen aus lauter Verzweiflung jene Kirchen zu bezahlen, damit sie für die Seele der gestorbenen Gerechtigkeit läuten möchten.

Als der Fürst dies Witzwort vernahm und hörte, welchen Raub der reiche Bürger verübt hatte, ließ er diesen herbeiholen, und als sich die Wahrheit der Beschuldigung erwies, gab er dem armen Mann nicht nur sein Eigenthum zurück, sondern schickte auch Feldmesser dahin, welche ihm von dem Acker des reichen Mannes soviel zumessen mußten, als ihm dieser abgepflügt hatte. Ueberdies ließ er ihm die zwei Goldgülden zurückzahlen, die er für das Läuten der Glocken ausgelegt hatte.

IV.

Novellen des Giovanni Fiorentino.





1.

Galgano.

In Siena war ein Jüngling, Namens Galgano, reich und vornehmer Geburt, tapfer, kühn, hochgesinnt, in allen ritterlichen Fertigkeiten wohlgeübt und leutselig gegen alle Welt. Dieser liebte eine Edelfrau von Siena, Minoccia mit Namen, die Gemahlin eines edeln Ritters, Messer Stricca geheißen. Er kleidete sich darum stets in die Farben dieser seiner Geliebten, nahm ihr zu Liebe an Turnieren und Waffenspielen Theil und veranstaltete zu ihren Ehren köstliche Gastmäler. Aber demungeachtet wollte ihn Madonna Minoccia nicht erhören, weshalb Galgano zuletzt nicht mehr wußte, was er thun noch denken sollte, als er sah, welche Grausamkeit in der Brust der Herrin wohnte, die er mehr als sich selber liebte. Denn bei allen Festen und Hochzeiten war er hinter ihr her und achtete jeden Tag für verloren, an dem er sie nicht gesehen hatte; auch schickte er ihr oft durch Mittelspersonen Geschenke und Botschaften, die aber seine Dame nicht annehmen noch anhören wollte und sich das einemal noch härter zeigte als das andere. So litt denn ihr Verehrer lange Zeit unter der großen Liebe und Treue, die er zu dieser Frau

trug und nicht selten geschah es, daß er sich über Amor beschwerte und sprach: O du mein Gebieter, wie magst du nur zugeben, daß ich so liebe ohne wieder geliebt zu werden? Siehst du nicht, daß dies geradezu wider deine Gesetze verstößt? So war er denn, wenn er an die Grausamkeit seiner Herrin gedachte, der Verzweiflung nahe. Gleichwohl entschloß er sich weislich, so lange es Amor gefiele, sein Joch zu tragen: immer noch endlich Gnade zu finden verhoffend. Aber wie er sich auch bemühte, ihr in Reden und Handlungen zu gefallen, so ward sie nur unerbittlicher.

Da geschah es eines Tags, als Messer Stricca sich mit seiner Gemahlin auf einem seiner Güter in der Nähe von Siena befand, daß Galgano mit einem Sperber auf der Hand vorüberkam als wenn er auf der Vogeljagd wäre, in der That aber wollte er nur seine Geliebte sehen, an deren Haus er dicht vorüberkam, so daß ihn Messer Stricca sah und erkannte; alsbald ging er ihm entgegen, nahm ihn freundlich bei der Hand und lud ihn ein mit ihm und seiner Hausfrau zu speisen. Galgano dankte ihm, bat aber, ihn für entschuldigt zu halten, da er durch dringende Geschäfte verhindert sei. Messer Stricca versetzte: So nehmt doch wenigstens ein Glas Wein zu euch. Aber der Jüngling sprach: Großen Dank! Bleibt mit Gott, ich habe Eile. Als Messer Stricca seinen Willen sah, ließ er ihn gehen und kehrte zurück in sein Haus. Galgano aber, als er von Messer Stricca wegkam, sprach zu sich selbst: O ich Unglücklicher! Warum nahm ich seine Einladung nicht an? so hätte ich sie doch sehen können, die mir lieber ist als die ganze Welt. Indem er in solchen Gedanken weiter ging, hob sich eine Elster: sogleich entließ er den Sperber, die Elster flog in Messer Striccas Garten, wohin der Sperber ihr

nachflog und sie in seine Krallen nahm. Als Messer Stricca und seine Gemahlin den Sperber gewahrten, liefen sie an das Gartenfenster, und da sie sah, mit welcher Kraft und Gewandtheit der Sperber sich der Elster bemächtigte, fragte sie, denn sie wußte es nicht, wem der Sperber gehöre. Messer Stricca antwortete: Dieser Sperber gleicht ganz seinem Herrn, denn er gehört dem trefflichsten und vollkommensten Jüngling in ganz Siena. Die Dame fragte, wen er meine, worauf ihr Gemahl antwortete: Jenen Galgano, der soeben hier vorbeikam und meine Einladung mit uns zu speisen nicht annahm. Und wahrlich, er ist der liebenswürdigste und wackerste Jüngling, den ich jemals sah. Hiemit verließen sie das Fenster und gingen zu Tische. Galgano aber lockte seinen Sperber wieder zu sich und begab sich hinweg. Die Frau aber hatte jene Worte wohl gemerkt und vergaß sie nicht. Nun geschah es bald darauf, daß Messer Stricca als Gesandter der Gemeinde Siena nach Perugia ging und seine Frau allein daheim blieb. Da schickte sie sofort eine Vertraute zu Galgano und ließ ihn bitten, doch zu ihr zu kommen: sie wünsche sehr ihn zu sprechen, worauf er zurücksagen ließ, er werde sich mit Vergnügen einstellen. Da nun Galgano vernommen hatte, daß Messer Stricca nach Perugia sei, machte er sich Abends zu passender Stunde auf den Weg und begab sich zu der ins Haus, die er mehr als seine Augen liebte. Als er nun vor sie kam, grüßte er sie auf das Ehrerbietigste; sie aber faßte ihn mit vielen Freuden bei der Hand, umarmte ihn und sprach: Mein Galgano, sei mir tausendmal willkommen! und ohne weiter zu sprechen gaben sie sich zu wiederholten Malen den Friedenskuß. Die Frau aber ließ Wein und süßes Naschwerk kommen und als sie gegessen und getrunken hatten, nahm sie ihn bei der

Hand und sagte: Mein Galgano, es ist Schlafenszeit: gehen wir zu Bette. Galgano versetzte und sprach: Ganz nach eurem Belieben, Herrin! Sie gingen in die Kammer und nach mancherlei anmuthigen Gesprächen entkleidete sich die Frau, ging zu Bette und sprach zu Galgano: Mir scheint, du bist verschämt und schüchtern, was hast du? gefalle ich dir nicht? bist du nicht zufrieden, hast du nicht, was du wünschtest? Galgano antwortete: Gewiß, Herrin, Gott hätte mir keine größere Gnade erzeigen können, als daß ich mich in euren Armen wiederfinden soll. Und indem sie noch hierüber sprachen, kleidete er sich aus, und stieg ins Bett neben die, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Als er nun unter die Decke kam, sprach er zu ihr: Herrin, ich bitte euch noch um eine Gunst. Sie sprach: Lieber Galgano, begehre. Aber zuvor umarme mich. Das that er und sprach alsdann: Madonna, ich wundere mich sehr, daß ihr mich heute endlich habt zu euch entbieten lassen, nachdem ich euch so lange gedient und nachgetrachtet habe, obgleich ihr mich nie sehen noch hören wolltet. Was hat euch jetzt hiezu bewogen? Die Dame antwortete: Das will ich dir sagen: Vor wenigen Tagen kamst du mit dem Sperber auf der Hand hier vorbei und mein Gemahl erzählte mir, er habe dich zu Tische gebeten; du hättest es aber nicht angenommen. Darauf flog dein Sperber einer Elster nach und als ich sah wie gut er jagte, frug ich meinen Mann, wem er gehöre. Er antwortete, er gehöre dem trefflichsten Jüngling von ganz Siena und habe an seinem Herrn das beste Vorbild, denn er habe nie einen Jüngling gesehen, der in allen Stücken so vollkommen sei. Und so war er deines Lobes voll, und als ich dich so loben hörte und mich erinnerte, wie viel Wohlwollen du mir bewiesen hast, setzte ich mir vor, dich zu

mir zu bescheiden und nicht länger die Spröde gegen dich zu spielen. Dies ist die Ursache. Galgano fragte: Ist das wirklich wahr? Ganz gewiß, antwortete sie. Und sonst, fragte er, war kein Grund dabei? Nein, sagte sie. Nun wahrlich, sprach da Galgano, da mir euer Gemahl so viel Freundlichkeit erwiesen und so viel Gutes von mir gerühmt hat, so verhüte Gott, daß ich ihm eine Schmach anthue. Damit sprang er aus dem Bette, kleidete sich wieder an, beurlaubte sich von der Frau und ging seiner Wege. Die Frau sah er seitdem nie wieder mit solchen Augen wie früher an, ihrem Gemahl aber bewies er stets die größte Hochachtung und Liebe.

2.

Das Hemde der Glücklichen.

In Neapel war eine edle Dame, Frau Corsina genannt, aus Capovana gebürtig, und einem vornehmen Ritter vermählt, Namens Ramondo del Balzo. Nach Gottes Willen geschah es aber, daß sie Wittwe ward und ein einziger Sohn ihr verblieb, Carlo geheißen, der in Sprechen und Thun auffallend seinem Vater Messer Ramondo glich, weshalb ihn die Mutter zärtlich liebte und ihn nach Bologna schicken wollte da zu studiren und ein tüchtiger Mann zu werden, was sie auch that. Die Mutter gab ihm einen Lehrer bei, versah ihn mit Büchern und Allem, was er bedurfte und schickte ihn in Gottes Namen nach Bologna, wo sie ihn manche Jahre auf ihre Kosten hielt und mit allem Nöthigen ausstattete. Der Jüngling studirte auch dort mit vielem

Erfolge und ward in kurzer Zeit ein tüchtiger Gelehrter und fast alle andern Studirenden Bolognas wollten ihm wohl seiner guten Eigenschaften und des schönen und anständigen Lebens wegen, das er führte. Nun geschah es, daß dieser Jüngling, als er sich ausgebildet und die Würde eines Licentiaten der Rechte erlangt hatte, eben nach Neapel zurückzukehren gedachte, als er einer tödtlichen Krankheit verfiel. Alle Aerzte Bolognas bemühten sich um seine Heilung und Rettung, wußten aber den Weg dazu nicht zu finden. Da nun Carlo sah, daß ihm nicht zu helfen sei, sprach er zu sich selber: Ich traure und betrübe mich nicht so sehr um mich, als um meine trostlose Mutter, die Alles an mich gewandt hat, was sie besaß, in der Erwartung, daß ich sie dereinst dafür entschädigen würde: ohne Zweifel hoffte sie, ich würde die Stütze ihres Alters sein und die Ehre unseres Hauses aufrecht zu halten wissen. Wenn sie nun hört, daß ich gestorben sei und sie mich nicht einmal habe wiedersehen können, das wird ihr gewiß ein tausendfacher Tod sein. So nahm er sich seine Mutter mehr zu Herzen als sein Sterben. Indem er nun diesen Gedanken nachhing, glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, daß sich seine Mutter über seinen Tod nicht betrübe und schrieb ihr einen Brief dieses Inhalts: Liebe Mutter, ich bitte euch, mir doch ein Hemde zu schicken, das von der Hand der muntersten, kummerfreisten und schönsten Frau in ganz Neapel genäht sei. Diesen Brief erhielt die Mutter, die sich, sobald sie ihn gelesen hatte, sogleich aufmachte Erkundigungen einzuziehen, wo sie eine Dame, die von allem Kummer frei sei, in kurzer Zeit fände: das Letzte schien das Schwierigste, da sie doch voll Eifer war ihrem Sohn zu dienen. Nun suchte sie so lange bis sie eine Dame fand, die ihr schön und heiterer schien als sie

sich eine zu finden getraute. Demgemäß begab sich Frau Corsina zutraulich in das Haus dieser jungen Frau, die sie sehr freundlich empfing und sie tausendmal willkommen hieß. Da sprach Frau Corsina zu ihr: Ihr errathet wohl nicht, warum ich zu euch komme. Aus keinem andern Grunde, als weil ich bei mir erwogen habe, daß ihr die heiterste Frau in ganz Neapel seid und meines Erachtens am Wenigsten mit Kummer und Trübsal zu schaffen habt, und darum wollte ich euch um eine große Gefälligkeit ersuchen, nämlich, daß ihr mir mit eigener schöner Hand ein Hemde säumen möchtet, das ich meinem Sohne schicken will, der mich darum gebeten hat. Die junge Frau versetzte: Ihr hättet bei euch erwogen, sagt ihr, ich sei die glücklichste Frau in ganz Neapel? So ist es, sprach Frau Corsina. So will ich euch denn zeigen, fuhr jene fort, daß gerade das Gegentheil der Fall ist, indem ich euch den Beweis liefere, daß nie ein unglücklicheres Weib geboren ward, die mehr Herzeleid und Kummer hatte als ich. Und damit ihr euch davon überzeugt, so kommt mit. Hiemit nahm sie die Fremde bei der Hand und führte sie in ein Vorzimmer und zeigte ihr einen Jüngling, der mit dem Hals an einem Balken hing. O Gott, was ist das? rief Frau Corsina. Die junge Frau holte einen tiefen Seufzer herauf und sprach: Frau Corsina, das war ein trefflicher Jüngling, der sich in mich verliebt hatte. Mein Gemahl fand ihn eines Tages bei mir und hing ihn hier auf, wie ihr ihn da seht, und was mich noch mehr schmerzt, jeden Abend und jeden Morgen zeigt er ihn mir und ich muß ihn sehen: urtheilt selbst, ob es mir beschwerlich und schmerzlich ist, ihn jeden Abend und jeden Morgen sehen zu müssen. Deshalb, wenn ihr aus einem andern Grunde wünscht, daß ich euch das Hemde nähe, so will ich es gerne thun, aber

nicht weil ich die glücklichste Frau sei: ich bin vielmehr die unseligste und beklagenswertheste, die je auf der Welt gelebt hat. Hierüber wunderte sich Frau Corsina sehr und sprach: Ich sehe wohl, daß es keine Frau giebt, die nicht Leid und Kummer trage und die am meisten, die am heitersten scheint. Und so nahm sie Urlaub von der jungen Frau, ging nach Hause und schrieb ihrem Sohne, er möge entschuldigen, daß sie ihm das Hemde nicht schicken könne, denn sie finde keine, die nicht Kummer und Leid habe so viel sie nur tragen könne. Wenige Tage darauf aber meldete ihr ein Brief den Tod ihres Sohnes: da sprach sie als eine verständige Frau zu sich selbst: Ich sehe wohl, daß es keine Frau in der Welt giebt, die keinen Kummer hätte. Auch die Jungfrau Maria hatte Kummer, die doch die Frau aller Frauen war. Darum will ich mich zufrieden geben, da ich sehe, ich bin es nicht allein. Gott verzeihe ihm und vergesse meiner nicht. Und hiemit beruhigte sie sich und lebte zufrieden und glücklich.

3.

Gute Rathschläge.

In Rom lebten zwei vertraute Freunde, von welchen der eine Janni, der andere Ciucolo hieß. Sie waren reich und mit irdischen Gütern gesegnet, verkehrten Tag und Nacht miteinander und liebten sich mehr als wären sie leibliche Brüder gewesen. Jeder hielt für sich sehr anständig Haus und lebte glänzend, denn sie waren edler Geburt und

römische Ritter. Als sie eines Tages wieder beisammen waren, sprach der Eine zu dem Andern: Geht es dir denn wie mir? Warum dies? fragte Jener. Dieser fuhr fort: Ich mag noch so sparsam sein wie ich will, so bin ich am Ende des Jahres nicht vorwärts gekommen, sondern eher zurückgegangen. Da sprach der Andere: Ich glaube wahrhaftig, ich habe das verkehrteste Weib im Hause, das in der Welt sein mag. Sie ist eigentlich gar kein Weib, sondern der leibhafte Teufel. Ich kann ihr nicht so viel zu Liebe thun, daß mit ihr auszukommen wäre, früh und spät muß ich mich mit ihr zanken, mehr als mir lieb ist, so daß ich gar nicht weiß, wie ich es mit ihr halten soll. Janni versetzte: Wir wollen doch guten Rath einholen über diese unsere Fälle, du über deinen, ich über meinen. Cincolo antwortete: Recht, ich bins zufrieden. Da machten sie sich auf und gingen zu einem wackern Manne, der Boethius hieß. Als sie zu ihm kamen, hub Janni an und sprach: Wir kommen, Herr, uns einen Rath zu erbitten: Ich spare das ganze Jahr und wirthschafte immer mehr zurück, worüber ich mich bei meinen Einnahmen verwundere. Und ich, sprach Cincolo, habe das verkehrteste und widerspenstigste Weib in der ganzen Welt. Boethius sprach zu Janni: Steh früh auf, und zu Cincolo: Geh auf die Engelsbrücke. Gott befohlen! Darüber wunderten diese Beiden sich und sprachen zu einander: Ist das ein Esel! Was soll das heißen, wenn ich ihn nach meiner Haushaltung frage und er antwortet mir: Steh früh auf! Und zu dir sagt er: Geh auf die Engelsbrücke! Sie gingen weiter und machten sich über ihn lustig. Einige Tage nachher aber begab es sich, daß Janni früh aufstand und sich hinter der Thüre versteckte und da stehen blieb. Da sah er, daß einer seiner

Knechte einen großen Krug Oel wegtrug, und ein anderer ein Stück Dürrfleisch. Dies bewog Janni, die nächsten Tage noch früher aufzustehen: da sah er, wie bald die eine Magd dies, die andere das, bald die Kammerfrau Korn und Mehl hinwegtrugen. Da sprach er zu sich selbst: Da ist es freilich kein Wunder, wenn ich am Ende des Jahres nicht vorwärts gekommen bin. Da rief er sogleich den Knecht und sprach: Geh mit Gott und laß dich nicht mehr hier im Hause sehen. Darauf rief er die Mägde und die Kammerfrau und sagte ihnen dasselbe und schickte sie alle fort. Darauf versah er sich mit neuen Knechten und Mägden und begann auf seinen Haushalt ein wachsames Auge zu richten und sieh, am Ende des Jahres hatte er Ueberschuß, während er früher zurückgewirthschaftet hatte. Da begegnete er eines Tages seinem Freunde und erzählte ihm, was er beim Frühaufstehen entdeckt habe. Ei, rief da Ciucolo, so will ich denn auch versuchen, ob mir Boethius die Wahrheit gesagt hat. Da ging er andern Tags auf die Engelsbrücke, setzte sich hin und wartete. Da kam ein Eselstreiber mit einigen beladenen Maulthieren des Weges, und eins davon scheute und wollte nicht weiter; der Treiber faßte es bei dem Halfter und wollte es über die Brücke ziehen: das war aber nicht das Rechte, denn jemehr er vorwärts zog, jemehr ging das Maulthier zurück. Der Treiber fing an sich zu ärgern und schlug darauf los; aber das Maulthier trieb es nur noch schlimmer. Als dem Treiber die Geduld riß, nahm er den Stock, der die Waarenballen zusammenhielt, und schlug es damit auf den Kopf, auf Bauch und Rippen und ließ Gift und Geifer so reichlich aus an dem Maulthier, daß ihm der Stock zuletzt zerbrach. Da ward auch das Thier zahm und bequemte sich über die Brücke

zu gehen, auf der es der Treiber mehrmals hin und her führte, und als er sah, daß ihm der Starrsinn gründlich ausgetrieben sei, seinen Geschäften nachging. Als Ciucolo sah, wie es der Treiber mit dem Maulthier gehalten hatte, sprach er zu sich selbst: Nun weiß ich was ich zu thun habe. Mit diesem Gedanken ging er nach Hause, wo ihm die Frau begegnete und gleich zu schreien und zu schelten anfing und fragte, wie er so lange ausbleibe. Der Mann hörte es geduldig an und blieb ruhig; in ihr aber kochte der Zorn fort. Da sagte der Mann: Sei still, es könnte dir sonst übel bekommen. O Himmel, rief die Frau, solltest du dich unterstehen Hand an mich zu legen? dies Wort könntest du schwer bereuen müssen. Sieh dich vor, sprach der Mann, daß du mir nicht heiß machst: ich würde dir den Tag verleiden. Darauf versetzte das Weib: Wenn ich glaubte, du hättest nur ein Haar an dir, das so dächte, so ließe ich es meinen Brüdern melden, die dich so handhaben würden, daß sie dir das Lachen austrieben. Und du weißt noch nicht was dir für das geschieht, was du eben gesagt hast. Bist du des Teufels, rief der Mann, stand auf und ging auf sie los; sie aber schrie und machte großen Lärm. Da griff er nach einem Stock und lief auf sie los und bearbeitete ihr Rücken, Kopf und Arme. Und als der Stock zerbrochen war, nahm er einen andern und ließ sie auch den kosten. Da begann sie zu schreien: Erbarmen, Erbarmen! Er aber schlug jetzt noch heftiger und rief: Wahrhaftig, ich muß dich todtschlagen. Als die Frau den Zorn ihres Mannes sah und sich ganz zerschlagen fühlte, fiel sie ihm zu Füßen und rief: Lieber Mann, schlag nicht mehr: du wirst sehen, ich will nicht mehr widerspenstig sein. Um ihr aber den Widerspruchsgeist gründlich auszutreiben, ließ der Mann sie noch

ein Paar mal im Saal auf und ab rennen, indem er den Stock mit beiden Händen auf sie losschwang. Und dies war der gesegnete Augenblick, wo sich die Frau vorsetzte ihrem Mann Alles zu Gefallen zu thun, und sich von nun an als die sanftmüthigste und gefälligste Frau in ganz Rom erwies. Auf diese Weise trieb Ciucolo seinem Weibe die Widerspenstigkeit aus, und während er früher ewigen Krieg und Zank mit seiner Frau gehabt hatte, lebte er jetzt mit ihr in Liebe und Frieden. Wer also mit einem widerspenstigen Weibe beladen ist, nehme ein Beispiel an Ciucolo, wie er selbst eins an dem Eselstreiber genommen hatte.

4.

Der Goldadler.

Der König von Aragon hatte eine Tochter, Namens Lena, jung, schön, reizend, dabei so höfisch und verständig als die Natur sie nur hatte bilden können. Daher glänzte das Lob dieses edeln Geschöpfs über das ganze Land und viel tapfere Herren begehrten sie zur Hausfrau, aber der Vater versagte sie allen und wollte sie Niemand geben. Nun geschahs, daß der Sohn des Kaisers Arrighetto mit Namen von ihrer Schönheit hörte und sich so in sie verliebte, daß er nichts mehr sann und dachte als wie er sie zur Frau erhielte; auch entwarf er bald einen großartigen und schönen Plan. Nun hatte er einen Goldschmied, den größten Meister seiner Kunst, den man finden mochte: dem trug er auf, ihm aus Gold einen prächtigen Adler zu

gießen in der Größe, daß sich ein Mensch darin verbergen könnte. Als nun der Adler fertig war, so schön und meisterlich als man nur sagen mag, gab er ihn dem Meister, der ihn gebildet hatte und sprach: Geh mit dem Adler nach Aragon und richte zu deinen Arbeiten eine Bude auf vor dem Schloß, das die junge Königin bewohnt, und stelle den Adler täglich vor deiner Werkstätte aus und sage, er sei zu verkaufen. Ich werde auch dahin kommen, thu dann nur was ich dir sage und kümmere dich weiter um nichts. Der Meister nahm sein Werk wieder an sich und begab sich, mit dem nöthigen Geld versehen, nach Aragon, wo er seine Bude dem Palast gegenüber aufschlug, den die junge Königin bewohnte. Da begann er erst noch an seinem Meisterstück zu arbeiten und stellte dann diesen Adler einige Tage der Woche öffentlich aus, wodurch er die ganze Stadt herbeizog, dieses Werk zu sehen, so schön und wunderbar war es ausgefallen. Eines Tags trat auch die Königstochter ans Fenster, sah den Adler, und ließ ihrem Vater sagen, sie wünsche ihn zum Schmuck ihrer Wohnung zu erwerben. Da ließ der Vater bei dem Meister nach dem Preise fragen, als Arrighetto schon angekommen war; da berieth sich der Meister mit ihm, der sich heimlich in des Goldschmieds Bude aufhielt. Arrighetto sprach zu dem Meister: Gieb zur Antwort, du wollest ihn ihr nicht verkaufen, aber wenn er ihr gefalle, werdest du ihr gern ein Geschenk damit machen. Der Goldschmied begab sich zu dem König und sprach: Mein Fürst, ich möchte ihn euch nicht verkaufen; aber wenn er euch gefällt, so nehmt ihn nur; ich will ihn euch gern zum Geschenk machen. Der König antwortete: Laßt ihn herauf bringen, wir werden schon darüber einig werden. Der Meister versetzte: Das soll geschehen. Er ging zurück zu Arrighetto und sagte, der König

wolle ihn sehen. Da schlüpfte Arrighetto sogleich in den Adler und nahm einige süße Speisen mit, die zu seinem Lebensunterhalt dienen mochten und verschloß inwendig den Vogel so, daß er ihn nach Belieben wieder öffnen konnte. So ließ er sich hinüber tragen zu dem König. Als dieser das schöne Werk sah, überwies er es seiner Tochter und der Meister stellte ihn in ihrem Schlafgemach auf neben dem Bette der jungen Königin. Als er damit fertig war, sprach er zu ihr: Fräulein, deckt es nur nicht etwa zu; es besteht aus einem Golde, das schwarz wird, wenn man es bedeckt, und seinen Glanz verliert. Er fügte noch hinzu: Fräulein, ich komme zuweilen hieher um nachzusehen. Die Königstochter versetzte, das sei ihr lieb. Da kam der Goldschmied zurück zu dem König und meldete, der Vogel gefalle dem Fräulein sehr. Ich will aber sorgen, fuhr er fort, daß er ihr noch mehr gefällt, denn ich arbeite an einer Krone, die der Vogel auf seinem Kopfe tragen soll. Der König, dem das sehr gefiel, ließ sofort viel Geld herbeibringen und sprach: Meister, macht euch hier selber bezahlt. Der Meister antwortete: Mein Fürst, ich bin bezahlt, da ich mich eurer Huld rühmen darf. Und was der König auch sagen mochte, ließ er sich doch kein Geld aufnöthigen und sagte nur: Ich bin schon bezahlt. Die Nacht darauf als Lena im Bette lag und schlief, kam Arrighetto aus dem Vogel hervor und schlich sich leise an das Bette, worin sie lag, die er mehr als sich selber liebte, und küßte sie leise auf ihre weißrothe Wange. Das Fräulein erwachte, gerieth in große Angst und betete: Salve regina, mater misericordiae! Mit Zittern rief sie die Kammerfrau, worauf Arrighetto eilends in den Vogel zurückkehrte. Die Kammerfrau stand auf und fragte: Was wünscht ihr? Sie antwortete: Ich spürte hier Jemand

mir zur Seite, der mir die Wange berührte. Die Kammerfrau durchsuchte das ganze Gemach und sah und hörte nichts. Da sie nichts fand, ging sie zurück ins Bette und sprach: Sie hat gewiß geträumt. Nach einiger Zeit kam Arrighetto sachte wieder an das Bette, küßte sie zärtlichst und flüsterte leise: Liebes Herz, fürchte dich nicht! Das Fräulein erwachte und stieß einen heftigen Schrei aus. Die Kammerfrauen standen alle auf und sagten: Was hast du? Es ist gewiß nur ein Traum. Arrighetto war wieder in den Vogel zurückgegangen. Da untersuchten sie Thüre und Fenster, fanden sie aber verschlossen, und da sie nichts fanden, fingen sie an mit ihr zu schmälen und sprachen: Wenn du jetzt nicht ruhig bist, sagen wir es deiner Hofmeisterin. Was sind das für Thorheiten, daß du uns nicht schlafen lässest. Eine schöne Sitte, in der Nacht zu schreien! Sieh jetzt zu, daß du dich nicht wieder rührst, schlaf und laß uns auch schlafen. Das Mädchen fürchtete sich, aber nach einer Weile, als es Arrighetto Zeit schien, kam er wieder aus dem Vogel, trat sachte an das Bette und flüsterte: Liebe Lena, schrei nicht und sei nicht bange. Sie fragte: Wer bist du? Arrighetto sprach: Ich bin der Sohn des Kaisers. Sie fragte weiter: Wie bist du denn herein gekommen? Arrighetto versetzte: Das will ich dir sagen, verehrtestes Fräulein: ich bin schon lange in dich verliebt, seit ich deine Schönheit rühmen hörte, und oft bin ich hieher gekommen, dich zu sehen, und da ich kein ander Mittel wußte, ließ ich diesen Adler machen, und in diesem bin ich hereingekommen nur um mit dir zu reden. Darum bitte ich dich inständig, habe Mitleid mit mir, da ich auf der Welt kein größeres Gut als dich besitze und wie du siehst, mein Leben um dich gewagt habe. Als das Mädchen die holden Worte hörte, die Arrighetto zu ihr sprach, wandte

sie sich zu ihm, küßte ihn und sagte: Nach dem, was du um mich gethan hast, wäre es die größte Abscheulichkeit, wenn ich es dir nicht vergelten wollte. Darum bin ich zufrieden, daß du nach deinem Willen an mir thust; zuvor möchte ich aber wissen, wie du aussiehst. Kehre darum in deinen Versteck zurück und fürchte dich nicht. Morgen will ich mich stellen als wollte ich schlafen und die Kammerthür schließen. So bleib ich allein, und wir können uns sehen und ausführlich mit einander reden. Mein Fräulein, erwiederte Arrighetto, und wenn ich jetzt sterben sollte, so wär ich doch froh, daß ihr mich zu euerm Diener angenommen habt. Doch möge es euch gefallen, mich zum Zeichen dessen wenigstens einmal zu küssen. Die junge Königin küßte ihn lieblich, denn sie fühlte schon im Herzen die Flammen der glühenden Liebe. Darauf kehrte Arrighetto zurück in den Vogel. Am andern Morgen sagte das Fräulein, sie wolle schlafen, denn es däuchte sie tausend Jahre bis sie Arrighetto sähe; sie schickte die Kammerfrauen hinweg und verschloß das Gemach und lief zu dem Vogel, aus dem sogleich Arrighetto hervorkam und ihr zu Füßen fiel. Und als sie ihn so schmuck und schön sah, fiel sie ihm gleich um den Hals, er aber schloß sie in seine Arme und rief: Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, da mir das Glück zu Theil wird, das ich so lange ersehnt habe. Dann gab er ihr Bericht über sich und sein Geschlecht mit so süßen und lieblichen Worten, daß sie duftigen Veilchen zwischen würzigen Küssen glichen. Unaussprechlich war die Liebe, die sie jetzt einander schenkten, und die sie mehrere Tage und Nächte vereinigt hielt. Das Fräulein versah ihn unterdessen mit leckern Speisen und überirdisch köstlichen Weinen. Auch kam der Goldschmied oft nach dem Vogel zu schauen und fragte nach Arrighetto,

ob er nichts befehle; er antwortete aber immer: Nein. Da sprach Arrighetto eines Tags zu der Königin: Ich wünschte, daß wir zusammen nach Deutschland zögen in unser Haus. Sie antwortete: Lieber Arrighetto, ich bin mit Allem zufrieden, was dir gefällt. Arrighetto sprach: Ich will hingehen und mit einem Schiffe zurückkehren an das Schloß des Königs, das an der Küste steht, wo ich an einem bestimmten Tage eintreffen werde. Dann magst du deinem Vater sagen, du wollest an der Küste spazieren gehen: erwarte mich dann bei dem Schlosse, wohin ich am Abend kommen werde, dich auf das Schiff zu bringen. Dann fahren wir zusammen hinweg. Das soll geschehen, sprach das Fräulein. Sie schickte alsbald zu dem Goldschmied und sprach: Trag den Vogel hinweg und mache mir die Krone darauf, daß ich sie bei meiner Rückkehr fertig finde. Der Meister versetzte: Wenn der Herr es will, so ist es mir recht. Das Fräulein sprach: Thu nur was ich dir sage. Da ließ der Meister den Vogel in seine Bude schaffen. Und als es Zeit war, trat Arrighetto hinaus, nahm Abschied von dem Meister und fuhr heimlich fort in sein Land. Da befahl er ein schönes Schiff auszurüsten nebst einigen bewaffneten Galeeren zu dessen Vertheidigung, schiffte sich dann ein und kam der Verabredung gemäß an das Schloß des Königs von Aragon. Inzwischen hatte das Fräulein zu ihrem Vater gesagt: Mein Fürst, ich möchte an den Hafen gehen der Seeluft zu genießen, und mich einige Tage in euerm Schloß aufhalten. Der Vater war es zufrieden und ließ ihr viel Frauen und Fräulein beigeben, sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Die junge Königin begab sich darauf mit ihrem Geleit nach dem Schlosse und erwartete mit großem Verlangen Arrighetto, bat Gott, daß er bald kommen möge

und schaute den ganzen Tag auf das Meer hinaus, ob sie ihn nicht kommen sähe. Spät Abends aber, zur verabredeten Stunde kam Arrighetto vor die Burg gegangen. Das Fräulein eilte sogleich zu ihm hinab, und umarmte ihn, worauf sie unverzüglich das Schiff bestiegen, die Segel lüfteten und mit Gottes Hülfe davon fuhren. So brachte sie Arrighetto in sein Land. Als sie aber Morgens nicht gefunden wurde, entstand im Schloß ein großer Lärm. Man meldete dem König, in der Nacht seien Seeräuber gekommen und hätten seine Tochter entführt. Darüber war der König auf das Schmerzlichste betroffen, er glaubte seine Tochter verloren. Und da er den wahren Sachverhalt nicht ahnte, schickte er nach einem seiner Söhne, der ein sehr entschlossener Jüngling war und sprach zu ihm: Ich befehle dir bei Todesstrafe, nicht wieder zu mir zurückzukehren, bis du weißt wo sie ist und wer sie entführt hat. Dieser ging sogleich zur See und verfolgte das Schiff und erfuhr bald für gewiß, daß der Sohn des Kaisers sie entführt habe. Und als er davon den Beweis in Händen hatte, kehrte er zu dem Vater zurück und meldete ihm, der Sohn des Kaisers sei in eigner Person dahin gekommen und habe sie entwendet. Demgemäß machte der König große Zurüstungen, um hinzuziehen und ihn in Deutschland selbst zu bekriegen, wozu er auch den König von Frankreich aufbot und den König von England, sowie die Könige von Navarra, Majolica, Schottland und von Castilien und Portugal nebst vielen andern Herren und Baronen des Abendlandes. Und als der Kaiser von den Rüstungen hörte, die jener gegen ihn machte, that er das Gleiche und bat und entbot die Könige von Ungarn und Böhmen und viele Markgrafen, auch Grafen und Herren Deutschlands, so daß beide Theile große Heerscharen zu-

sammenbrachten, um mit einander zu kämpfen, wie davon sogleich näher berichtet werden soll. Als nun der König von Aragon sein Heer beisammen hatte, brach er auf und fiel in Deutschland in des Kaisers Gebiet, und als der Kaiser von seiner Ankunft vernahm, hob er sich ihm entgegen nach einer Stadt Namens Wien mit großer Menge Volks, und als sie einander im Felde gegenüberstanden, hielt der König von Aragon mit den Seinen Rath und beschloß den Kaiser zur Schlacht zu fordern, wie auch geschah, indem er ihm durch einen Trompeter einen blutigen Handschuh auf einem Dornbusch schickte. Arrighetto als Oberfeldherr nahm die Schlacht ohne Verzug an und durch Unterhändler setzten sie den Tag an, wo sie sich auf dem Schlachtfelde begegnen wollten. In der Nacht zuvor setzte der König von Aragon zwölf Heermeister ein, sehr tapfere und einsichtige Männer. Die erste Schar bildeten dreitausend erprobte Krieger, ganz schwarzgekleidet, die er meist zu Rittern des goldnen Sporns machte und Todesritter nannte, und seinen Sohn, Messer Principale genannt, zu ihrem Hauptmann ordnete. Zu diesem sprach er: Mein Sohn, heut ist der Tag, die Ehre deiner Schwester wieder zu gewinnen. Darum ermahne ich dich, sei tapfer und rüstig. Jede Fiber von Angst halt an dir darnieder und laß dich lieber in Stücke hauen als zum Weichen bringen. Dabei gab er ihm eine Standarte mit goldenem Löwen in blauem Felde, ein Schwert in den Klauen. Die zweite Schar führte der Herzog von Burgund mit dreitausend Burgundern und Franzosen, alle gut beritten und bewaffnet; im Wappen trug er jenen Tag goldene Lilien in blauem Felde. Die dritte Schar befehligte der Herzog von Lancaster mit dreitausend kühnen und in den Waffen erprobten Engländern, alle mit Halsbergen, Brust=

harnischen und glänzenden Helmhüten bewehrt und unter einem Banner vereinigt mit drei goldenen Leoparden in rothem Felde. Der vierten Schar standen die Könige von Castilien und Schottland mit viertausend Kriegern vor, alle gut beritten und wohl bewehrt; sie folgten zwei großen Kriegsfahnen, in der einen ein weißes Schloß in goldnem Felde, in der andern ein grüner Drache in rothem Felde mit blauem Sparren in der Mitte. Die fünfte Schar leiteten und lenkten die Könige von Majolica und Navarra mit zweitausend guten Fechtern und als Wappen trugen sie in den Fahnen auf der einen eine schwarze Wölfin in weißem Felde, auf der andern drei weiße und rothe Schachbretter mit einem goldenen Streifen in der Mitte. Die sechste Schar führte Graf Novello von Sansogna mit fünfzehnhundert Provenzalen und in seiner Fahne sah man drei-rothe Rosen in weißem Felde. Die siebente und letzte Schar führte der tapfere König von Aragon und vier seiner Enkel mit fünftausend wohlbewaffneten und gut gerüsteten Aragoniern auf lauter guten Schlachtrossen, ganz mit Schuppen- und Ringpanzern bedeckt; und als Feldzeichen trug er diesen Tag einen Engel mit dem Schwert in der Hand; rings um diese Schar standen zweitausend Bogenschützen zu Fuß. Die zwölf Heermeister waren stets beflissen, diese sieben Scharen mit so viel Trompetern und Pfeifern in Ordnung zu halten, daß es wie der Donner erscholl.

In gleicher Weise war auch der Kaiser bedacht, seine Scharen zu ordnen. Seinen Sohn Arrighetto von Schwaben machte er an diesem Morgen zum Ritter und Grafen und gab ihm dreitausend Herren und Ritter bei, lauter vornehme Edelleute, und zum Feldzeichen eine kaiserliche Fahne mit einem schwarzen Adler in goldenem Felde; im Schild aber

trug er heute das Bild eines Fräuleins mit einer Palme in der Hand, und diesen Schild hatte die ihm gegeben, um derentwegen die Schlacht geschlagen ward. Und als der Kaiser ihm diese Standarte und solches Gefolge gegeben hatte, sprach er zu ihm: Mein Sohn, es ist deine Sache! darum sage ich dir weiter nichts. Die zweite Schar führte ein Neffe des Königs von Ungarn mit fünftausend Ungarn in bester Zurüstung, und als Wappen trug er in seinem Banner goldene Lilien in blauem Felde mit weißen und rothen Streifen. Die dritte führte der alte König von Böhmen mit sechstausend durchaus bewaffneten, gut berittenen und kampflustigen Rittern, und als Wappenzeichen führte er in seiner Fahne einen weißen doppeltgeschwänzten Löwen in rothem Felde. Die vierte Schar leitete der Graf von der Lippe, Herzog von Oesterreich mit sechstausend waffengeübten und kampferfahrenen Rittern von großer Kühnheit; und als Abzeichen trug er ein Doppelbanner: in dem einen war ein weißer Adler in rothem Felde mit etlichen weißen Punkten, in dem andern ein weißer Berg in blauem Felde gemalt, in dem ein Schwert steckte. Die fünfte Schar führte der Graf von Savoien und Graf Wilhelm von Luxemburg mit dreitausend fünfhundert Rittern, lauter tapfern und rüstigen Leuten ohne alle Furcht; und als Abzeichen trugen sie zwei Fahnen, in der einen einen Bären in gelbem Felde und in der andern weiße und rothe Vierecke. Die sechste Schar führte der Patriarch von Aquileja mit vierzehnhundert Grafen, Freiherren und Rittern, und als Wappen hatte er in seiner Fahne eine Bischofsmütze zwischen zwei weißen Krummstäben in rothem Felde. Die siebente und letzte Schar führte der Kaiser mit viertausend wohlerprobten Deutschen, die in den Waffen geboren schienen, und trug als

Wappen die Kriegsfahne, die der Engel Karl dem Großen brachte, die Oriflamme, d. h. eine Feuerflamme in goldnem Felde. Und wahrlich diese letzte Schar bestand aus lauter tapfern und tüchtigen Kriegern, und jede Schar hatte vier Seneschalle, die immer die Scharen umritten, damit Keiner aus ihnen heraussträte, und weder Unordnung noch Lücken entstehen könnten. Als so die Scharen beiderseits geordnet und geschieden waren, gingen die Schlichter voraus, um Bäume und Hecken wegzuhauen und Gräben auszufüllen, und als der Tag anbrach, sah man bald auf beiden Seiten die Strahlen der Sonne von den glänzenden Helmen zurückgeworfen, sah die Standarten, Banner und Fahnen im Winde flattern, hörte die Pferde wiehern, die Trompeten und Pfeifen auf beiden Seiten schmettern und schallen als wenn rings Alles blitzte und krachte. Niemals sah man noch zwei so edle und herliche Heere auf einem Felde versammelt, so viel tapfere und erfahrene Kriegshelden auf beiden Seiten wie auf diesem prächtigen Felde. Und wenn je ein Heer mit Einsicht geführt wurde, so war es das des tapfern Königs von Aragon, der, sobald es Tag wurde, daß sie einander sehen und erkennen mochten, einherritt, seine Scharen anzufeuern, im Waffenwerk zu ermahnen und aufzufordern, sich mannhaft und tapfer zu halten, denn heute gedächten sie mit dem Schwert in der Hand den Deutschen den Kaisertitel zu nehmen und in glorreichem Triumph in ihre Heimat überzuführen, wie das schon zu den Zeiten des großen Kaiser Karl geschehen sei. Darum bitte er sie, daß sich jeder als ein echter Paladin erweise in Betracht des ewigen Ruhms, den sie sich und ihren Nachfolgern an diesem gesegneten, siegreichen Tage erwerben würden, an dem Gott und der selige St. Georg ihnen den

Sieg verleihen wolle. Und darum, fuhr er fort, laßt eure Schwerter einhauen und gebt keinem der Feinde Quartier, denn der einmal todt ist, steht nicht wieder auf, mit euch zu kämpfen: wer sich aber beigehen ließe, an dem heutigen Tage nicht tapfer zu sein, wo es so glorreichen Ruhm zu erwerben gilt, der mache sich nur darauf gefaßt zu sterben, denn wir sind in ihrem Lande und finden hier keine Zuflucht: unser Heil liegt allein in den Schwertern. Wir sind also genöthigt uns tapfer zu erweisen. Darauf befahl er, wenn gleichwohl Einige seiner Leute sich zur Flucht wendeten, so sollten sie zuerst sterben.

Nach dieser Rede konnten seine Scharen den Augenblick kaum noch erwarten, wo sie handgemein wurden, denn sie glaubten das Recht auf ihrer Seite. Eben so machten es der Kaiser und sein Sohn Arrighetto bei ihren Völkern: sie riefen ihnen ins Gedächtniß, daß das deutsche Blut das edelste sei und das tapferste in der Welt. Nicht ohne Grund, sagten sie ihnen, haben wir die heilige kaiserliche Krone gewonnen und besitzen sie seit Jahrhunderten. Darum haltet euch wacker und muthig und dämpft den Ehrgeiz und die Anmaßung dieser Gallischen Fremdlinge, die ihre Vermessenheit in unsere Lande führt uns zu verschlingen. Gedenkt unserer Voreltern, die immer in den Waffen Meister und begierig waren, ihrem Vaterlande Ehre zu erwerben, wie der erste Kaiser, der tapfere Otto von Sachsen, und der kühne Heinrich der Erste, der erste Konrad, der zweite, dritte und vierte Kaiser Heinrich und Friedrich der Erste, der erlauchte Rothbart, und andere mehr.

Inzwischen ging der Patriarch von Aquileja durch die Scharen segnend und Jedem seine Sünden vergebend mit der Ermahnung wacker zu kämpfen: so würden sie Sieger bleiben.

Nachdem man beide Theile mit dem Kreuzeszeichen gesegnet und den Scharen des Kaisers St. Paul, denen von Aragon der Ritter St. Georg als Losungswort gegeben war, rückten sich die beiden ersten Scharen allgemach näher, legten die Lanzen ein und holten kräftig aus einander zu treffen und griffen sich tapfer an, und als die Lanzen gebrochen waren, legten sie die Hand an die Schwerter und schlugen so ungeheuerlich auf die glänzenden Helme los, daß die Funken himmelwärts sprühten, so groß war ihre Begierde einander zu treffen und zu verderben. Da geschahs, daß Arrighettos Roß unter ihm stürzte und er selbst zu Falle kam, doch richtete er sich alsbald wieder auf und schuf sich mit dem Schwert in der Hand Bahn. Von den Rittern des Todes standen viele umher, aber keiner konnte ihn greifen; aber sein Schwager Principale kam über das Feld gesprengt und stieß zufällig auf ihn, so daß sie sich erkannten. Da rief ihm Messer Principale zu: Verräther, du bist des Todes. Arrighetto entgegnete: Ich bitte dich deiner Schwester zu Liebe mich nicht zu tödten. Aber Principale erwiederte: Verhüte Gott, daß ich dich schone, da du mein nicht geschont hast. Er schwang sein Schwert und schlug auf ihn und wäre seine gute und erprobte Rüstung nicht gewesen, so wäre er heute sicher gestorben, denn er schnitt ihm den ganzen Schild durch, den er am Arme trug. Da kam ihm der Neffe des Königs von Ungarn mit der ganzen Schar der Ungarn zu Hülfe: er wurde gleich wieder auf ein Pferd gesetzt und stürzte sich mit dem Schwert in der Hand unter die Feinde. Nun begann die andere Seite zu weichen wegen der Uebermacht, die auf sie drückte. Der Herzog von Burgund mit seiner Schar stieß zu ihnen, so daß dort ein heftiger Kampf entstand und viel Leute

umkamen. Aber die Ungarn griffen nach den Bogen und spannten und schossen sie mit so verderblichem Erfolge ab, daß die Pfeile sich gleichsam drängten und von ihren Schüssen so viel Volks getroffen und getödtet ward, daß die Feinde zu weichen sich genöthigt sahen. Aber der Herzog von Lancaster that sich jetzt hervor mit den tapfern und muthigen englischen Rittern: er kam wie ein losgelassener Löwe unter die Ungarn gefahren und schrie: Tod und Verderben! Da flohen die Ungarn vor ihnen wie eine Heerde Schafe. So stieß er auf den Neffen des Königs von Ungarn, legte die Lanze ein, griff ihn von hinten an und warf ihn vom Pferde so lang die Lanze war. Da waren sie plötzlich alle um und über ihn her, und weil er aus königlichem Hause war, wollten sie ihn nicht tödten, sondern nahmen ihn gefangen. Als die Ungarn ihren Hauptmann gefangen sahen, geriethen sie in Unordnung. Der König von Böhmen bemerkte dies, setzte seine Schar muthig in Bewegung und schrie den Feinden entgegen: Blut, Blut! Da gab es ein heftiges und herbes Gefecht. So setzten sich auch die andern Scharen in Bewegung: die des Königs von Castilien, des Königs von Schottland und des Herzogs von Oesterreich. Als diese Scharen zusammentrafen, war der Lärm und das Geschrei so groß und der Wiederhall ihrer Schwertschläge, daß Luft und Erde davon zu zittern schienen. Und indem sie durch das Feld sprengten, begegneten sie dem König von Schottland und dem Herzog von Oesterreich und mit großer Verwegenheit rannten sie einander an, und als die Lanzen verschwendet waren, griffen sie zu den Schwertern. Der Herzog durchschlug dem König von Schottland den Arm, so daß der König das Schwert nicht mehr führen konnte: Der Herzog ergriff ihn und nahm ihn gefangen. Als sein Volk seinen

Herrn gefangen wegführen sah, widersetzte es sich, rottete sich zusammen, warf sich dem Herzog entgegen und nahm ihm seinen Gefangenen mit Gewalt wieder ab. Darüber rasend stürzte er sich mit solcher Wuth unter sie, daß wer vor ihm fliehen mochte, von Glück zu sagen hatte. Er ließ sich aber von der Leidenschaft so weit fortreißen, daß er in die fünfte Schar hinübersprengte, wo die Könige von Navarra und Majolica standen, die mit Besonnenheit in die Schlacht ritten. Diesem nun begegnend, senkte der König von Majolica die Lanze, zielte damit auf seine Brust und bohrte sie durch und durch. So fiel er zur Erde und der tapfere Herzog von Oesterreich war nicht mehr. Als die Krieger dieser Scharen in der Schlacht einen so siegreichen Anfang gemacht sahen, wurden sie muthvoll und liefen kühnlich bis zu der Schar des Herzogs von Savoien und des Grafen Wilhelm, und da gab es eine harte und scharfe Schlacht und mit Gewalt wurden die Banner der besagten Fürsten zu Boden geworfen, so daß sie der Niederlage nahe waren. Als das der Patriarch von Aquileja sah, warf er sich plötzlich der Wuth des Königs von Majolica entgegen; auch war er so gut zu Pferde und hatte so tapferes Gefolge, daß er sich mit Gewalt Bahn brach und heftig dahin ritt, wo Principale stand, der sich ihm eifrig entgegenwarf und ihn mit der Lanze traf, daß ihm ein Splitter des Spereisens in der Brust stecken blieb; aber seine Stärke war doch so groß, daß sie ihn hinwegtrug, und er, verwundet wie er war, den Feinden noch großen Schaden zufügte; zuletzt aber begann ihm in Folge des großen Blutverlustes das Gesicht zu versagen. Indem er nun über das Feld sprengte, traf er auf Arrighetto, der, als er ihn erkannte und so verwundet sah, ausrief: Weh mir, lieber Herr, was ist das? Der Patriarch sprach: Mein Sohn,

zieh mir das Eisen aus; ich bin des Todes! Sogleich zog er ihm das Eisen aus, und der Patriarch sprach: Ich sehe fast nichts mehr: darum stopfe und verbinde mir diese Wunde gut und führe mich dann dahin, wo das Schlachtgewühl am dichtesten ist, denn von meiner Hand sollen noch Etliche sterben. Und so geschah es; denn sobald er verbunden war, küßte er Arrighetto, segnete ihn und sprach: Lieber Sohn, entsetze dich nicht über meinen Tod, sondern folge meinem Beispiel und geh mit Gott! Dies ist keine Zeit, da zu stehen und Worte zu machen. Damit stürzte er sich, das Schwert in beiden Händen, in die Schlacht, und wehe dem, der ihm zu nahe kam. So hielt er sich noch einige Zeit, bis er todt vom Pferde fiel. Als Arrighetto die Schar des Grafen von Sansogna daher kommen sah, hob er sich ihm entgegen mit den Seinigen, die sich unterdessen erfrischt hatten und fiel verzweifelt über den Grafen her. Der aber, als er ihn so tollkühn auf sich zukommen sah, rannte ihm muthvoll entgegen. Arrighetto setzte ihm die Lanze auf die Brust und stach sie gewaltig durch und durch, so daß der mannhafte Graf vom Pferde fiel und bald darauf starb. Die Seinigen hoben seine Leiche auf und trugen sie weg in ihr Lager. Als der König von Aragon den guten Grafen von Sansogna todt sah, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Darauf nahm er die Lanze in die Hand und rief: Krieger, wer mir wohl will, der folge mir. So brach er auf wie ein Gewittersturm und hieb Alles mit seinem Schwert entzwei was ihm begegnete und rannte über das Feld wie ein Drache und Alles floh vor ihm. Als der Kaiser dies sah, führte er seine Schar ingrimmes Muthes gegen den König von Aragon. Als die beiden Scharen zusammentrafen, schienen sie Teufel aus der Hölle: so heftig

war der Sturm, mit dem Beide widereinander losfuhren und die ungemessenen Schläge austheilten und empfingen. Der König von Aragon warf den Schild auf den Rücken, nahm das Schwert in beide Hände und spaltete alle, die sich vor ihn wagten, so daß bald Jeder vor ihm floh, denn sie konnten seinen furchtbaren Schlägen nicht Stand halten, da so viel Barone und Grafen von seinen Händen erlagen. Das Gemenge war sehr groß, man gab und empfing gewaltige Schläge, durchschnitt Schilde und Panzer, Hände und Arme und vergoß Ströme von Blut das ganze Feld entlang; namentlich brachte der Kaiser seinen Feinden den größten Schaden bei.

Da begab es sich, daß der König von Aragon zufällig an eine Quelle kam, bei der Arrighetto, der sich erfrischen wollte, den Helm abgenommen hatte. Der König von Aragon stieg vom Pferde und erkannte sogleich an Schild und Helmzeichen Arrighetto und ohne ein Wort zu sagen, holte er mit dem Schwerte aus und schwang Arrighetto einen mächtigen Streich übers Gesicht mit den Worten: Das habe du auf Abschlag als Aussteuer meiner Tochter. Darauf sprang er wieder in den Sattel und rief Arrighetto zu: Greif zu deinen Waffen, denn heute ist der Tag, an dem du von meiner Hand bei diesem Brunnen sterben sollst. Arrighetto versetzte: Es ist nicht Rittersbrauch mit einem Manne zu kämpfen, der so schrecklich verwundet ist wie ich. Der König antwortete: Verbinde dir die Wunde und steig zu Pferde, denn ich will wissen, ob du so tapfer bist als man mir gesagt hat. Während sie so miteinander verhandelten, kam der Graf Guido von Luxemburg mit einigen seiner Barone an den Brunnen geritten sich abzukühlen, und als er den König von Aragon und Herrn Arrighetto erkannte und von ihrem Handel hörte, wandte er

sich zu dem König und sagte, er wolle diesen Streit scheiden, womit der König und Herr Arrighetto zufrieden waren. Darauf sprach der Graf: Herr König, ich will, daß heute diesem Kampf ein Ziel gesetzt werde bis Herr Arrighetto geheilt und wieder im Stande ist zu fechten. Inzwischen könnt ihr Beide im Lager bleiben und diesen Zwist unter euch ausmachen, damit nicht so viele tapfere Männer sterben müssen eines Weibes wegen, denn bei meiner Treue, nie hab ich eine blutigere Schlacht gesehen als diese.

Der König war damit einverstanden und Herr Arrighetto gleichfalls, sie gaben sich die Hand auf den künftigen Kampf und gingen hinweg, und als sie wieder auf das Schlachtfeld kamen, ließen Beide in die Trompete stoßen und zum Rückzug blasen. Es kostete aber sehr große Mühe dies grausame Handgemenge zu trennen.

Als nun am Abend beide Theile in ihre Lager zurückgekehrt waren, ließ der König von Aragon die ihm verbündeten Könige, Grafen und Herren alle versammeln und sagte ihnen was er gethan und versprochen habe. Da waren alle damit einverstanden, ausgenommen Herr Principale. Er sprach: Lieber Vater, ich wünsche selbst mit ihm zu kämpfen, denn ich bin jung wie er und hab ihn heute den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde gesucht und konnte ihn nirgend finden. Der König versetzte: Mein Sohn, laß ihn erst geheilt sein, hernach magst du thun was du willst. Es begab sich aber, daß der Pabst, der von den gewaltigen Aufgeboten hörte, welche der Kaiser und der König gemacht hatten, zwei Cardinäle zu ihnen schickte sie zu vergleichen. Sie fanden die Sache in schlimmem Stande und mußten mehrmals mit dem Kaiser und dem König von Aragon Gespräche pflegen, die sich sehr ungern zum Frieden bewegen ließen. Doch

wurden sie endlich durch die Bitten der beiden Cardinäle und die Befehle, welche ihnen der Pabst mit Androhung des Bannes durch sie übersandte, bestimmt, Frieden zu schließen und sich Gott zu Liebe mit einander zu vertragen, worauf unter großen Feierlichkeiten und Freudenfesten sich Herr Arrighetto mit der Tochter des Königs vermählte, Herr Principale aber Arrighettos Schwester zur Frau nahm. Und nachdem sie sich einander verziehen und durch Vermittlung der beiden Cardinäle Frieden und Verwandtschaft geschlossen hatten, schieden sie mit großer Feierlichkeit in Frieden von einander und kehrten Beide beruhigt in ihr Land zurück.

5.

Die vertauschten Briefe.

Ein König von Frankreich hatte eine Tochter, Namens Dionigia, schön und lieblich wie kaum sonst ein Weib ihrer Zeit, und ihr Vater wollte sie, als es Zeit war sie zu vermählen, seines Reichthums wegen einem der mächtigsten deutschen Fürsten geben, der siebzig Jahre alt war; aber das Mädchen wollte ihn nicht, obgleich der Vater entschlossen war, sie ihm gegen ihren Willen zu geben. Da sann das Mädchen nichts andres als wie sie Mittel fände zu fliehen. Sie verkleidete sich also bei Nacht als Pilger, bestrich ihr Gesicht mit Kräutern, die ihre Farbe änderten, steckte etliche kostbare Steine zu sich, welche ihr die Mutter hinterlassen hatte und nahm den Weg nach der Küste. Als sie an das Meer kam, stieg sie auf ein Schiff und fuhr hinüber nach

England. Als der König, ihr Vater, sie am Morgen nicht fand, ließ er sie in der ganzen Stadt suchen, ja im ganzen Reich, und als sie nirgend zu finden war, dachte er, sie habe sich vor Leid ums Leben gebracht. Das Mädchen unterdeß, sobald sie ans Land gestiegen war, nahm die Richtung nach einer Stadt und kam an ein Kloster, das reichste des Landes, dessen Priorin eine Verwandte des Königs war. Dieser sagte das Mädchen, sie wolle Nonne werden. Die Priorin fragte sie, wer sie sei, wessen Tochter und woher sie käme. Sie antwortete, sie sei die Tochter eines französischen Bürgers; Vater und Mutter seien ihr gestorben und jetzt nach einigen Reisen, die sie gemacht hätte, gedächte sie sich dem Dienste Gottes zu weihen. Die Priorin, die sie so artig und freundlich sah, gedachte sie als Schülerin anzunehmen, daneben auch sich ihre Dienste gefallen zu lassen und sprach: Liebes Kind, ich nehme dich sehr gerne an; zuvor aber mußt du unsere Regel und Lebensweise kennen lernen; hernach magst du, wenn dir unser Haus gefällt, das geistliche Gewand nehmen. Dionigia hiemit ganz zufrieden trat in das Kloster ein und begann der Priorin und den Schwestern so demüthig zu dienen, daß alle Nonnen im Kloster große Liebe zu ihr gewannen und ihre Schönheit und feinen Sitten bewunderten. Fürwahr, sagten sie, das muß ein Fräulein hohen Standes sein.

Nun begab es sich bald darauf, daß der König von England, dessen Vater vor Kurzem gestorben war, sein Land bereiste und auch in dieses Kloster kam, seine Base, die Priorin, zu besuchen, die ihm die feierlichste und ehrenvollste Aufnahme bereiten ließ. Während seines Verweilens nun erblickte er Dionigia, die einen tiefen, unaussprechlichen Eindruck auf ihn machte. Er fragte die Priorin, wer sie wäre;

sie konnte ihm nur erzählen, wie sie dahin gekommen sei und wie sie sich betragen habe. Da kam er auf den Gedanken sie zur Frau zu nehmen und sagte es der Priorin, welche das aber nicht billigte, angesehen, daß er nicht wisse, wer sie sei, ihm aber eine Königs= oder Kaiserstochter gezieme. Gewiß, entgegnete er, ist sie die Tochter eines großen Herrn nach ihrem Betragen, ihren feinen Sitten und ihrer Schönheit. Sie ist so wie du sagst, sagte die Priorin. Der König versetzte: So will ich sie denn so wie sie ist, sie sei auch wer sie sei. Die Priorin ließ sie rufen und sprach zu ihr: Dionigia, unser Herrgott hat dir ein großes Glück zugedacht: der König von England verlangt dich zur Gemahlin. Als sie das hörte, verfärbte sie sich und sprach, das wolle sie durchaus nicht, sondern wolle Nonne werden: darum bitte sie, ihr von solchen Dingen nicht mehr zu sprechen. Dies berichtete die Priorin dem König, der aber den unabänderlichen Entschluß kund gab, sie allen Hindernissen zum Trotz zur Frau zu nehmen. Als die Priorin seinen festen Willen sah, redete sie ihr so lange zu, bis sie einwilligte, worauf sie der König in Gegenwart der Priorin zur Gemahlin nahm. Er beurlaubte sich dann von ihr mit seiner Frau und begab sich nach London, wo er in seinem Palast ein herliches Fest veranstaltete und alle seine Barone dazu einlud. Als diese die große Schönheit sahen, ihre edle Haltung und das feine Benehmen, da war Keiner unter ihnen, der sich nicht in sie verliebt hätte. Nur die Mutter des Königs wollte sich, da er eine solche Frau genommen, nicht bei der Hochzeit einstellen und zog sich in großem Zorn auf eins ihrer Landgüter zurück. Dionigia brachte es durch ihre Liebenswürdigkeit dahin, daß der König ihr mehr als sich selber ergeben war. Sie ward nach einiger Zeit schwanger, als der König

ihr Gemahl mit einem großen Heere nach einer Insel ziehen mußte, die sich wider seine Herrschaft empört hatte. Er nahm also Abschied von ihr und empfahl sie seinem Vicekönig, daß er für sie sorge und sie in Ehren halte als seine Königin und ihm Nachricht zuschicke, wie es ihr bei der Niederkunft ergangen sei, worauf er England verließ.

Zur rechten Zeit genas Dionigia zweier Knaben. Der Vicekönig säumte nicht seinen Herrn von dem freudigen Ereignisse in Kenntniß zu setzen. Der Bote aber, welcher den Brief überbringen sollte, kehrte unterwegs in dem Schlosse ein, welches die Mutter des Königs bewohnte, und gab ihr Nachricht von der Geburt der Zwillinge. Dadurch stieg ihr Groll aufs Höchste, und als die Nacht gekommen und der Bote schlief, vertauschte sie den Brief, den er bei sich trug, mit einem andern, den sie selbst geschrieben. In diesem stand, daß zwei Aeffchen von nie gesehener Häßlichkeit und Mißgestalt geboren worden seien. Am folgenden Tage entließ sie den Boten reich beschenkt mit der Ermahnung, bei der Rückkehr wieder den Weg über ihr Landgut zu nehmen, was er ihr auch versprach. Im Lager angekommen, übergab er dem König den untergeschobenen Brief. Dieser wollte seinen Augen nicht trauen, als er ihn las; nichtsdestoweniger schrieb er an seinen Vicekönig, er solle die Zwillinge aufziehen lassen und seiner Gemahlin alles Gute und Liebe erweisen, bis er selbst zurückkomme, was bald der Fall sein werde. Nachdem er den Boten mit dem Briefe abgeschickt, gab er sich ganz seinem Schmerze hin. Getreu seinem Versprechen nahm der Bote seinen Weg über das Schloß, in welchem die Mutter seines Herrn wohnte. In der Nacht, als er schlief, nahm sie ihm wiederum den Brief, den er überbringen sollte, las ihn und ärgerte sich sehr, daß ihr Sohn die Nachricht so

gleichmüthig aufgenommen und nicht vielmehr den Tod seiner Gemahlin befohlen habe. Deshalb vertauschte sie abermals den ächten Brief mit einem andern, welcher folgenden Inhalt hatte: Sobald du diesen Brief erhalten, nimm meine Frau und die Zwillinge und tödte sie alle mit einander; denn ich weiß, daß es nicht meine Kinder sind. Der Bote, den sie abermals reich beschenkte, blieb ohne Ahnung von dem was vorgefallen. Als er dem Vicekönig den Brief überbrachte, war dieser außer sich vor Entsetzen über das was darin stand und fragte ihn, wer ihm den Brief gegeben habe. Der König selbst, versetzte der Bote und fügte zur Bekräftigung hinzu, der König sei ganz betroffen gewesen, als er den Brief seines Statthalters gelesen. Da kamen dem Vicekönig die Thränen in die Augen und weinend ging er zur Königin, der er den Brief zeigte und sagte: Lest, Herrin. Die Königin wußte ihres Jammers kein Ende, als sie den Brief gelesen. O ich Elende, rief sie ein über das andere Mal aus, niemals habe ich eine glückliche Stunde gehabt. Dann nahm sie ihre Kinder in den Arm und sagte: Meine Kinder, zu wie großem Unheil hab ich euch das Leben gegeben. Was habt ihr verbrochen, daß ihr sterben sollt?

Untröstlich überhäufte sie die armen Kleinen, die schön waren wie Sterne, mit Küssen. Auch der Vicekönig wußte sich lange Zeit nicht zu fassen und stimmte in ihre Klagen ein; endlich sagte er zu ihr: Herrin, was wollt ihr thun? oder was wollt ihr, daß ich thue? Ihr seht, was mein Herr schreibt: nichtsdestoweniger fehlt mir der Muth, seinen Befehl auszuführen. Nehmt deshalb eure Kinder, ohne daß es Jemand sieht: ich werde euch an die See begleiten, wo ihr euch mit Gott einschiffen mögt. Irgendwohin wird euch das Geschick führen, wo ihr vielleicht

glücklicher sein werdet. Sie war damit einverstanden und begab sich in der folgenden Nacht, ohne daß es jemand sah, an den Hafen, wo sie einen Schiffer bat, sie nach Genua zu bringen. Der Vicekönig gab ihm Geld und trug ihm auf, für sie zu sorgen; dann nahm er unter Thränen von ihr Abschied. Das Schiff brachte bei günstigem Wind die unglückliche Frau nach Genua. Dort verkaufte sie einige Juwelen, nahm zwei Ammen und zwei Kammerfrauen in Dienst und begab sich nach Rom, wo sie ihre Söhne, von welchen sie den einen Carlo, den andern Lionetto nannte, mit der größten Sorgfalt aufzog. So wuchsen die beiden Knaben heran und nahmen zu an Alter wie an Tugend, daß alle erstaunten, die sie kennen lernten; auch ließ sie die Knaben von den besten Lehrern unterrichten und sie Alles lehren, was sich für Edelleute geziemt. Nachdem sie das gehörige Alter erreicht hatten, schickte sie sie an den Hof des Pabstes, ohne zu sagen, wer ihr Vater sei. Als der Pabst erfuhr, welch ehrbares und heiliges Leben die Edelfrau führe, und sah, wie wohlgezogen und schön von Gestalt ihre Söhne seien, empfing er diese äußerst gnädig und gab ihnen eine reiche Ausstattung, so daß sie glänzend leben, Diener und Pferde sich halten konnten.

Es begab sich aber, daß der Pabst eine Fahrt über Meer gegen die Sarazenen unternehmen wollte und zu diesem Ende alle Könige und Fürsten der Christenheit, unter ihnen den König von Frankreich und den König von England aufforderte, nach Rom zu kommen, damit er ihren Rath über diese Fahrt hören könne. So fanden sich auch die beiden Könige auf Befehl des Pabstes in Rom ein. Wie war es aber dem König von England bis dahin ergangen? Nachdem er die aufständische Insel

wieder unterworfen, war er nach London zurückgekehrt. Die erste Frage, welche er an den Vicekönig that, war die nach seiner Frau und nach seinen Kindern, und als ihm die Antwort wurde, es sei mit ihnen geschehen, wie er befohlen, doch seien sie nicht getödtet, sondern nur des Landes verwiesen worden, und ihm zum Beleg sein Brief vorgelegt wurde, da war der König aufs Aeußerste bestürzt und wollte wissen, wer Schuld an dem Allen sei. Es stellte sich heraus, daß seine Mutter das ganze Unheil veranlaßt habe, und im Uebermaß seiner Wuth tödtete er sie. Ueberall hin sandte er Boten aus, die seine Frau suchen sollten. Als er hörte, wie schön seine Kinder gewesen seien, wollte er vor Gram sterben, und lange Zeit währte es, ehe er jemand mit sich sprechen ließ. Nichts vermochte ihn zu erheitern, so groß war die Liebe, die er zu seiner Frau trug, welche er auf so unselige Weise verloren hatte. Da kam jene Aufforderung des Pabstes und er beeilte sich ihr Folge zu leisten. Er nahm seinen Weg über Frankreich, wo sich der König von Frankreich ihm anschloß. In Rom angekommen wurden beide vom Pabste mit großer Liebe empfangen. Es begab sich aber, daß Dionigia Beiden in den Straßen Roms begegnete und in dem einen ihren Bruder — denn der Vater war unterdessen gestorben — in dem andern aber ihren Gemahl erkannte. Da ging sie zum Pabste und sagte ihm: Heiliger Vater, Ihr wißt, daß ich niemals habe sagen wollen, wer der Vater meiner Söhne sei, noch wer ich selbst bin: jetzt ist der Augenblick gekommen, Beides kund zu thun, indem ich alles Weitere Eurer Heiligkeit anheimstelle. Ich bin die Tochter des verstorbenen Königs von Frankreich und die Schwester dessen, der jetzt in Rom ist. Mein Vater wollte mich gegen meinen Willen an einen alten Mann verheirathen; aber in meinem

jugendlichen Uebermuth flüchtete ich nach England und verbarg mich dort in einem Kloster. Hier sah mich der König von England, fand Gefallen an mir und nahm mich zur Gemahlin, ohne zu wissen, wer ich war; ich gebar ihm diese beiden Söhne, als er außer Landes war. Aber er wollte sie nicht als seine Kinder anerkennen und schickte den Befehl, mich und sie zu tödten, worauf ich mit Hülfe eines seiner Diener mich flüchtete und hieher kam. Seitdem habe ich, wie Eure Heiligkeit weiß, hier gelebt und mich der Erziehung meiner unglücklichen Kinder gewidmet. Als der Pabst dies vernommen hatte, tröstete er sie und sagte, sie solle einstweilen nach Hause gehen. Er aber beschied die beiden Könige und auch die beiden Jünglinge vor sich, und als sie gekommen, fragte er den König von Frankreich: Kennt Ihr, allerdurchlauchtigster König, diese Beiden? worauf dieser mit Nein antwortete, und als er dem andern König dieselbe Frage vorlegte, erhielt er den gleichen Bescheid. Da wandte sich der Pabst zu beiden Königen, machte sie mit dem Stande der Dinge bekannt und ließ den Einen in den jungen Leuten seine Söhne, den Andern seine Neffen erkennen. Als der erste Jubel vorbei war, fragten sie nach der Mutter. Der Pabst ließ sie kommen: als sie kam, fiel sie ihrem Bruder um den Hals und gab ihm viele Küsse, aber um ihren Gemahl kümmerte sie sich nicht. Nach dem Grunde ihres Benehmens befragt, sagte sie: Der Grund ist die Grausamkeit, mit der du mich behandelt hast. Unter Thränen erzählte ihr nun der König, wie alles gegangen, wer die Schuld trage und wie er Rache genommen habe. Da nahm ihn Dionigia wieder zu Gnaden auf, und der Freude war kein Ende. So blieben sie noch einige Zeit in Rom und führten ein

vergnügtes Leben. Als sie endlich an die Rückkehr in die Heimath dachten, sagte die Königin zu ihrem Gemahl: Sieh, ich gebe dir diese als deine Söhne; laß sie dir anempfohlen sein und geh mit Gott. Denn ich will hier bleiben und mich von der Welt zurückziehen, um meine Seele zu retten. Vergebens betheuerte der König, daß er nicht ohne sie Rom verlassen werde, sie beharrte auf ihrem Vorsatze; erst als der Pabst und ihr Bruder, der König von Frankreich, ihre Bitten mit denen ihres Gemahls vereinigten, gab sie nach und machte durch ihre Einwilligung ihren Gemahl zu dem Glücklichsten, der je gelebt. Darauf nahmen sie Abschied vom Pabste und verließen Rom. Zuerst gingen sie mit dem König von Frankreich in sein Land, wo große Feste gefeiert wurden, und dann nach England.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





